

27503, I, G, g.



Alpenreisen

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.

1849.



In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und
Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

N. Walsch,

Reise von Konstantinopel

durch Rumelien, das Balkengebirge, Bulgarien,
die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn.

Ein Beitrag zur Kunde des türkischen Reiches.

Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau.

Mit einem Plane der Gegend um Konstantinopel.

2 Theile. 3 Thlr. 11½ Ngr.

Zwei Jahre in Spanien und Portugal.

Reiseerinnerungen

von **W. Willkomm.**

3 Bände. 12. broch. 5 Thlr.

Die griechische Kirche in Rußland

von **Dr. S. Wimmer.**

8. broch. 21 Ngr.

Aus

Karls von Nostitz,

weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen
und später russischen General-Lieutnants,

Leben und Briefwechsel.

Auch ein Lebensbild

aus den Befreiungskriegen.

8. broch. 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten

aus dem kriegerischen und politischen Leben eines
alten Offiziers.

Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre

von **G. v. Martens.**

8. broch. 2 Thlr.

Alpenreisen

507

J. G. Kohl.



Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.

1849.

Wissenschaften

J. O. Hoff.



Zweiter Teil.

Verlag von Neumann, Neudamm, Berlin.

1849

I n h a l t.

	Seite
III. Sommerreise durch die rhätischen Alpen und auf die italienische Seite . . .	71
1. Zürich . . .	3
Wunderbarer Regenbogen. — Kühnheit eines Adlers. — Menschliche Affecte bei Thieren. — Verbreitung der Pflanzen und Menschen. — Das Herz der Schweiz. — Die Römerstädte in der Schweiz. — Lage von Zürich. — Abendmahlfeier im Züricher Münster.	
2. Am Züricher See . . .	11
Der Linthcanal. — Fabrikdörfer am Züricher See. — Die schweizerischen Fabrikarbeiter. — Mührigkeit der Züricher Fabrikanten. — Die Züricher Seeweine. — Verschiedene Gesichtspunkte. — Züricher Urtheil über die Urschweizer. — Komische Noth eines Franzosen. — Handelsstraße durch das Linththal. — Das eingeschachtelte Appenzell. — Zersplitterung der Schweiz. — St. Gallen.	
4. Appenzell-Außerrhoden . . .	24
Die Hauptorte von Appenzell. — Spaltung der Appenzeller. — Die Außen- und Innerrhodener. — Nens- schweiz und Urschweiz. — Sieg der Radicalen. — Appenzeller Etickerinnen. — Appenzeller Fabrik- herren. — Die Geschichte von Appenzell.	
4. Appenzell - Innerrhoden . . .	32
Appenzeller Volksnaturell. — Naturell der St. Gal- lener. — Das obere Sitternthal. — Die „Molkentur“. — Industrielosigkeit. — Die gestickten Blumen. — Allgemeine Augsburger Zeitung. — Prügelfraße: Streichen und Hauen. — Die fremden Capitalisten.	

- 5. Auf dem Ramor** 40
 Die Obenalp. — Das Wildkirchlein. — Die schweizer Waldbrüder. — Jolen und Dudeln. — Der freie Bund am oberen See. — Ein frohmüthiger Appenzeller. — Der alte Schuh. — Schweizer Naturschwärmerei. — Die Alpenblumen. — Geisbubenamen. — Lage des Ramor. — Aussicht von demselben. — Dienstfertigkeit der Geisbuben. — „Börn“ und „hür“. — Das Ein- und Ausfahren. — Das Lied von Hans von Werbenberg. — Vom Ramor hinunter.
- 6. Nagaz und die Kluft von Pfäfers** 57
 Das Rheinthal. — Die Römerfahrten. — Good breeding. — Want of good breeding. — Der Kunstweg von Pfäfers. — Bad Pfäfers. — Die warmen Quellen. — Lebensgefährliches Baden.
- 7. Chur** 64
 Rhaetia. — Vermischung des Romanischen und Deutschen. — In die Alpen geflüchtete Völker. — Die rhätische Sprache. — Ausrottung der rhätischen Sprache. — Romanische Dialekte. — Oberländer und Engadiner Dialekt. — Rheinthaler und Engadiner Dialekt. — Romanische Orthographie. — Volkeredner in drei Sprachen. — Ein romanischer Sprachschatz. — Schwierige Correspondenz. — Politische und natürliche Gränzen. — Die Grauen Bünde. — Die Hochgerichte. — Eine Gerontarchie. — Unabhängigkeit der Communen. — Confessionen in Graubünden. — Curia Rhaetorum. — Die Salis und Planta. — Der Dichter Salis. — Völkergemisch an den deutschen Gränzen. — Verkehr der Graubündener. — Allgemeinschweizerisches. — Matensässen. — Schweizer Eigenthümlichkeiten. — Schweizer Nationalität. — Bündener Deutsch. — Indirecte Redeweise. — Das Luckmanier Eisenbahnproject. — Ein Tunnel durch die Alpen. — Großartige Bohrmaschine. — Das ostindische Postfelleisen. — Die wunderbarste Eisenbahn. — Der Churer Todtentanz. — Capuziner als Zauberer. — Der Föhn im Rheinthale. — Klima von Graubünden. — Mischung deutscher und italienischer Vegetation.
- 8. Felsberg und Reichenau** 103
 Drohender Felssturz. — Die steigende Gefahr. — Wunderbare Sprünge und Verwüstungen der herabstürzenden Felsstücke. — Das alte und neue Felsberg. — Die „Erdrarzen.“ — Vereinigung der Rheine. — La Punt. — Französische Waldverwüster. — Franzosen-

holz. — Baumstürze. — Schloß Reichenau. — Louis Philipp in Reichenau. — Die drei Portraits Louis Philips.

9. Zum Splügen 115

Der Mailänder Vöte. — Die Straße über den Splügen. — Der Heinzenberg. — Die bündener Burgen. — Wichtigkeit der rhätischen Bergpässe. — Die rhätischen Ritter. — Das Domleschg. — Der Ort Tüsis. — Die Via mala. — Die Straße durch die Via mala. — Die Rosla. — Die Freien am Rhyn. — Das Rheinwald. — Splügen als Handelsort. — Bergamascher Schafhirten. — Der österreichische Adler auf dem Splügen.

10. Chiavenna 131

Nord- und Südseite der Alpen. — Das St. Jacobsthal. — Die kahlen Berge. — Die Galerien der Alpenstraßen. — Herabfahrt vom Splügen. — Wunderwerke des Straßenbaues. — Kastanien und Kartoffeln. — Die schweizer Landvögte. — Die Grotten von Chiavenna. — Benutzung der Luftzüge. — Die beiden Nachbarn. — Der Zugwind in Italien.

11. Am See von Como 142

Bändigug der Flüsse. — Seidenwürmerzucht. — Die armen Seideproducenten. — Mühevollte Zucht der Seidenwürmer. — Die beste Seide. — Villeggiatur am Comersee. — Reize des Comersees. — Doppelnamen der italienischen Seen. — Ein italienischer Schiffscapitän. — Die Promessi sposi. — Die Dörfer am Comersee. — Die Villen am Comersee. — Berliner Pilgrime am Comersee. — Die nordwestlichen Ufer des Comersees. — Die k. k. Militärmusik. — Italienische Villen und englische Cottages. — Villa Pliniana. — Die wunderbare Duell. — Die alten und neuen Naturforscher. — Anbau am Comersee.

12. Die cimbrischen und suevischen Bergbewohner an der Gränze des lombardisch-venetianischen Königreichs 163

Die Sette Comuni. — Hitze im Thale der Brenta. — Die Gränzlinie zwischen Deutschen und Italienern. — Die Deutschen im Gtschthale. — Deutsche Bergnamen in der Lombard. — Vorrücken der Italiener in Tyrol. — Die Italiener in Südtirol. — Die Siebenberge. — Ähnlichkeit mit Appenzell. — Contrade und Comuni. — Cimberleut. — Hohes

- Alter der sette comuni. — Cimbrisches Lehn. —
 Cimbrische Privilegien. — Deutsche Gränzwächter
 gegen Deutschland. — Sprache der Kimberleut. —
 Cimbrische Literatur. — Cimbrische Kirchensprache.
 — Cimbrisches Lied auf Erzherzog Johann. —
 Cimbrisches Osterlied. — Cimbrisches Pfingstlied.
 — Cimbrisch und Altddeutsch. — Cimbrisch und Italienisch.
 — Das Plateau der Siebenberge. — Galles und
 Astago. — Gestalt der Kimberleut. — Italienisch-
 cimbrische Familien. — Ein cimbrisch-deutscher
 Führer. — Cimbrische Holzschnitzer. — Die sieben
 und die dreizehn Communen. — Schlecht und böse.
 — Die Höhlen von Ollero. — Der Monte Verenna.
 — Cimbrische Wirthschaftsamen. — Suevische Ab-
 kömmlinge. — Untergang des suevischen Dialekts. —
 Das reinste Cimbrisch. — Die suevische Pattataria.
 — Lasso und Ariost unter den Sueven. — Das Val
 Centa.
- 13. Trient** 206
 Die Duellen der Brenta. — Das Val Sugana. —
 Die Fahrten zu Thal. — Der Brenner als Gränze.
 — Deutsche und Italiener in Tyrol. — Gioberti
 und sein „Primato morale e civile.“ — Italienisches
 Theater in Trient.
- 14. Am Gardasee** 212
 Natur und Cultur. — Verheerungen des Etschflusses.
 — Le Marocchie. — Lage des Gardasees. — Isolat-
 ung von Riva. — Italienische Dialekte. — Una bella
 palazzola. — La Frescura. — Die Ernten in der
 Lombardei. — Olivenwälder. — Citronengärten.
 — Pflege der Citronenbäume. — Citronenernten. —
 Gastfreundschaft der Lombarden. — Lombardische
 Dörfer. — Ernst der Italiener. — Die Bärenjäger
 von Val Ledro. — Schlitten am Gardasee. — Der
 Monte Balbo. — Die Westseite des Gardasees.
 — Die Farbe desselben. — Seine Tiefe.
- 15. Lugano** 235
 Tipografia Elvetica. — Bücherschmuggel. — Die
 Schweiz als politischer Heerd. — Staatsrath Franscini.
 — Scuolo del disegno. — Mechanische Genies in
 Ticino. — Die Architekten des Tessin. — Die
 Campagna der Ticinesen. — Palladio's Werke. —
 Monte San Salvatore. — Der Mailänder Dom. —
 Tessiner Dialekt. — Polengräber.

- 16. Durch das Thal des Ticino.** 249
 Monte Cenero. — Die caninischen Gefilde. — Ger-
 manisirte Wohnhäuser. — Die Borratori. — Urlare
 und cantare. — Oesterreicher und Lombarden. — Der
 lombardische Adel. — Livinien. — Deutsches im obo-
 ren Tessin.
- 17. Auf dem St. Gotthard.** 258
 Das Vederettothal. — Val Tremola. — Italienisches
 nördlich der Alpen. — Der Name St. Gotthard. —
 Hauptmasse des St. Gotthard. — Meteorologie der
 Alpen. — Die Kälte des St. Gotthard. — Die Urner
 und Tessiner. — Die italienische Schweiz. — Der See
 von Lugendro. — Sommerzeit auf dem St. Gotthard.
 — Der Föhn auf demselben.
- 18. Das Urserenthal.** 270
 Fremdenstuth. — Die Touristen. — Schweizeralbums.
 — Die Reisenden im Wirthshaus. — Reliefsnach-
 bildung des Urserenthals. — Die Republik Urseren.
 — Die Wächter des Gotthardpasses. — Ein urserisches
 Lied. — Das Urnerloch. — Die Teufelsbrücke.
- 19. Andermatt.** 281
 Die Wandervögel. — Uebergangspuncte derselben
 über die Alpen. — Ursinn der Wandervögel. —
 Wilde Enten und Gänse, Störche und Kraniche. —
 Der Alpenspaz, der Schneefink, das Schneehuhn. —
 Heilighaltung der Bannwälder.
- 20. Auf der Furka.** 287
 Die Mönche als Gastwirthe. — Der Urserentase. —
 Ein Stutzerpaar auf der Furka. — Doppelpässe. — Die
 Quelle der Rhone. — Die Bewohner der Rhonequelle.
- 21. Am Rhonegletscher.** 293
 Der wahre Rhonequell. — Gletscher- und Quellwasser.
 — Der nettsche Grimselwirth. — Ein Berliner Ehe-
 paar auf dem Gletscher. — Rubi der Walliser. — Der
 Wasserfall im Else. — Die Patres von Frankreich.
- 22. Auf der Grimsel.** 299
 Die Matenwand. — Gebirgswege. — Die Grimsel.
 — Schlechtes Wetter und gute Gesellschaft.
- 23. Auf dem Unteraargletscher.** 304
 Das Eisobservatorium. — Der Arenboden. — Na-
 menlose Berge. — Gletscherphänomene. — Die
 Gletscherfische. — Moräne des Aargletschers. — Das
 Hôtel des Neuchâtelois. — Gletscherthäler. — Aus-
 sicht vom Aargletscher. — Gletschereinsamkeit.

24.	Das Oberhaslithal	Seite
	Das Arththal. — Auf- und Abfahr. — Von Guttannen bis zum Boddelt.	314

IV. Herbstreise nach Savoyen und durch den Jura.

1.	Freiburg	319
	Das schweizer Deutsch und Französisch. — Schweizer Ansicht von Nationalität. — Sprachliche und politische Trennung. — Freiburgs Lage. — Die Jesuiten. — Das Jesuitenpensionat. — Die Schlaffäle desselben. — Jesulter Betstuhl. — Maria unter Blumen. — Canisius. — Heiligmachung. — Sturz der Jesuiten.	
2.	Bevan	332
	Das nördliche Küstenland des Genfersees. — Der Braukessel der helvetischen Civilisation. — Le Gros de Vaud. — Verschiedenheit der Nord- und Südseite des Genfersees. — Das Dorf St. Gengoulph. — Der Marquis de Custine. — Dessen Charakter. — Das Schloß Monay. — Die Familie Monay. — Uralte Sitten in der Schweiz.	
3.	Martigny	341
	Das Vorland des Wallis. — Das Rhonethal. — Das Thor des Wallis. — Das Wallis. — Die Gretins. — Ausrottung derselben. — Die Pisse-vache. — Kritik der Wasserfälle. — Lage von Martigny.	
4.	Col de la Tête noire	351
	Entdeckung des Chamounythaies. — Zeitungsleser in den Alpen. — Aufsteigen im Rhonethale. — Das Dorf Finkhaut. — Steinbock und Gemse. — Ausrottung des Steinbocks. — Der Paß der Tête noire.	
5.	Chamouny	358
	Herr von Saussure. — Aehnlichkeit der Alpenthäler. — Chamouny und Grindelwald. — Die höchste Spitze des Mont Blanc. — Besteigung desselben. — Neuere Bergbesteigungen. — Die Führer des Chamouny. — Die Courses ordinaires und extraordinaires.	

- 6. Auf dem Eismeer** 366

Der Mont Brevent. — Der Mont Anvert. — Nebelerzeugung. — Eine Französin über Naturgenuß. — Sinn für Naturgenuß. — Deutsche Schwärmerei. — Die Aiguilles des Chamounythales. — Die Cascade du Pelerin. — Der Glacier du Bosson. — Einheimische Naturfreunde. — Das Dorf Chamouny.
- 7. Das Thal der Arve** 377

Thalstücke. — Ueberraschende Contraste. — Faucigny und Chablais. — Der Nant d'Arpenaz. — Lage von Genf. — Der Mont Salève, der Lieblingsberg der Genfer.
- 8. Genf** 384

Passrevision. — Genf als Festung. — Die beiden Löpfer. — Calame und Diden. — Löpfer's Humor und satirische Ader. — Das revolutionirte Genf. — Genfs Wichtigkeit. — Genf und London. — Religiosität der Genfer. — Genfer Sparsamkeit.
- 9. Col de la Faucille** 393

Ferner. — Die Jurafette. — Der Mont Blanc vom Jura aus. — Malerisches Verhältniß der Berge. — Wölfe im Jura.
- 10. Lausanne** 399

Der Genfersee. — Die savoyischen Schiffer. — Sturm auf dem Genfersee. — Lage von Lausanne. — Das Signal.
- 11. Am See von Neuchâtel** 403

Der Paß von Balaigues. — Der Neuenburger See. — Die drei Tage der Stürme. — Die Seen im Jura. — Les vignobles und la montagne. — Die Jesuitenzöglinge. — Der schweizer Musterstaat. — Neuchâtel und die Könige von Preußen. — Die Asamie in Neuchâtel.
- 12. Von Neuchâtel nach La Chaux de Fonds** 413

Charakter des Jura. — Die Thäler im Jura. — Das Fürstenthum Vallengin. — Uhrenfabrikation im Jura. — Die Uhrmachersfamilie Richard. — Größe der Uhrenproduction. — Geistiger Werth der Uhrenmacherkunst. — Uhrenfabriken in Frankreich. — Verfehlte Concurrrenz. — Ausbreitung des Uhrenhandels. — Die Uhren von Genf und Neuchâtel. — Das Thal von La Chaux de Fonds und Locle.

	Seite
13. La Chaux de Fonds	423
Theilung der Arbeit. — Die Guillocheurs und Stui- verfertiger. — Die Spiralfedern. — Das Edelstein- schleifen. — Neue Maschinen. — Ingeniöse Instru- mente. — Die Doppeluhren der Chinesen. — Ver- branch an Uhren. — Wohlfeilheit der Uhren. — Mangel an guten Uhren. — Intoleranz eines Uhren- fabrikanten. — Schweizer Tyrannei.	
14. Locle	436
Der Chef der Künstlerfamilie der Richards. — Die unterirdischen Mühlen von Locle. — Deutsche Musi- kanten. — Le saut du Doubs.	
15. Von Locle nach Solothurn	440
Lampenfabrikanten. — Kalte Luftschichten. — Die Deutschen in Neuchâtel. — Die schweizer Gouvernan- ten. — La Harpe und Aristoteles. — Die Fremden in der Schweiz.	
16. Solothurn	446
Berner Volksschlag. — Die gestürzten Größen der Schweiz. — Schwierigkeit des Studiums der Schweiz. — Artillerie in der Schweiz. — Turmuseen.	
17. Von Solothurn nach Basel	451
Eine Waldenserin. — Der Waldenser Arnold. — Roth der Waldenser und ihr englischer Protector. — Der nördliche Theil des Jura. — Basellandschaft. — Na- tionalismus der Basellandschaftler. — „Im Namen des souveränen Volkes.“	
18. Basel	458
Basel und Bremen. — Baseler „Kammerlein“ und Bremer „Kindertage“. — Traurige Debe von Basel. — Reinklichkeit in Basel. — Die Heidenboten. — Miß- stimmungsgesellschaften. — Der junge Bramin als Missio- när. — Nutzen der Befehrungen. — Die alten Mär- tyrer. — Rückkehr.	

III.

Sommerreise

durch

die rhätischen Alpen und auf die italienische Seite.

1. Zürich.

Von diesen meinen ersten Frühlingsausflügen ruhte ich wiederum eine Zeit lang in dem schönen Interlaken aus. Unterdeß war der volle Sommer in die Alpen eingezogen und hatte in dem Schnee und Eise der Berge so weit aufgeräumt, daß hier alle Pässe und Berggipfel zugänglicher geworden waren. Wir rüsteten uns daher zu einem größeren Ausfluge, um über Zürich und die nordöstliche Schweiz in die rhätischen Gebirge vorzudringen, zu den italienischen Alpen und Gauen hinüberzusteigen und über den St. Gotthard und die ihm benachbarten Gletscher zu unserem Schlupfwinkel zurückzukehren.

Zürich liegt in dem Thore der Thäler, durch welche die Wege zu der östlichen Schweiz führen, und um rasch zu diesem Thore zu gelangen, mußte ich wieder, die Berge, die zwischen uns lagen, umgehend, weit in die ebene Schweiz hinauszugreifen, um in einem großen Bogen über den Thuner See, über Bern, fast bis zur Mündung der Aar, über Aarau, Brugg und Baden dahin zu gelangen.

Als unser kleiner Thuner Dampfer in die Mitte des Thuner Sees hinausgeschlüpft war, und ich noch einmal auf unser freundliches Thal, von dem ich wieder auf mehrere Wochen Abschied nahm, zurückblickte, sah ich es in einer so außerordentlichen

Beleuchtung, wie ich es noch nie geschaut. Es lag ein äußerst feiner Nebel darüber, in dem wir das zerflossene Bild eines Regenbogens bemerkten. Ein eigentlicher Bogen war es nicht, vielmehr waren die prismatischen Farben wie unregelmäßige farbige Wolken in großen Massen über einander gehäuft. Die Sonnenstrahlen schienen in dem Nebel gleichsam zu zerschmelzen, und ihre blauen, gelben, rothen und grünen Tinten gingen in breiten Schichten auseinander. Dabei waren sie aber außerordentlich hell und frisch und füllten den ganzen weiten Thalschlund zwischen den Bergen. Die hellen Farben, Gelb, Orange und Roth, lagen ganz unten am Boden, dicht über den Häusern von Interlaken, und es sah fast so aus, als erglühe die ganze Atmosphäre über dem Thale von einer gewaltigen Feuersbrunst. Ich habe auch sonst wohl regenbogenartige Phänomene von ähnlicher Bildung gesehen, aber nie in solcher Größe und Pracht, wie dieses Mal. Wir zerbrachen uns vergebens den Kopf darüber, wie dieser wunderbare Lichteffect erklärt werden könnte, aber wir erlabten lange unsere Augen mit diesem schönen Anblicke, bis er uns bei der sogenannten „Nase,“ einem felsigen Vorgebirge des Thuner Sees, bei dem unser Schiff eine andere Richtung nahm, entzogen wurde.

Bei diesem Vorgebirge fesselte eine andere kleine, höchst interessante Begebenheit unsere Aufmerksamkeit. Ein Fischadler, der hier postirt war, hatte eben, als der Schnabel unseres Dampfschiffs die äußerste Spitze des Vorgebirgs doubirte, eine fette Beute, irgend einen großen Fisch des Sees, ergriffen. Der Fisch war ihm aber offenbar zu mächtig, denn wir sahen den Vogel über dem Wasser und halb schon in dasselbe eingetaucht mit ihm kämpfen. Er mußte ihn zu fest gepackt haben, denn er konnte sich auch, als ihn der Schrecken unserer Annäherung ergriff, nicht sogleich von ihm losmachen, und es dauerte die-

fer Kampf mehre Secunden. Ein Schuß, der von unserem Schiffe aus auf ihn fiel, ihn aber fehlte, gab ihm endlich die Energie der Entsagung. Er riß sich los, ließ den Fißch fahren und schwang sich langsam vor uns von dem Wasser empor. Es ist bekanntlich nicht selten, daß die kühnen Adler und Geier sich in Bezug auf ihre Kräfte verrechnen und Thiere angreifen, die sie nicht zu bemeistern vermögen, vergl. Th. I. S. 129. Weil sie häufig Gelegenheit haben, unterwegs interessante Beute zu machen, so sind wohl die Capitäne und Steuerleute der Dampfschiffe auf den Schweizerseen gewöhnlich mit geladenen Flinten versehen. Unserem Adler, der sich, wie gesagt, langsam und mit triefenden Flügeln vor uns erhob, wurde daher gleich noch ein Schuß nachgeschendet, der ihn aber ebenfalls fehlte. Unwillig schüttelte er sich und wendete sich nun rasch zur Seite, indem er einen weiten Bogen hoch über den See hinzog. Wir folgten ihm mit den Augen, im Glauben, er würde sich nun völlig zu den Bergen hinauf verlieren. Zu unserer Verwunderung aber sahen wir ihn auf einmal wieder umbiegen und pfeilschnell zu unserem Schiffe zurückfliegen. Er kam so rasch und so nahe herzu, daß er einen Augenblick in den Rauch unseres Schornsteins hinabtauchte und fast unsere ganze Gesellschaft erschreckte, da es beinahe schien, als hätte er sich einen von uns zur Beute erlesen. Hier benahm sich nun das Thier ganz außerordentlich, und wir bewunderten seine Tollkühnheit. Er hielt sich mehre Secunden gerade über unserem Schornsteine in der Luft und schüttelte dabei zu wiederholten Malen sein Gefieder, so daß wir deutlich wahrnahmen, wie es sich sträubte und spreizte. Wäre noch ein Schuß in einer unserer Flinten vorhanden gewesen, so hätte man ihn leicht herabholen können. Ohne Zweifel wollte der Vogel seinen Zorn gegen uns darüber auslassen, daß wir ihm seine Beute abgejagt, und vergaß sich in seinem Affecte so weit,

daß er die Flintenschüsse, die sich doch leicht hätten wiederholen können, nicht achtete. Wie sonderbar, daß ihm dieser Zorn, dieser Aerger erst unterwegs gekommen war, als er schon die Flucht ergriffen hatte. Bei dem Knalle unserer Flinten hatte der Schrecken in ihm die Oberhand. Als er sich aber besann und unverletzt fühlte, übermannte ihn der Aerger über uns und das Gefühl der Rache. Wie ähnlich ist doch dieser Gang seiner Empfindungen mit den Seelenregungen, wie sie in uns Menschen bei ähnlichen Gelegenheiten vorzutreten pflegen. Nach diesem Vorfalle, dessen Augenzeuge ich war, bin ich nun ganz geneigt zu glauben, was die Alpenbewohner von der überlegten Kühnheit der Adler erzählen, von denen sie behaupten, daß sie auf den Bergen zuweilen Menschen und auch Ochsen und Kühe angreifen und mit ihrem Flügelschlage zu erschrecken suchen, um sie in Abgründe hinabzustürzen. Unser Adler wiederholte mehrere Male sein drohendes Experiment und entzog sich dann, ehe die Schiffer ihre Flinten wieder in Stand setzen konnten, rasch unseren Blicken.

Von Thun aus machte ich dieß Mal die Reise nach Bern zu Fuß, längs der Aar, und ich hatte das Glück, dieß in Begleitung eines kundigen Botanikers des Landes zu thun, der mich auf ein sehr interessantes Phänomen aufmerksam machte. Er zeigte mir nämlich am Ufer des Flusses eine Menge von Pflanzen, die hier blühten, obgleich sie eigentlich nicht hier, sondern auf den hohen Alpen zu Hause waren. Fast alle Flüsse der Alpen bringen nämlich Wurzeln und Gesäme hoher Alpengewächse mit von den Bergen herunter. Diese fassen in der Tiefe längs der Ufer festen Fuß und bringen so hier eine Mischung der Producte der fremdartigsten Klimate hervor. Da sie indeß hier ihre eigentliche Heimath nicht haben, so vermehren sie sich nicht bedeutend, sondern sterben aus, werden aber immer wieder durch

neu zugeführten Samen ersetzt. Rund um den Fuß der Alpen herum ragt auf diese Weise die Alpenflora längs der Flußufer tief in die Flora der Ebenen hinab. Zuweilen findet man auch ehemalige Flußthäler, in denen das Wasser in Folge einer Veränderung des Flußlaufs austrocknete, und in denen noch jetzt eine nicht völlig verwischte Hochgebirgsflora von der ehemaligen Existenz des Wasserfadens, der das Hohe und Niedere verband, zeugt. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht auch die Bergstürze, Rothlawinen, Erbfälle und Steintrümmeranhäufungen, sowie die Lawinenzüge in den tieferen Thälern. Auch sie führen beständig eine Menge Gesäme von den Pflanzen der höheren Regionen mit herab, und in der Nähe einer Gegend, wo solche Ausschüttungen statthatten, findet man immer viele Gewächse, die im Thale selber eigentlich Fremdlinge sind. Nach dem Vorgange der erraticischen Blöcke könnte man solche Pflanzen sehr gut erratiche Pflanzen nennen. In den Alpen, wo die Mischungen des Oberen mit dem Unteren so groß und häufig sind, sollte man diesen erraticchen Floren oder diesen Wanderpflanzen längst eine eigene Betrachtung und Untersuchung gewidmet haben.

Wie die Pflanzen, so folgen auch die Menschen den Flüssen und ihren Ufern und wie bei dem Zusammenmünden mehrerer Flüsse und Thäler zahlreiche Blumengattungen verschiedener Gegenden sich häufen und ansiedeln, so fixiren sich auch in der Regel menschliche Ansiedelungen an einem solchen Puncte. Auf der ganzen oben von mir angegebenen Tour von Bern nach Zürich giebt es keinen Punct, der in dieser Hinsicht interessanter wäre als die Gegend bei Brugg, wo sich die Aar, die Reuß und die Limmat mit einander vereinigen. In diese drei Flußadern rinnen die meisten Gewässer sowohl der alpinischen als der jurassischen Schweiz. Die Seen von Neuchâtel, von Mur-

ten, von Thun, von Brienz, von Luzern, von Zug und Zürich schütten allen ihren Ueberfluß hierher. Fächerförmig gehen die Thäler der Limmat, der Reuß und Aar von hieraus aus einander, und es entsteht daher hier ein Vereinigungsknoten sowohl mehrer Gewässer, als auch mehrer Straßenzüge. Im Grunde sollte man hier die Hauptstadt, das Herz der ganzen Schweiz, zu finden erwarten. Zu der Zeit, als Helvetien eine einige römische Provinz war, existirte hier auch in der That die helvetische Hauptstadt, das große und mächtige Vindonissa, welches von den Allemannen zerstört wurde. Später hat sich die Schweiz in eine Menge kleiner Staaten mit besondern Hauptstädten zertrümmert, und es war daher natürlich, daß dieser merkwürdige Erdfleck sich in der Geschichte nicht mehr in dem Grad bedeutungsvoll zeigen konnte. Es bleibt indeß wunderbar und fast unerklärlich, daß später nicht einmal der Sitz eines Bisthums oder der Hauptmarkt eines Cantons sich hier entwickelte. Das ganze Mündungsgebiet der drei genannten, hier zusammenlaufenden Flüsse ist sehr fruchtbar und reizend. Die Gegend ist stark bevölkert. Mehre kleine Städte und reiche, in der ganzen Welt berühmte Klöster drängen sich hier zusammen, die Städte Brugg, Baden, Mellingen, Lenzburg, die Klöster Wettingen, Königsfelden &c. In dieser Gegend residirten ehemals die mächtigen Grafen von Lenzburg. Hier hatten die Habsburger ihr Stammschloß, und mehre der reizenden Hügel, durch welche die vereinigten Gewässer jener Flüsse hindurchbrauchen, sind noch mit den Trümmern anderer berühmter Schlösser gekrönt. Zu wiederholten Malen trafen in diesen Gefilden die feindlichen Heere, welche längs der Flüsse hinzogen, auf einander und vermehrten die Elässigkeit des Bodens durch blutige Schlachten. Kurz es ist hier ein in historischer, militärischer, naturgeschichtlicher, geographischer und commercieller Hinsicht

sehr bedeutungsvoller Erdsfleck, wo sich sehr viel des Interessanten und Wichtigen in einem einzigen kleinen, leicht übersehbaren Panorama sammelndrängt, ohne daß jedoch, wie gesagt, wunderbarer Weise alle diese Lebens Elemente zu einem einzigen großen Centralpuncte, zu einer bedeutenden Hauptstadt sich vereinigt hätten. Sollte einmal die Schweiz wieder ein einziges monarchisches Oberhaupt, wie zu den Zeiten der römischen Proconsuln erhalten, so würde gewiß hier an der Stelle des alten Vindonissa die neue helvetische Hauptstadt wieder entstehen. Es ist merkwürdig genug, daß die großen Städte, welche die Römer in der Schweiz gründeten, alle bis auf das einzige Geneva so vollkommen ausgerottet wurden, daß auch fast gar nichts als nur wenige Trümmer von ihnen übrigblieben. Diese großen Städte sind Aventicum in der Nähe des Murtener Sees, Augusta Rauracorum am Rhein und unser Vindonissa in der Nähe der Zusammenkunft jener drei Flüsse. Die Localitäten aller dieser großen Städte sind fast völlig zur Einöde geworden, und nur drei kleine Dörfer erinnern noch an jene einst so berühmten Namen: Avenches an Aventicum, Augst an Augusta Rauracorum, Windisch an Vindonissa. Die Völkerwanderung muß hier in Helvetien zerstörender gewesen sein als in Deutschland selbst, wo die römischen Colonieen Coblenz, Köln, Trier und andere noch heutiges Tages als große Städte blühen.

Unter den großen Städten der jetzigen Schweiz haben Zürich, Luzern und Genf eine sehr ähnliche Lage. Sie liegen alle drei am Ausflusse eines Sees, der sich trichterförmig bei ihnen zuspitzt und dann in einem breiten Canale mitten durch die Häusergruppen hindurchfließt. Diese drei genannten Städte erinnern daher sehr an Venedig und seinen Canal grande, namentlich Zürich, in dessen Straßen es nebenher noch mehrere andere Canäle giebt. Freilich fehlen am Ufer des Wassers die alten Pracht-

paläste der Lagunenstadt. Dagegen ist das Gewässer selber das sich zwischen den Häusern ergießt, viel reizender als in dem schmutzigen, sumpfigen und trägen Canal grande, ein krystallklarer und schnellfüßiger Bergsee-Erguß. Die meisten von Canälen durchzogenen Städte sind Lagunenstädte und liegen, wie Venedig, wie die holländischen Städte, wie Königsberg, in Niederungen. Zürich ist eine durchwässerte Stadt mitten in einer Gebirgslandschaft. Ein Theil des Orts selbst liegt auf dem Rücken einer Anhöhe. Es scheint hier Wasserniederungs- und Bergstadt anmuthig verbunden. Wenige Städte gewähren so liebliche Ansichten.

Zürich ist reich an höchst interessanten Sammlungen und Instituten aller Art, und unsere deutschen freien Reichsstädte Bremen, Hamburg und Lübeck stehen darin gegen das kleine Zürich außerordentlich weit zurück. Gern widmete ich der an vielen historischen Merkwürdigkeiten reichen Bibliothek, den Münzcabinetten, den naturhistorischen, zoologischen, mineralogischen und antiquarischen Sammlungen einige Tage. Doch war mir unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten der Stadt der Anblick ihrer Hauptkirche fast das Merkwürdigste. Außer bei den Presbyterianern in Schottland habe ich nirgends eine solche überraschende und fast verletzende Einfachheit der inneren Kircheneinrichtung gesehen. Der Züricher Münster ist von außen ein schönes altes Gebäude. Im Inneren aber ist er völlig ausgeräumt. Da ist nicht eine Spur von Gemälde, Bild-, Schnitzwerk und Monument geblieben, nicht einmal eine Orgel (erst jetzt fangen die Züricher an, allmählig wieder Orgeln in ihre neuen Kirchenbauten einzuführen), nichts, gar nichts als die vier kahlen Wände, die zum Theil mit Bretern benagelt sind. An die Bänke für die Gemeinde, welche den Raum füllen, ist nicht die geringste Kunst gewendet. Sie sind aus fichtenen

Latten zusammengeschlagen. Die Kirche gleicht einer schönge-
schmückten Rußschale, aus der man den Kern rein herausge-
nommen. Wie muß so etwas die Italiener frappiren, wenn
sie über die Alpen herüber hierher kommen. Sie werden hierin
ohne Zweifel nichts als die unbegreiflichste Barbarei sehen. Ich
wohnte in dieser Kirche einer Vertheilung des heiligen Abend-
mahls bei, die nach dem strengen Züricher Ritus ebenso einfach
und eben so eigenthümlich ist. Da nicht eine Spur von Altar
oder Altartisch in der Kirche vorhanden ist, so macht man aus
dem Taufstein, welcher das einzige Kirchengeräth ist, einen
Abendmahlstisch. Er wird mit Bretern und einem Tuche bedeckt.
In hölzernen Bechern und auf hölzernen Tellern wird Wein und
Brot dargereicht. Der Prediger vertheilte Beides an die 24 Kir-
chenvorsteher, welche ihn umstanden, und dann gingen diese
zu den Mitgliedern der Gemeinde, die ruhig auf ihren Bänken
sitzen blieben, und theilten es unter diese aus oder „dienten es
ihnen zu,“ wie die Züricher sich ausdrücken. Ich habe nirgends
die alten Liebesmahle so treu copirt gesehen, wie hier in dem
Züricher „Großmünster.“

2. Am Züricher See.

Der Züricher See ist schmal und lang. Seine Länge be-
trägt von Zürich an dem einen bis Schmerikon am anderen Ende
nahe an 10 Stunden. Er setzt in einem der merkwürdigsten
Durchbrüche oder Thäler, die es in den Alpen giebt, quer ins
Gebirge hinein. Der ebenfalls sehr schmale und längliche Wal-
lenstädter See liegt in demselben Thale. Beide Seen sind nicht

durch Gebirgsstufen, sondern bloß durch einen flachen marschigen Grund von einander getrennt. Früher mochten sie wohl einen einzigen zusammenhängenden See von 20 Stunden Länge bilden. Auch oberhalb des Wallenstädter Sees setzt sich dieser merkwürdige Durchbruch noch fort ins jetzige Graubündener Rheinthäl hinein, von dem er nicht durch Berge geschieden ist, von dem er vielmehr nur eine Abzweigung zu sein scheint. Da an dem Punkte dieser Abzweigung, bei Sargans, das Land auf fast ganz gleiche Weise sich zum Züricher See abdacht, wie zum Bodensee, so scheint es möglich, daß der Rhein seine Gewässer fast eben so bequem durch das Thal des Züricher und Wallenstädter Sees hinausführen könnte als durch das Thal des Bodensees. Jetzt fließt er durch dieses. Man glaubt aber, daß er ehemals in der That durch jenes seinen Ausweg aus dem Irrgarten der Alpen gefunden habe, und daß der Wallenstädter See, der Züricher See und die aus diesem ausfließende Limmat noch jetzt den alten Lauf des Rheins bezeichnen. Da beide genannte Seen jetzt durch ein vortreffliches Kunstgewässer, den vielgerühmten Linthcanal, verbunden sind, so kann man hier von der ebenen Schweiz aus quer durch die Alpen bis fast nach Graubünden hinein zu Schiff fahren. Die Fahrt beginnt in der starkbevölkerten, reichbebauten, industriereichen Landschaft bei Zürich und endet in den volksarmen, felsenreichen, nur von Hirten bewohnten Klüften des Inneren der Alpen. An den vorderen Ufern des Züricher Sees sieht man nur grüne und niedrige Hügel. Hinten am Wallenstädter See aber steigen die Berge bis zu 7000 Fuß Höhe hinauf. Auf der ganzen Linie ist jetzt eine Winter und Sommer hindurch thätige Dampfschiffverbindung hergestellt, und ich bestieg eines dieser hübschen Züricher Dampfschiffe, das eben so stark bevölkert war, wie die Ufer des Sees selbst. Bekanntlich ist die Umgegend von Zürich einer der industriösesten

Länderstriche der Welt. Die eine Hälfte der Bewohnerschaft ist mit der Baumwollenmanufaktur, die andere Hälfte mit der Verarbeitung der Seide beschäftigt. Beide Industriezweige sind hier schon sehr alt. Schon vor mehr als 300 Jahren, gleich nach der Einführung der Baumwolle in Europa, fing man hier in den Alpen an, sich der Verarbeitung derselben zu widmen, und ist seitdem allen Fortschritten der Entwicklung dieses Kunstzweiges gefolgt. Das rohe ostindische Product umsegelt die ganze Erde, kommt dann auf mancherlei krausen Handelswegen bis in diese versteckten Bergthäler, wird hier von nüchternen, geschickten, fleißigen und sparsamen Arbeitern gestaltet und brauchbar gemacht und geht dann zum Theil auf denselben Wegen wieder nach Ostindien zurück, wo die trägen Asiaten die Kosten aller dieser Reisen bezahlen müssen.

Die Seidenmanufaktur ist hier noch älter. Denn schon im 13ten Jahrhundert sollen Züricher Kaufleute Seide aus der Lombardei geholt haben, um sie in den Dörfern am See verarbeiten zu lassen. Die Religionsunruhen in Italien und die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich und namentlich aus Lyon brachten aber besonders viele Seidenarbeiter nach Zürich und gaben diesem Industriezweige vorzugsweise seine jetzige Ausdehnung und Bedeutung. Es fragt sich, ob irgendwo in der Welt ein Manufacturdistrikt einen reizenderen Anblick darbietet als dieser längs der Ufer des Züricher Sees. Man findet hier Dorf an Dorf, ein jedes stark bevölkert, jedes voll freundlicher Wohnungen, jedes mit Obstgärten, Weinbau und Laubgehölzen umgeben. Der Anblick der Dörfer bezeugte mir, was man mir schon in Zürich selbst gesagt hatte, daß die fabricirenden Menschen hier nicht in dieselbe Sklaverei (the white slavery) verfallen sind, wie in England. Obwohl einige Fabrikherren auch in dieser Gegend bedeutende Capitalien angesammelt haben

und durch diese Capitalien denn auch über eine Menge Leute commandiren, deren Wohl und Wehe in ihren Händen ist, so sind doch im Ganzen nach schweizerischer Weise die Capitalien mehr zerstückelt und vertheilt. Es giebt eine ganze Menge wohlhabender kleiner Fabrikherren von jeglichem Caliber, und diese wohnen nicht etwa, wie in Manchester, in einer einzigen großen räucherigen Stadt zusammengehäuft, sondern vielmehr in einer Menge hübscher Dörfer am See hin und in vielen kleinen Orten in den Thälern zur Rechten und Linken verstreut. Daher kommt es denn auch, daß die hiesigen Fabrikarbeiter nicht so völlig aus dem Zusammenhange mit der Natur und den übrigen Lebensbeschäftigungen herausgerissen sind. Das Wesen und die Kräfte eines englischen Fabrikarbeiters gehen so ganz in der einseitigen Beschäftigung auf, daß er außerhalb seiner Fabrik fast so unbeholfen und unbrauchbar erscheint, wie ein Rad, wenn es aus dem Zusammenhange mit seiner Maschine gebracht wird. Hier am Züricher See sind dagegen die Fabrikarbeiter auch sonst brauchbare und im höchsten Grade intelligente Menschen. Dieselben Leute, welche die seidenen und baumwollenen Stoffe weben, pflegen auch in ihren Gärten die schönen und feinen Obstsorten, derentwegen die Ufer des Züricher Sees berühmt sind. Vielleicht gehören diese Fabrikarbeiter des Züricher Sees zu den gebildetsten und am besten gestellten Fabrikarbeitern der Welt. Nach dem, was ich in der Schweiz gesehen habe, muß ich glauben, daß man diese Bemerkungen mehr oder weniger auch auf alle schweizerischen Fabrikarbeiter, sowohl in den Manufacturdistrikten von Aargau, als in den Seidenbandsfabrikorten von Basel, in den Uhrenfabrikthälern im Jura und in den Baumwollensfabrikgegenden von Appenzell anwenden kann. Die schweizerischen Arbeiter sind überall sehr mäßig, sehr nüchtern, sehr intelligent und anständig, sehr sparsam und fleißig, und sie verdanken es

besonders diesen Eigenschaften, daß sie in ihren von den großen Handelsmarktplätzen entlegenen Erdwinkeln im Stande sind, mit vielen weit günstiger situirten Fabrikgegenden zu concurriren.

Wir hatten zwei Lehrer der französischen und englischen Sprache am Bord, die bei einem der Züricher Dörfer ausstiegen. Sie versicherten mir, daß fast in jedem dieser Dörfer Engländer und Franzosen, sowie Italiener als Sprachlehrer etablirt wären, daß man fast in jedem Dorfe die vier Hauptsprachen Europa's erlernen könne, und daß sie auch beständig von den Bewohnern fleißig erlernt würden. Dazu fehlte es keinem Dorfe an Schullehrern, an Rechenmeistern, Calligraphen, Buchhaltern u. Kurz ein Kaufmann und Fabrikant könne fast in jedem dieser Dörfer eine vollständige kaufmännische Vorbildung erhalten. In welchem englischen Fabrikdorfe ist dieß der Fall? Der Züricher Fabrikant und Handelsmann muß durch seine Intelligenz und seine vielseitige Brauchbarkeit und Regsamkeit über andere Fabrikanten und Handelsleute, die ihre Weltstellung mehr begünstigte, siegen. Er reist selbst nach Mailand oder Brescia, um an diesen Hauptmärkten für den Seidenhandel seine Rohwaaren möglichst billig einzukaufen. Er geht selbst nach Lyon und Paris, um die Bedürfnisse der Mode und die Leistungen des Geschmacks kennen zu lernen. Er besucht endlich auch in Person England und Amerika, der Baumwolle und der Maschinen wegen. Ja, er spinnt seine Fäden von diesem kleinen Centrum seines ganzen Netzes, diesem hübschen Züricher See in den Alpen, bis nach Ostindien und China aus. Kaum hatten die Europäer durch Vermittelung der englischen Flotte festen Fuß an der Küste von China gefaßt, so waren gleich darauf einige Züricher da und setzten sofort ihren kleinen Canton in directe Verbindung mit dem großen himmlischen

Kaiserreiche, eine Verbindung, die seitdem nicht nur aufrecht erhalten, sondern beständig noch erweitert worden ist.

Der Hauptdistrikt der Fabrikation befindet sich auf der rechten Seite des Züricher Sees. Man kann sagen, daß hier ein großes Fabrik- und Industriegebiet sich durch die Thäler und Landschaften von St. Gallen, Appenzell und Thurgau bis an den Bodensee und den Rhein hinzieht. Auf der linken Seite stellt er nur einen schmälern Strich in der Dörferreihe längs des Sees dar. Auch in Bezug auf die Naturproducte ist das rechte oder nördliche, also dem Süden eröffnete Ufer bevorzugt. Das südliche oder genau gesprochen südwestliche Ufer ist den kalten Nordostwinden, die aus Baiern über den Bodensee ins Land hereinstürmen, ausgesetzt und erzeugt daher weder so feine Früchte, noch so „lieblichen“ Wein wie das Nordufer, wo der warme Böhn häufiger seine mildernden Einflüsse walten läßt. Ich sage, nicht so lieblichen Wein, denn die Züricher, die in ihre Seeweine ganz verliebt sind, finden sie so, obgleich ein Fremder mit ihnen darüber oft zu disputiren Lust hätte.

Eine ununterbrochene Kette wohlhabiger Dörfer, mit neuen, proporn, weinlaubumkränzten Wohnungen, wohlgefällig gebaute Fabrikhäuser, meistens von mäßigem Caliber, nicht solche unermesslich große, casernenartige, einförmige Riesenwohnungen, wie in England, auch nicht so wie diese von ewigem Rauche geschwärzt, sondern von Gärten und blühenden Obstbäumen umgeben, auf dem See kleine und große Segelschiffe, welche den Handel des Sees betreiben, und kleine Boote, die in der Mitte des Wassers ankern und mit Leuten gefüllt sind, welche die Seide waschen, zu den Seiten des Sees grünbelaubte Höhen und im Hintergrunde die hohen Alpen, in die man auf raschem Dampfer mitten hineinfährt, das sind die anmuthigen Gegenstände, die sich dem Reisenden darbieten auf diesem reizenden

Züricher See oder vielmehr, wie die Landesfinder ihn selber nennen, auf diesem Zürichsee. Denn die Schweizer machen häufig solche Compositionen, wie diese: der Zürichsee, die Luzernmänner, die Bernregierung, das Baselland, die Genfzeitung, Compositionen, die nicht in dem Geiste unseres jetzigen Sprachgebrauchs sind, da wir in solchen Fällen gewöhnlich das eine Substantivum in ein Adjectivum verwandeln. Wahrscheinlich ist diese Schweizersprachweise eine uralte Wortbildung bei den germanischen Völkern. Denn wir finden sie auch bei den Engländern, die z. B. sagen: the Belfast-man, the London-papers, the Berlin-people etc. Die Schweizer gebrauchen zwar auch zuweilen statt der Composition das Adjectivum, doch erlauben sie sich dann wieder beim Schreiben eine Besonderheit. Sie schreiben und drucken dann das Adjectivum und Substantivum immer in eins, z. B. so: „die Bernerzeitung,“ „der Zugersee,“ „der Züricherrath.“

Je weiter man in die Berge hineinkommt, desto sparsamer werden die Fabrikdörfer und die Dörfer überhaupt. Endlich hört bei Richterswyl oder Richterschwyl das Gebiet des Cantons Zürich völlig auf, und man tritt in das Gebiet der Urkantone. Da sind die Ufergelände grün, wiesig und waldig. Da sind die Häuser klein, einfach und alt. Da zeigen sich keine neuen Fabriken und nur eine spärliche, wenig geschäftige Bevölkerung. Da blöken und musteiren die Kühe mit ihrem melodischen Glockengeläute. Da wird es rund umher, auch auf dem See ganz still und einsam. Da spiegeln sich die nun schon nahe getretenen Alpenhäupter in seiner Krystallfläche. Da steigen die frommen Pilger an den Fußpfaden des Egel und der Schindellegi zu der gebenedeiten Mutter von Einsiedeln hinauf. Da wehen die frischen Berglüfte ihnen entgegen und tragen ihnen die erquicklichen Töne der Glocken von den Capellen, Kirchen und Klöstern in

Einsiedeleien zu. Da ertönt das Alpenhorn auf hoher Matte, da ruft der Senner jodelnd und jauchzend seinem Liebchen im Thale zu. „Mit einem Worte,“ so sagte ich, „auf dieser Erde des Sees eröffnet sich mir wieder ein Paradies ganz anderer Art. Jene Hälfte bei Zürich haben die Neuzeit, die Industrie, die Cultur, die Kunst, der Mensch ausgeschmückt. Dieses Ende aber in der Urschweiz haben die Natur, das Alterthum, simple Hirten und die Frömmigkeit reizend gemacht.“ „Halte là, Monsieur, ne parlez plus,“ unterbrach mich hier einer der Herren aus dem Züricher Industriedistrikt, deren Wesen und Gespräche ganz verändert, höchst gereizt worden waren, seitdem unser Dampfer unter dem Schatten der schwyzer Berge vorüberfuhr, „halte là, Monsieur, en louant ces montagnards là sur les rochers, vous faites à peu près comme Monsieur Lamartine, qui a même doré la guillotine. Vous croyez peut-être, que ce sont tous des „pasteurs fidèles,“ ces Messieurs de Schwyz. Oh non! Monsieur, ce sont des coquins, qui se disent loyaux. Ce sont des hypocrites, ce sont des insolents qui osent s’opposer à notre diète. Ce sont des traîtres, qui nous amèneront les Autrichiens et les Croates dans notre beau pays. Et quant à Monsieur le prince-abbé de Einsiedlen et les seigneurs-magnates de Uri et de Unterwalden, nous leur montrerons en peu de semaines, que ce n’est plus le temps de nous traiter en bêtes. Nous ne serons plus leurs dupes; et quand ils résistent, nous les chasserons avec les pères Jésuites, ces „bons pères“ infernaux, tous hors de notre pays. C’est fini ce gouvernement des pasteurs de troupeaux. Nous n’en voulons plus.“ So hörte ich nicht bloß einen, sondern mehre dieser Herren gegen die Berge declamiren, die dicht vor uns lagen, und dabei hoben sie die geballten Fäuste gegen sie auf, so daß die Scene fast komisch wurde, da diese Fäuste doch nur wenige Fuß

weit über das Geländer unseres Dampfschiffes herüberra- gen konnten. Ich muß gestehen, daß ich damals noch nicht glaubte, daß die Züricher Herren sobald zum Ziele kommen würden. Allein der Erfolg hat bewiesen, daß sie Recht hatten.

Unsere eifrigen Discussionen hatten auch einen alten fran- zösischen Herrn, der sich unter uns befand, mit hingerissen und so beschäftigt, daß er seine Station Richterschwyl, wo er aussteigen wollte, ganz übersehen hatte. Er entdeckte den Ort erst, als er schon einige englische Meilen hinter uns lag. Die Verzweiflung und die Klagen, in die er darauf ausbrach, waren höchst komisch. Mit dem lebhaftesten Ausdrücke des größten Entsetzens erklärte er laut vor dem ganzen Publicum auf dem Verdecke, daß er ein „homme perdu“ sei. Wir wollten ihn trösten und machten ihn auf die nächste Station aufmerksam, von wo aus er in seine Reiseroute wieder einlenken könne. Er umarmte uns mit beiden Armen und schrie: „Mais, Monsieur! je ne parle pas un mot allemand. Comment serai-je dans ces montagnes, comment trouverai-je le chemin? J'ai mes effets à Richterschwyl, mon guide, mon domestique, ma calèche m'y attend. Oh malheureux que je suis! Qui de ces Messieurs voudrait me donner un bon conseil? Comment est-ce qu'on demande le chemin en allemand? „Wo ihs der Weg?“ Ah, que c'est difficile à prononcer!“ Unter tausend Klagen und Seufzern und Phrasen, die er von sich gab, prakticirte man ihn endlich in ein kleines Boot, um ihn bei dem nächsten Dorfe auszusetzen. Ich glaube, daß ein Transportirter mit nicht mehr Spannung und Angst das Ufer des entfernten Colonien- landes betritt, als unser Franzose diese Küste von Schwyz. Er blickte mit dem Ausdrücke der aufrichtigsten Furcht an den Bergen empor, und noch aus der Ferne hörten wir ihn die deut-

ſchen Phraſen, die wir ihm in der Schnelligkeit gelehrt hatten, vor ſich hin murmeln, wie ein Vater unſer.

Auf zwei Engländer, die mit uns waren, machte dieſer mit ſolcher naiven Franchiſe verzweifelnbe Franzoſe einen unwiderſtänglich komiſchen Eindruck. Ich dachte mir dabei, wie ſich wohl ein Engländer bei einem ſolchen „untoward event“ benommen haben möchte. Ohne Zweifel anders, aber auch wieder in ſeiner Art komiſch, jedenfalls mit mehr an ſich haltender Selbſtüberwindung und mit weniger ungenirter „Franchiſe.“ Dieſe beiden merkwürdigſten Nationen Europa's geben ſich immer gegenseitig mehr Blößen als irgend eine andere Nation. Sie haben auch beide, jede in ihrer Art, ſo viel Komisches und Lächerliches, wie weder die Deutſchen, noch die Spanier, Italiener oder Polen.

Den Züricher und Wallenſtädter See hinaus durch das große Linththal, das ich oben näher bezeichnete, und für welches es wunderlicher Weiſe weder bei unſeren Geographen noch im Lande einen adoptirten Namen giebt, führt eine wichtige Handelsſtraße nach Graubünden und über die rhätischen Alpenpässe nach Italien. Canäle, Chausſeen, die Seen befördern den Transport in dieſer Richtung. Sollten einmal auch die Eiſenbahnprojecte, welche man für dieſe Richtung hat, zur Ausfühung kommen, ſo würde dann die Waſſerräder des Rheins, die hier ehemals ſtoß, für den Handel gar nicht mehr vermißt werden. Ich verließ jetzt vorläufig dieſe große Heerſtraße und wandte mich zu den Bergen nach Nordoſten, um dort ein Ländchen, das ſeiner Einwohner und ſeiner hübschen Natur wegen den lieblichſten Ruf genießt, das freundliche Land der Appenzeller nämlich, zu beſuchen. Ehemals herrſchte hier in dem nordöſtlichen Winkel der Schweiz weit und breit der berühmte Abt von St. Gallen. Gegen die-

sen empörten sich die Gebirgsleute, welche das Innere seines Landes bewohnten, und stifteten daselbst den Canton Appenzell. Da zur Reformationzeit die Einwohner dieses Staates sich in zwei Parteien spalteten, die sich eine Zeit lang bekriegten, so schälte sich bei dieser Gelegenheit auch wieder noch der innere Kern des Cantons Appenzell heraus, und so entstand denn ein Canton Appenzell Inner-Rhoden in der Mitte, und ein Canton Appenzell Außer-Rhoden, der ihn umgab, und endlich ein Canton St. Gallen, dessen Staatsgebiet wieder beide Cantone Appenzell rund umher umzirkelt. Es giebt hier also drei Staatsgebiete, die wie Schachteln in einander gesteckt sind, und von denen einer eine Enclave des anderen ist, was vielleicht nirgends in Europa mehr vorkommt.

Ich reiste von Uznach durch die Grafschaft Toggenburg über Herisau nach St. Gallen. Dieser ganze Strich der Schweiz hat nichts Großartiges und wenig Eigenthümliches. Die Höhen, zwischen denen man passirt, sind überall ziemlich gleich hoch oder vielmehr gleich niedrig. Die Thäler sind eng, obgleich nichts weniger als wild, Ausichten zwischen dem Hügellabyrinth giebt es nicht. Ein Bißchen oder, wie die Schweizer sagen, „a Bißli“ Wald, „a Bißli“ Wiese, „a Bißli“ Berg und „a Bißli“ Thal, so geht es auf und ab bis nach Herisau und St. Gallen. Hier wird es dann auf einmal anders. Hier kommt man auf die andere Seite des Berglabyrinthes, das als Canton St. Gallen zwischen dem Züricher und dem Bodensee aufgeworfen ist, und hier gewinnt man die wundervollsten freien Ausichten auf die von da aus weit und breit sich ausdehnenden Ufergelände des Bodensees, die, mit Bevölkerung, Dörfern, schön cultivirten Ländereien beladen, zum Seeufer allmählig sich abflachen.

Die Schweizer haben in Bezug auf Staatsgebiete und Ge-

meindewesen eine noch größere Abtheilungs- und Unterabtheilungssucht als unsere Juristen in Bezug auf ihre Rechtsdefinitionen und Unterscheidungen. Sie spalten ihre Staaten bis ins Unendliche, und im Grunde kann man jeden Canton wieder als ein kleines Separatbündel von Staaten, eine kleine Eidgenossenschaft für sich ansehen. Jede dieser Eidgenossenschaften hat ihre besondere Empörungsgeschichte und Verbindungsgeschichte, jede ihre besonderen Wilhelm Telle und Winkelriede, jede ihre Sempacher und Morgartener Schlachten für sich. Dieß trifft besonders bei den graubündtenschen und dann auch bei unseren appenzeller Eidgenossen zu. So ist ihnen denn auch der Theil des Cantons Appenzell Auser-Rhoden noch wieder zu groß gewesen, und sie haben ihn ihrem Particularismus gemäß noch in zwei Lämpchen getheilt, von denen in dem einen Herisau und in dem anderen Trogen das Haupt und die Residenz ist. Beide Orte rivalisiren wie ehemals in den Niederlanden die beiden königlichen Residenzstädte Brüssel und Haag, wie in Rußland Moskau und Petersburg. Abwechselnd muß der Souverain des Landes, die Landsgemeinde, das eine Jahr nach Trogen, das andere Jahr nach Herisau kommen. Ebenso ziehen auch die obersten Behörden des Landes, der zwiefache Landrath, die höchsten Gerichte, die Kirchensynode u., immer zwischen Herisau und Trogen herum und residiren das eine Jahr hier, das andere dort. Andere Behörden sind zur Hälfte zwischen beiden Orten getheilt.

Die Appenzeller sind eine sehr „frohmüthige“ Nation, hatte mir ein Schweizer gesagt, dem ich nebenher noch die angenehme Bekanntschaft mit diesem hübschen Worte „frohmüthig“ verdankte, und ich muß gestehen, daß ich gleich bei meiner Annäherung an Herisau diese Behauptung bestätigt fand. Es war Abend, und ich habe selten so viele muntere Gruppen und lustige, singende, jauchzende Menschen in ein Städtchen einziehen sehen,

als diejenigen, in deren Begleitung ich in diesen hübschgelegenen Ort einzog. Es ist wohl ein Feiertag hier im Lande, und vielleicht haben die Leute etwas zu viel von dem „lieblichen“ Züricher und Constanzer Seewein genossen? fragte ich den Postconducteur. „Nichts weniger als das“, antwortete er, „es ist hier heute ein Wochentag wie in der übrigen Christenheit. Auch sind die Leute so nüchtern wie wir. Aber sie sind halt immer so lustig im appenzeller Land, sie singen und spectakeln hier den ganzen Tag, wenn sie sonst nichts zu thun haben. Wenn Sie mehr mit Appenzellern reden werden, so werden Sie sehen, daß es fast immer so scheint, als hätten sie ein Gläschen über den Durst genommen.“

Um von Herisau zu der anderen Hauptstadt von Außerrhoden, nach Trogen, zu gelangen, reist man am besten über St. Gallen, dieser größten und stattlichsten Stadt auf der südlichen Seite des Bodensees, dieser ehemaligen Residenz der mächtigsten Aebte der Schweiz. Ich hielt mich hier nur so lange auf, als nöthig war, den ehemaligen Palast der Aebte, die Hauptkirchen des Orts, die Residenz des Bischofs, und die hier aufbewahrten interessanten Manuscripte zu besehen. In dem Wirthshause, in welchem ich abstieg, und zwar in demselben Zimmer, in welchem man mein Nachtlager aufgeschlagen, hatte der vertriebene König von Schweden seinen Geist aufgegeben. Die Leute, welche bis zum letzten Hauche um ihn gewesen, waren noch im Wirthshause zugegen und unterhielten mich bis tief in die Nacht mit Erzählungen von diesem unglücklichen Manne. Schriebe ich für Schweden, so würde ich es für meine Pflicht halten, die über ihn gesammelten Anekdoten hier wieder vorzubringen.

3. Appenzell Auser Rhoden.

Von St. Gallen ging ich zu Fuß wieder aufwärts ins Land Appenzell und zwar zu der zweiten Hauptstadt Trogen. Sie liegt in dem östlichen Theile von Auser-Rhoden, der sich bis nahe zum Rhein und zum Bodensee hinabstreckt und von beiden Gewässern nur noch durch einen äußerst schmalen Streifen St.-Gallenschen Landes, der kaum eine halbe Stunde breit ist, zurückgehalten wird.

Dieses Stück Land besteht aus einer Gruppe von Bergen, die alle ungefähr gleich erhaben, etwa 2000 bis 3000 Fuß hoch sind. Diese Berge liegen wie die Dome einer Stadt zerstreut und bilden nirgends eine Gebirgsreihe oder Mauer. Zwischen ihren sehr abgerundeten Kuppeln schweifen bequeme Thalkessel und Thalbecken von einem Gipfel zum anderen. Zwischen den höheren Gipfeln umher auf etwas niedrigerer Höhe oder Rücken liegen die vornehmsten Orte des Landes, so Speicher, Trogen, Heiden &c. Man läuft von einem Orte zum anderen, bergauf, bergab, durch ein breites grasiges Thal und wieder zu einem hochthronenden Orte hinauf. Regelmäßige langgestreckte Thäler und Flüsse darin und Ortschaften an diesen Flüssen giebt es nicht. Die verschiedenen Hauptorte des Landes bestehen ein jeder aus ein paar Duzend schön gebauten Häusern, deren Bewohner meistens reiche Fabrikanten sind. Jedes Haus ist stattlich und städtisch und liegt doch so bequem und weitläufig da, wie die Bauerngehöfte in unseren Dörfern. Die Orte sehen daher aus wie eigenthümliche kleine Miniaturstädte. Der Verfassung und dem Range nach sind sie aber keine Städte, sondern nur Flecken und Dörfer. Es giebt in beiden appenzeller Län-

bern ebenso wenig eine Stadt wie in den Staaten der Urschweiz. Man könnte die beiden Appenzelle in mehrfacher Beziehung den Urkern der östlichen Schweiz nennen.

Der Name des ganzen Landes wird von der Zelle eines Abtes von St. Gallen hergeleitet, die an der Stelle gestanden haben soll, wo jetzt der Hauptort von Innerrhoden, der Flecken Appenzell, liegt. Die Bewohner der Gegend, der Thäler und Berge in der Nähe dieser Abtszelle, theilten sich seit uralten Zeiten in Rotten oder Rhoden, was mit dem Begriffe von „Gemeinden“ etwa gleichbedeutend ist. Jede Rhode oder Rotte hatte ihre Anführer oder Oberhäupter, sowie ihr eigenes Wappen. In ihren Volksversammlungen vereinigten sie sich und stimmten nach Rotten, und bei ihren Kriegen bewaffneten und schickten sich ihre Kriegerhaufen auch nach Rotten unter ihre Rottmeister. Daher kamen denn nach der Spaltung des Landes in zwei Theile die Namen „Außerrhoden“ und „Innerrhoden“ (d. i. die äußeren Rotten und die inneren Rotten). Diese merkwürdige Theilung des Landes wurde im 16ten Jahrhundert als eine Folge der durch die Kirchenreformation entstandenen Spaltung der Appenzeller in Katholiken und Reformirte herbeigeführt. Diese beiden Parteien bekriegten sich einander eine Zeit lang, bis sie endlich, des Gezänkes überdrüssig, einen Pact machten, vermöge dessen sie ihren Staat in zwei Theile theilten. Sie zogen eine Gränzlinie durch ihr Gebirge, und alle Katholiken begaben sich auf die eine Seite derselben, alle Protestanten auf die andere. Jeder Theil errichtete sein eigenes Staatswesen. Die Geschichte dieser sonderbaren Theilung ist eine der interessantesten Piecen in der Geschichte der Schweiz. Aehnliche Länder- und Staatentheilungen durch gegenseitige Uebereinkunft der streitenden Parteien haben wir noch in der neuesten Zeit in der Schweiz erlebt. Es fallen einem dabei die Judenfamilien in Warschau,

Lemberg und Krakau bei, die sich in ihrem Kellerraume, den sie bewohnen, nicht vertragen können und darum endlich mit Kreide über den Boden einen Gränzstrich ziehen, jenseits dessen sie sich friedlich verhalten wollen.

Die Leute zu beiden Seiten des in Appenzell gezogenen Strichs sind nun im Laufe der Zeiten so verschieden von einander geworden und so feindlich gegen einander gestimmt, daß die einen fast in allen Stücken regelmäßig „nein“ sprechen, wo die anderen „ja“ sagen. Die Appenzeller der inneren Rotten sind durchweg strenge Katholiken, die der äußeren Rotten durchweg eifrige Protestanten. Jene dürfen und können sich noch heutigen Tages unter keiner Bedingung in Außerrhoden, diese ebenso wenig in Innerrhoden ansiedeln. Jene sind durchweg ihren alten Sitten und Gebräuchen, auch ihrer alten Kleidung und Beschäftigung treu geblieben. Sie sind durchweg Rüh-, Schaf- und Ziegenhirten. Diese aber haben andere Gewerbe erlernt und sich nicht nur durch die Reformirung der Kirche, sondern auch durch die Reformirung ihrer Sitten und Beschäftigungen der ganzen übrigen Welt angeschlossen. Sie sind durchweg Fabrikanten geworden. Jene sind daher abergläubisch, altmodig, unzugänglich, in sich verschlossen, ohne den Wunsch nach einer Verührung mit der übrigen Welt. Diese aber sind aufgeklärt, fortschrittslustig und wie die Züricher in Deutschland, Frankreich, Amerika und China ebenso bekannt wie in der Schweiz. Beide Theile bilden noch zusammen einen Canton, d. h. sie haben auf der Tagsatzung der Eidgenossenschaft zusammen nur eine Stimme. Aber jeder schickt einen besonderen Gesandten, dessen Meinung das Gewicht einer halben Stimme hat. Sind beide halbe Stimmen der Appenzeller für denselben Vorschlag, so machen sie zusammen eine ganze Stimme aus, die auf der Tagsatzung zählt. Sind aber die beiden halben

Stimmen nicht einverstanden, so vernichten sie sich gegenseitig, und die appenzeller Stimme kann dann nicht exercirt werden. Da nun, wie gesagt, in fast allen wesentlichen politischen Principienfragen Innerrhoden verneint, wo „Außerrhoden“ bejaht, und umgekehrt, so war die Stimme des Cantons fast stets paralysirt. Man glaubt, wenn man diese Contraste zwischen den appenzeller Inner- und Außerrhodenern betrachtet, einen Tropfen Wasser vor sich zu sehen, der von zwei ganz verschiedenen Gattungen von Infusionsthierchen bewohnt wird. Sie sind wie die gelben und schwarzen Ameisen in Nordamerika, die denselben Wald bewohnen und doch sich beständig feindlich in den Weg laufen. Man kann sagen, daß die Stellung von Außerrhoden zu Innerrhoden eine merkwürdige Parallele zu der Stellung der ganzen sogenannten „Neuschweiz“ zu der „Urschweiz“ und Allem, was mit ihr zusammenhängt, abgibt. Die Urschweizer sind die inneren Rhoden der Eidgenossenschaft, die Radicale von Bern, Aargau, Zürich, Genf &c. die äußeren Rhoden. Im Ganzen genommen, wurde die Energie der ganzen Eidgenossenschaft auf dieselbe Weise paralysirt, wie die Ausübung der einen Stimme von Appenzell. Die ganze Schweiz war in zwei fast ganz gleichstarke Parteien gespalten, die in allen wesentlichen Lebensfragen sich einander negirten. Auf der Tagsagung waren fast immer ebenso viel Stimmen für einen Antrag als gegen denselben. Und dazu stellten sich immer dieselben Leute auf die eine, wie auf die andere Seite. Die Schweiz hatte ebenso viele Radicale als Conservative, ebenso viele Katholiken als Protestanten, und diese konnten sich fast über keine Frage einigen. Nicht nur die ganze Eidgenossenschaft, sondern auch, was noch merkwürdiger, fast jeder einzelne Canton war wieder zu gleichen Hälften in zwei entgegengesetzte Parteien gespalten, z. B. in eine Stadt, die ja sagte, und in eine Landschaft, die entschieden verneinte

(Baselstadt und Baselland), oder in gewisse Thäler und Striche, die dafür, und gewisse andere Thäler und Striche, die beständig dagegen waren (Unterwallis und Oberwallis), oder in gewisse Stände und Classen der Gesellschaft, die in feindlichen Lagern sich gegenüberstanden (Patricier und Nichtpatricier in Bern, alte Bürger und eingewanderte Bürger in Genf). Jahrelang hat sich die Schweiz abgemüht, die halben und die ganzen Stimmen auf der Tagsatzung zu zählen, um für irgend einen entscheidenden Vorschlag eine entschiedene Majorität herauszubringen. Endlich ist es der radicalen Partei durch Aufwendung vieler Anstrengungen gelungen, sich die Majorität einiger Stimmen zu verschaffen. Hier in der östlichen Schweiz kam es eigentlich zum Durchbruch. In dem Canton St. Gallen, der Appenzell umgiebt, waren ebenfalls die beiden Parteien so mathematisch genau gleich in ihren Kräften, daß beständig eben so viele conservative als radicale Deputirte in den großen Rath des Cantons geschickt wurden. Endlich, endlich gelang es denn einmal den Radicalen, eben zu der Zeit, als ich in diesen Gegenden mich aufhielt, zwei oder drei Stimmen mehr im St.-Gallenschen Rath für sich zu gewinnen und dadurch zu bewirken, daß nun auch der St.-Gallen'sche Deputirte an der Tagsatzung radical instruirte wurde. Die drei oder vier gewonnenen Stimmen in St. Gallen gaben auch auf der Tagsatzung eine Stimme mehr, und so kamen die Sachen zum Durchbruch und zur Entscheidung. Doch war dieß eine Entscheidung, wie sie der zu Stande bringt, der zwei Felsblöcke gegen einander abwägt und den einen dadurch niederbringt, daß er endlich zwei Kieselsteinchen in die Hand bekommt, die er dem Gewichte der einen Masse hinzufügt. Wenn man einem jeden Lande gratuliren muß, in dem eine entschiedene Ansicht und überwiegende Majorität sich geltend macht, so kann man die Schweiz selbst nach ihrem letzten Siege

nur bedauern, da hier eine ganz kleine Majorität über eine sehr große Minorität die Oberhand hat. (Auch in Neuchâtel waren noch kürzlich wieder fast 6000 Menschen gegen die neue Verfassung, und nur etwas mehr als 6000 dafür.)

Die Hauptbeschäftigung der Außerrhodener ist die Fabrikation von Mouffelinen, die sie zu gleicher Zeit mit mannigfaltigen Stickereien verzieren und zu Chorhemden, Bettdecken, Schleiern, Shawls, Tapeten, Turbanen, Schürzen geeignet machen. Die Fabrikherren wohnen in jenen kleinen Hauptorten, die ich beschrieb, und die Leute, die durch sie beschäftigt werden, in den Thälern und an den Berggehängen umher. Das „Festoniren“, „Muschhöhlen“ und Brodiren der Mouffeline ist die Hauptbeschäftigung der Töchter des Landes rundum, und ihre Arbeit, die sie gewöhnlich in geselligen Kreisen verrichten, gewährt zuweilen dem Lande einen schönen Reiz mehr. In ihrer hübschen Tracht steht man sie fleißig arbeitend an ihrem Sticktisch sitzen, auf den Balkonen ihrer Häuser unter dem Schutze des vorspringenden Dachs, oder unter dem Schatten eines Baumes auf blumiger Wiese. Unter ihren fleißigen Händen entfalten sich auf dem lockeren Gewebe kunstreiche Figuren und Blumen, die dem reisenden Nationalökonom und Kunstfreunde oft nicht weniger gefallen, als die Kinder der Flora dem Botaniker oder Maler.

Diese Art von Industrie hat sich auch weit über die Grenzen des Landes Außerrhoden hinaus verbreitet, über Innerrhoden, dessen Jugend für die Fabrikherren in Trogen arbeitet, über Theile von St. Gallen, ja über den Rhein hinaus, ins Oestreichische hinein. Auch ein großer Theil der Bevölkerung des Vorarlberges arbeitet für diese außerrhodischen Fabrikanten, deren Speculationsgeist, Bildung, Kenntnisse und weitgehende Verbindungen sie in Stand gesetzt haben, den Gebirgsleuten

weit und breit Nahrung und Beschäftigung zu gewähren. Ich hatte schon früher einmal bei einer Reise in Tyrol die vorarlbergische Industrie und die fleißigen Stickerinnen des Landes bewundert. Sie fertigen dort unter dem Dache ihrer malerischen Holzhäuser allerlei prächtige, farbige und goldene Stickereien (besonders Röcke für katholische Priester, Altartücher, Kelchdecken und dergleichen), und da sie mir schon damals etwas von ihren schweizer Herren erzählt hatten, die ihnen die Muster zu ihrer Arbeit und auch den Lohn schickten, so schätzte ich mich jetzt glücklich, die Bekanntschaft dieser so weit und breit in den Appenthälern angesehenen schweizer Herren selber zu machen, die sogar auch noch jenseits des Bodensees in Schwaben viel Hände beschäftigen.

Was ich oben von den Fabrikanten am Züricher See bemerkte, daß sie die Fabrikation meistens in Verbindung mit der Land- und Gartenwirthschaft und mit anderen Geschäften betreiben, gilt auch insbesondere von denen hier in Appenzell. Die kleinen Fabrikarbeiter wohnen auf ihren Matten und Weiden, mitten in der schönen, frischen, freien Bergluft, haben ihr Vieh und treiben nebenher noch Bienenzucht, Garten- und Obstbau. Und man hat die Bemerkung gemacht, daß auch diese Beschäftigungen mit der fortschreitenden Verbesserung der Mousselinfabrikation sich mehr entwickelt haben. Die Fabrikherren aber sind nebenher noch eifrige Patrioten, ächte Republikaner und die Landammänner, Raths- und Gerichtsherren des Cantons. Meistens gehören sie seit alter Zeit her angesehenen Familien des Landes an und nehmen unter ihren Fabrikleuten eine sehr patriarchalische Stellung ein, wie Abraham unter seinen Hirten. Eine der angesehensten Familien sind die Zellweger, ungefähr wie die Medings in Schwyz. Der Landammann Zellweger hat es in Außerrhoden schon viele gegeben. Einer von ihnen,

ein alter würdiger Herr, hat auch die Geschichte seines Vaterländchens geschrieben, und zwar in einem unsäglich mühseligen Werke von nahe an 10 unmäßig dicken Bänden. Die Geschichte des appenzeller Landes ist in der That merkwürdig; es kommen darin so interessante Kämpfe, so heroische Charaktere und Bestrebungen, so heldenmüthige Schlachten, Siege und Thaten vor, wie in der viel berühmteren Geschichte der drei Urkantone. Die Geschichte der Verschiedenartigkeit der Ansichten, der Conspirationen, die hier eintreten, der Verfolgungen, der geheimen Intriguen, der Hinrichtungen mächtiger Volksmänner, mit einem Worte die ganze Geschichte der inneren Parteiungen in diesem appenzeller Ländchen ist ebenso eigenthümlich und merkwürdig, wie die Geschichte der Spartaner oder irgend einer anderen griechischen Insel- oder Gebirgsrepublik. Nur leider hat nie ein Herodot oder Thuchydides die Geschichte der Appenzeller zu schreiben sich herabgelassen. Wie gut wäre es, wenn ein schweizer Historiker ein kleines, bündiges, kräftiges Büchelchen darüber schriebe. Wie lehrreich würde ein solches Werk für die Appenzeller sein, die sich so sehr für ihre alte Geschichte interessieren. Wie überall verbreitet würde man es in ihren Familien finden. Wie schwer muß es doch sein, kurz und bündig zu schreiben, da fast jedes dieser schweizer Cantönchen in neuerer Zeit eine entsetzlich lange Geschichte bekommen hat, noch keines aber eine ganz bündige, classische, populäre, die von dem ganzen Volke so mit entschiedenem Beifalle und solchen Lorbeeren gekrönt worden wäre, wie Herodots Bücher von den Griechen auf den olympischen Spielen. Zehn, mehre Zoll dicke Bände für ein Ländchen wie Appenzell, heißt das nicht einen Elephanten gegen eine Maus zu Felde schicken? Wenn wir nach diesem Maßstabe die Geschichte aller europäischen Staaten schreiben wollten, so wäre kein Bibliotheksaal von Europa groß genug,

eine solche Literatur zu fassen. Will man aber den Inhalt alter Archive und Manuscriptsammlungen abdrucken, so kann man dieß doch nicht Geschichte nennen.

In neuerer Zeit haben auch die Außerrhodener ihr Ländchen in die Kreuz und Quere mit guten Verkehrsstraßen versehen. Diese Straßen sind größtentheils durch Privatbeiträge, die Patriotismus und Gemeindefinn darbrachten, zu Stande gekommen, wie denn durch solche Privatbeiträge die meisten öffentlichen Anstalten ins Leben gerufen worden sind. In Innerrhoden dagegen, daß, wie gesagt, immer das thut, was Außerrhoden nicht thut, und das nicht thut, was jenes thut, giebt es noch nicht eine einzige gebahnte Straße, nur Fußpfade, Alpenstege, Geis- und Rinderwege.

4. Appenzell - Innerrhoden.

Das Einzige, was die industriellosen, viehzuchttreibenden, conservativen, katholischen, sonderbündischen Innerrhodener noch mit den aufgeklärten, industriellen, fabricirenden, radicalen, protestantischen Außerrhodenern gemein haben, ist ihr Volksnaturell oder Temperament, das Wesen ihrer innersten in ihrem Blute und in ihrer Volksrace begründeten Seeleneigenschaften. Beide Species der Appenzeller sind gleich munter, gleich gesanglustig, gleich poetisch und gleich warme Patrioten, die mit gleicher Begeisterung ihrem kleinen Berglande ergeben sind, und ein Innerrhodener und ein Außerrhodener, so schiefe Mienen sie sich machen innerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes, vereinigten doch, von gleichem Heimweh entbrennend, in der Fremde ihre

Thranen. Man erzählt sich, daß sogar die Thiere dieses eigenthümlichen Ländchens von Heimweh ergriffen werden, selbst schon dann, wenn man sie nur in das benachbarte Land St. Gallen hinabtreibt, was wegen des häufigen Futtermangels in Appenzell nicht selten geschieht. Man sagt, daß diese Thiere, wenn sie während ihrer Verbannung in St. Gallen den appenzeller Kuhreigen hören, wild werden und ihre Einzäunungen zuweilen durchbrechen. Man soll dort daher den Kuhreigen eben so verpönt haben, wie bei den Schweizerregimentern in auswärtigem Dienste.

Die St.-Gallener, die sogar dieses muntere Gebirgslufttemperament ihrer Nachbarn, der Appenzeller, immer bewundern, scheinen selbst wenig davon zu haben. Mein St.-Gallener Führer war ein ziemlich melancholischer und etwas träger Mensch, und ich tauschte ihn daher bald gegen einen bergsteigelustigen und frohmüthigen Innerrhodener aus. Ich erstieg mit ihm den Gábris, der eine der schönsten Uebersichten über das Land darbietet, und ging dann über Bad Gais ins Ländchen Innerrhodon hinauf.

„Sie sind da noch a Kli*) dumm im Land droben,“ bemerkte mein Außerrhodener. „Auch sind sie á klli r á u h e r als wir. Es geht bei ihnen Alles per „Du.“ Aber nit, daß sie's böse meinten. Es sind gute Leute. Aber „es ist halt so ihr grober Lebenslauf. Sie haben so halt in „allen Stücken ihre besondere Landesart. Es sind aber feste „Männer unter ihnen und feste Weibsbilder auch. Sie sagen „sogar zu ihrem Landammanne Du. „Hörst Du, Landamman!“ so rufen sie ihn an. Wenn sie einmal sagen: „Hö-

*) „a Kli“ oder „a klli,“ d. h. „ein klein,“ scilicet „ein klein wenig.“ Das davon gebildete Diminutiv „klli“ (kleinchen) heißt dann so viel als „ein ganz klein wenig.“

„ren's, Herr Landammann,“ so ist das bei ihnen schon die allergrößte Höflichkeit. Ich bin einmal in meinem Leben schon vor 30 Jahren eine kurze Zeit Kutscher beim Herrn Bürgermeister von Basel gewesen. Nun, da ging es anders her. Damals hatten sie noch den Titel Excellenz, und, wenn er mich rief, so mußte ich immer mit dem Hut in der Hand in sein Zimmer treten und sprechen: „Was befehlen Sie, Ihre Excellenz?“ Vergleichen haben die Basellandschafter denn den Baseler Zopf genannt, den sie abschneiden wollten. Mir war es auch gar zu höflich in dem alten Baseler Herrenhause, und ich blieb bei dem gestrengen Herrn Bürgermeister nur kurze Zeit.“

Der Fluß Sitter, der ein Nebenfluß der Thur ist, durchfließt die Cantone Appenzell, St. Gallen und Thurgau. Er bezieht seine ersten Zuflüsse von der Kette des hohen Säntis, des höchsten Gebirgskopfes der nordöstlichen Schweiz. Sie fließen von allen Seiten aus kleinen Thälern zusammen, und so entsteht in der Tiefe des Thales der Hauptfluß. Der Canton Innerrhoden besteht bloß aus dem oberen Stufenkessel des Sitternthales, in welchem der Sitter sich aus jenen kleinen Bergbächen bildet. Es ist ein etwa drei Quadratmeilen großer Thalkessel, der nach allen Seiten hin von Bergen ummauert ist, und dessen Wiesengründe sich zu den Gipfeln dieser Berge hinaufschwingen. Wenn man in diesen Graskessel hineinblickt, so sieht man überall die Wohnungen der „appenzeller Mannen“ darin zerstreut. Nur hie und da liegt ein Dorf. Im ganzen Staate giebt es deren nicht einmal sechs. In der Mitte des Kessels liegt das Hauptdorf Appenzell. Diese ganze Gegend ist am umfassendlichsten in einem Werke von Ebel beschrieben, der dem Cantone Appenzell und seiner Nachbarschaft nicht weniger als 2 starke Bände gewidmet hat. Ein Schweizer, mit dem ich einst dieses

Buch las, sagte mir, er erkenne in dem vom Autor aufgestellten Gemälde so wenig den Canton Appenzell wieder, daß er sich oft frage, ob Ebel auch wirklich an Ort und Stelle gewesen. Und doch war Ebel ein sehr geschickter Schriftsteller und ein sehr geprüfter und viel erfahrener Kenner der Schweiz, dessen Werk über den Bau der Alpen ein wahres Meisterstück ist, und dessen Anleitung zum Bereisen der Schweiz stets eine vortreffliche, lehrreiche und höchst dankenswerthe Arbeit sein wird. Wie schwer muß es demnach sein, ein Land richtig und naturgetreu zu schildern! Die anmuthigsten Schilderungen und viele hübsch vorgetragene Beiträge zur Kenntniß dieser Gegend findet man in einem kleinen deutschen Romane, „die Molkentur“ genannt, der allen Freunden der Natur und allen Besuchern dieses Erdwinkels nicht genug empfohlen werden kann.

Ich sagte oben, daß die Innerrhodener gar keine Industrie haben. Man hat mehrer Mal versucht, in Appenzell selbst ein Fabriketablissement nach dem Muster von Trogen oder Herisau zu errichten. Allein es ist immer auf Schwierigkeiten gestoßen. Die innerrhodener Hirten haben eine entschiedene Abneigung gegen solche Etablissements und wollen sie nicht bei sich dulden. Sie hüßen selbst am meisten dabei ein. Denn ihre Töchter und Frauen, die sich doch selbst einen Sparpfennig zu verdienen wünschen, gehen nun zu den außerrhodener Herren, holen sich Arbeit von ihnen und müssen sich mit dem sparsamen Lohne behelfen, den diese ihnen zugestehen. Hätten sie ein solches Etablissement in ihrem eigenen Dorfe, so könnten sie manchen beschwerlichen Gang, manchen Kreuzer für Schuhwerk und viel Zeit ersparen. Wir begegneten unterwegs einer alten Frau, die ein großes Stück Mouffelin auf dem Rücken trug. Da ich sie über ihre Arbeit befragte, so breitete sie das Gewebe der Länge nach auf dem Grase aus und zeigte mir die feinen Blümchen,

die sie hineingestickt hatte. Sie sagte, sie bekomme 6 Kreuzer dafür. Die Zierlichkeit der Blumen betrachtend, glaubte ich, daß dieser Preis ihr für jede Blume bezahlt würde. „Ach, mein Herr,“ sagte die Alte, „dieß geht bei uns immer nach dem Stabe. Für den Stab (d. h. eine Elle) bekomme ich 6 Kreuzer.“ Wir zählten 40 zierliche Blumen auf einem Stabe. $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ Ellen, sagte sie, könne man an einem Tage wohl fertig bringen. Aber dann müßte es schon ein guter und heller Tag sein. Denn ihre Augen wären schon ein wenig schwach, und im Herbst und Winter könne sie nur wenig thun. Das Stück maß 18 Ellen, und sie hatte 4 Wochen daran gearbeitet. Sie brachte es nun dem Fabrikanten in Trogen zurück und war darüber voll Sorgen, ob er es wohl gut befinden und ihr wieder eine neue Arbeit geben würde. Die Reichen, welche nachher in München oder Stuttgart oder in den anderen großen Städten diese beblumten Stoffe vor ihr Fenster hängen, wissen wenig davon, welche alten Hände sich zitternd und sorgenvoll um jede dieser Blumen, die kaum einer eines Lobes würdigt, herumbewegt und wie sich die Augen der Appenzellerinnen daran blind gesehen haben.

In hohem Grade gefiel mir die Ansprache, mit der mein Führer die Männer, welche uns begegneten, begrüßte. „Gott grüß Euch, Ihr Mannen!“ rief er ihnen zu. Mich dünkt, ich weiß aber nicht warum, dieser alte Pluralis „Mannen“ ist kräftiger und edler als unser „Männer.“

In Appenzell besuchte ich den regierenden Herrn Landamman von Innerrhoden. Ich traf ihn eben bei der Lecture der Allgemeinen Augsburger Zeitung. „Ich lese diese Zeitung,“ sagte er mir, „schon seit 20 Jahren, schöpfe alle meine Neuigkeiten und meine Ansichten über die Welt und die Politik aus ihr. Ich bin so daran gewöhnt, daß ich nicht ruhig zu Bett gehen

kann ohne meine Allgemeine. Sie ist mein täglicher Trost. Mein Exemplar ist das einzige, das in diesem Thale und in unserem Staate Eingang findet." Ich gedachte hierbei eines türkischen Pascha, auf dessen Divane ich ebenfalls kein anderes Blatt als die Augsburger Allgemeine gefunden hatte, und der zahllosen anderen Freunde dieses einflußreichsten und geschäftigsten deutschen Blattes, dessen Verbreitungsgebiet ich überall gern erforsche, und das von dem deutschlesenden Juden in Südrußland ebenso begierig studirt wird, wie von dem des Deutschen kundigen Dänen in Kopenhagen, wie von dem Magyaren in Pest, wie von dem Tschechen in Prag, wie von dem Landamman in Appenzell, das die türkischen Paschas an der österreichischen Gränze sich von ihren Dolmetschern übersetzen lassen, das die Lombarden und Italiener am Gardasee, im venetianischen Gebiete und in Dalmatien eifrig entziffern. Sie ist das einzige deutsche Blatt, das die ganze Welt umfliegt, das man auf englischen und amerikanischen, wie auf sibirischen Clubzimmern (sie wird auch nach Irkutsk und Tobolsk versandt) zu gleicher Zeit findet. Es giebt kein schriftstellerisches Unternehmen, das Alles, was mit Deutschland und der deutschen Nation entfernt oder nahe zusammenhängt, als ein einziges Organ seiner Art, in innigeren und kräftigeren Rapport setzte. Der deutsche Reisende begrüßt sie daher an jedem entlegenen Orte, wo er sie findet, mit besonderer Zuneigung und warmer Liebe.

Der Landamman erbot sich, mir einige der öffentlichen Anstalten und Staatsgebäude des Ortes zu zeigen, und ein solches Anerbieten darf der nicht ausschlagen, der es liebt, die Entwicklung aller menschlichen Anstalten auf allen Stufen zu beobachten, selbst auf der Stufe, wo sie noch in ihren Kinderwindeln liegen. Der große Strom des Fortschritts, der während der Neuzeit Europa durchfluthete, hat diese schweizer Urstaaten,

wie es scheint, noch wenig von demjenigen Flecke gebracht, wo sie vor Jahrtausenden standen. Es ist hier in Appenzell noch Alles in demselben Zustande, in welchem sich der Staat in Uri und Unterwalden befindet. Eine ordentliche Gefängnisanstalt z. B., die doch jeder Staat besitzen sollte, haben sie hier so wenig wie dort. Doch benutzen sie in Appenzell beim Todtengräber einige Räume als Gefängniß, und dieser Mensch versteht zugleich die Aemter eines Leichenbestatters und eines Verbrecheraufsichters. Vielleicht ist dieß dem Geiste des Strafcodex dieser kleinen Urcantone ganz gemäß, der eigentlich nur zwei Strafen kennt, Prügelstrafe und Hinrichtung. Wer gefangen gesetzt wird, hat daher gewöhnlich auch schon Aussicht darauf, des Todtengräbers bald zu bedürfen. „Unsere Landleute von der „Landsgemeinde,“ sagte mir ein Appenzeller, „sind sehr gegen die Einrichtung von Gefängnissen. Denn, sagen sie, warum sollen wir noch für böse Menschen bezahlen und sie füttern? Entweder prügelt sie, oder wenn sie etwas sehr Schlimmes gethan haben, köpft sie. Dieß Beides kostet uns dann kein „Geld.“ Ein geschriebenes Gesetzbuch haben sie hier so wenig als in den meisten übrigen Urcantonen. „Es geht Alles bei uns,“ so sagen sie, „nach den alten Uebungen und nach der „Billigkeit.“ Sie haben bei der Prügelstrafe auch wie in den übrigen Urcantonen, „den kleineren, mittleren und großen Gang.“ Ein Russe darf aber nicht gleich glauben, daß er hier ihm ganz gleiche Leidensbrüder findet. Denn selbst beim mittleren Gange ist die Haut gewöhnlich nur wenig aufgeschwollen. Beim kleinen und mittleren Gange schlägt der Nachtwächter zu Appenzell, beim großen aber der Henker. Die Operation des Nachtwächters nennt man „Streichen,“ die des Henkers aber „Hauen.“ Das letztere ist entehrend.

Alle die kleinen Cantonshauptstädte der Schweiz sind voll

von den interessantesten Alterthümern, und jede hat ihre der Geschichtsforscher anziehende Sammlung. Die Schweizer haben sich Trophäen und Beute aller Art aus aller Welt gesammelt und seit Jahrhunderten in ihren Kirchen, Rathhäusern und Archiven zusammengeschleppt. Auch in diesem kleinen Berg- raubneste findet man eine Menge erobelter deutscher, österreichischer und italienischer Fahnen und Trophäen. Die kaukasischen Bergvölker werden vielleicht Museen und Sammlungen in ihren Wald- und Bergflätten besitzen, die manche Parallele mit denen der Schweizer darbieten. Auch die Elemente, aus denen diese schweizer Cantonsstädte selbst bestehen, die kleinen Besitzthümer und Häuser, aus denen sie zusammengesetzt sind, erinnern vielfach an das Ausland, in dem die erwerbsamen Schweizer handelnd, künstlernd oder kriegsführend herumzogen, sich kleine Capitalien sammelten, die sie dann in ihr heimisches Bergthal zurücktrugen, um sich davon ein Nestchen zu bauen. In allen schweizerischen Thalorten sind gewöhnlich die bemerkenswerthesten Häuser mit im Auslande gesammelten Capitalien gebaut, z. B. in Genf mit Schätzen, die in Banquiergeschäften in Paris oder London erworben wurden, in Neuchâtel desgleichen, in Engadin und im Tessin mit Geldern, welche die von diesen Ländern beständig auswandernden und dahin zurückkommenden Architekten, Maler, Conditoren, Gastwirth u. im übrigen Europa zusammensparten, in den Urantonen, Luzern und vielen anderen Städten von den Ersparnissen, welche ein schweizer Hauptmann, Oberst oder General sich von seiner Gage abzog, die ihm der König von Sardinien, oder der von Holland, oder der von Neapel, oder der Papst gab. Der auswärtige Kriegsdienst wurde von den Schweizern ebenso als eine Gelderwerbsquelle angesehen und benutzt, wie jedes andere Gewerbe. Auch in Appenzell findet man wieder einige kleine Mi-

niaturtschlösser, in denen ein abgegangener Hauptmann oder Major wohnt.

5. Auf dem Ramor.

Ich ging von Appenzell zu Fuß nach dem benachbarten kleinen Badeorte Weisbad und bestieg von hier aus die Ebenalp. Dieß ist eine kleine Bergwiese, die 5000 Fuß hoch auf dem Gipfel eines der Ausläufer des hohen Säntis liegt, auf dem sogenannten Alpsteine. Der Kopf dieses Berges ist glatt, eine etwas schief geneigte Fläche, und man sieht die grüne Wiese daher von allen Seiten her aus dem Thale. Der Alpstein tritt schroff in den Kessel des appenzeller Landes hervor und hat nach allen Seiten hin steile Wände. Auf einem zweistündigen Fußpfade erhebt man sich an diesen Wänden bis zu einem Punkte, wo sie so steil werden, daß alle Wegebahnung aufhören mußte. Hätte die Natur hier nicht mit einer Höhle nachgeholfen, so wäre die schöne Alpe auf dem Gipfel fast unerreichbar. Allein glücklicherweise ist die Bergwand oben von einer Felshöhle schräg durchbohrt, deren untere Mündung am Ende des Weges ausgeht und die mit ihrer oberen Mündung auf die Alpe hinausführt. Zur Seite der ersteren hat sich ein Waldbruder mit einer kleinen Wirthschaft etablirt, der die Reisenden mit Fackeln durch die Höhle geleitet und sie oben wieder ans Tageslicht bringt. Die Kühe, welche diese Alpe beweiden, müssen im Frühling und Herbst denselben Weg machen. Man gelangt also auf diese Graskuppel auf dieselbe Weise wie durch dunkle Treppengänge und enge Lufen auf das Dach einer Kirche, deren Bau die Natur hier nachgeahmt zu haben scheint. Es sollen sich auf jener Graskuppel 200 Kühe ernähren können. Die Sennhütten, die

für sie daselbst erbaut sind, nehmen sich auf diesem Naturbache aus wie die kleinen Dachluken oder „Ausluchter,“ die man auf den Dächern unserer nordischen Stadthäuser sieht. Ebenso eigenthümlich, wie für das Hinaufkommen auf diese merkwürdige Wiese, hat die Natur auch für die Tränkung des Viehs, das die Alpen beweidet, gesorgt. Es kommt dort nämlich keine Quelle zu Tage. Statt dessen befindet sich aber eine brunnenartige Vertiefung auf der Alpe, ein sogenanntes „Wetterloch,“ das sich im Winter mit Eis und Schnee vollsetzt und dieß gewöhnlich den ganzen Sommer hindurch conservirt. Die Hirten graben es heraus und tranken damit, nachdem es geschmolzen, ihr Vieh. Ich gedachte dabei der tatarischen Schafhirten in der Krim, die auf dem quellenlosen Tschatir=Dagh aus eben solchen Schnee- und Wetterlöchern ihre Heerden tranken müssen.

Die Einsiedelei an dem Eingange der Höhle hat man das Wildkirchlein genannt. Sie ist mit ihrer kleinen Kapelle wie ein Schwalbennest an den hohen Rand des Berges geklebt. Wir rasteten ein wenig bei dem Waldbruder, der dort Wirthschaft hält und die Reisenden mit Bier, Milch und Brot erquicken kann. Als wir diesen frommen Eremiten fragten, ob er denn auch fleißig bete und ob er den Dienst in seiner Kapelle pünctlich verrichte, sagte er uns ganz treuherzig: „ach nein, nur selten, denn ich habe so viel mit dem Ausschwenken der Biergläser, mit der Zubereitung der Fackeln und mit den übrigen Geschäften zur Aufrechthaltung meiner Wirthschaft zu thun, daß ich zum Beten nur selten komme.“ Uebrigens war er kein ideenloser Mensch, und er hatte seine eigenen Betrachtungen über das Volk, dessen Wohnplätze er von seinem Wildkirchlein aus überschaute, angestellt. Seit 20 Jahren, meinte er, hätten sich die Leute hier im Thale sehr „versinnlicht,“ und Tanz, Festtage und Trinkgelage nähmen überall überhand. Ich be-

merkte ihm, daß seine Beobachtungen über die appenzeller Gebirgsleute ganz mit denjenigen zusammenfielen, welche andere Menschen auch über die ganze außerappenzellische Bevölkerung Europa's gemacht hätten, indem Genußsucht und Wirthshaustreiben überall überhand nahmen. Ich bin auf einer Reise in der Schweiz noch sechs anderen solchen an verschiedenen Orten angestiedelten Waldbrüdern begegnet und habe noch von einem halben Duzend anderen gehört. In der Urschweiz stehen sie alle zusammen in einer Art Verbindung, in einer Brüderschaft, die aber kein Mönchsorden ist, so wie sie denn auch keine priesterliche Weihe haben. Der Hauptsitz dieser Brüderschaft ist in dem Städtchen Zug, wo sie ein Haus haben, und wo der Chef dieser Derwische wohnt, den sie den „Altvater der Waldbrüder“ nennen. Sie müssen eine Art Prüfung bestehen, und die Bischöfe setzen sie dann in die eine oder andere der Einsiedeleien, die meistens aus einem Hüttchen, einem Capellchen und einem Gärtchen bestehen. Diese Einsiedeleien befinden sich gewöhnlich an irgend einem durch seine Naturlage oder durch seine Geschichte merkwürdigen Puncte. Da haben sie denn durch Instandhaltung der Capelle, durch Läuten der Glocken, durch Ausschmückung eines Altares u. das Andenken eines solchen Ortes aufrecht zu erhalten und bei den etwa dort statthabenden Festen zur Hand zu sein; nebenher können sie auch Wirthschaft betreiben. Obwohl die Urschweizer in der Regel sagen, daß meistens nur solche Leute, die allerlei versucht haben, und die sonst zu nichts taugen, Waldbrüder werden, so muß ich doch gestehen, daß ich gewöhnlich ein nicht geringes Vergnügen in den Unterhaltungen mit diesen Leuten fand und meistens bemerkte, daß sie nicht ohne Originalität und ohne Gefühl für das Höhere waren. Die Aussicht vom Wildkirchlein ist entzückend. Doch sah ich ungefähr dieselben Gegenstände und noch viele andere Thäler und Land-

striche dazu von der Spitze des Ramor aus, dem wir uns nun zuwandten.

Wir stiegen vom Wildkirchlein wieder ins Weißbad hinab, gingen quer durch das grüne Land Innerrhoden und näherten uns dem Fuße jenes schönen Berges. Unterwegs kam uns ein Zug von appenzeller Sennern und Kindern entgegen. Die Leute hatten ihre besten Kleider, gelbe lederne Hosen und rothe Westen, angelegt. Sie trieben ihr Vieh mit ununterbrochenem Zauchzen, Gesang und „Gedudel“ (so oder auch „Jolen“ nennen sie hier, was sonst in der Schweiz Jodeln heißt) in die Berge hinauf. Die Kinder stolzirten mit großen „Trinkeln“ (Glocken) um den Hals die Gelände hinauf. Wir grüßten die Leute mit unserem gewöhnlichen „guten Tag.“ Sie gaben uns aber ihren Gruß mit Geschrei zurück und begleiteten ihn mit Jolen und Gedudel. „Wenn's in die Alpen hinaufgeht,“ bemerkte mein Führer, „da sind diese Burschen immer, als hätten sie nicht alle ihre Sinnen beisammen.“

In allen alten Häusern, die man in diesen Thälern sieht, bis an den Rand der Alpen und hinauf, wurde eifrig genäht und gestickt. Einige Stickerinnen sind ihrer Geschicklichkeit wegen berühmt. Wir besuchten eine solche, von der man mir erzählte, sie hätte schon Kleider und Schleier für Fürstinnen und Königinnen gemacht, und Stickerereien für die Täuflinge der im Purpur Geborenen. Die Stickerinnen haben für ihre verschiedenen Arbeiten eine Menge Ausdrücke, die zwar bloß appenzellisch sind, von denen aber doch ein deutscher Sprachforscher Notiz nehmen sollte.

Der Ramor und der gleich neben ihm stehende hohe Kasten sind die beiden höchsten Spitzen des Gebirgswalls, der sich vom hohen Säntis aus längs der Ostseite des Cantons Appenzell 8 Stunden weit hin erstreckt und zum Bodensee abfällt. Er bildet die appenzell'sche Mauer gegen das breite Rheinthal, und

„am Stoß“ so wie an anderen Engpässen dieses Berges haben die Appenzeller ihre Thermophyllen oder ihre Morgarten. Von diesen Bergen stiegen sie zu wiederholten Malen ins Rheinthal und zum Bodensee, zum Schrecken der Oestreicher ebenso hinab, wie die Urner jenseits des Gotthardt zum „langen See“ von Locarno. Und wie die erner Hirten lange Zeit das Thal des Tessin durch ihre Landbögte in Unterthanenschaft hielten, so beherrschten einst die kriegerischen Hirten von Appenzell das von ihnen eroberte Rheinthal oberhalb des Bodensees. Im Anfange des 15ten Jahrhunderts, nach ihren vielbesungenen Schlachten bei Wolfthalen und am Stoß gegen den Herzog Friedrich von Oestreich, war ihr kriegerischer Ruhm so groß, daß sie an die Spitze „des freien Bundes am oberen See traten,“ der die ganze nordöstliche Schweiz umfaßte, und vor welchem Oestreich und die schwäbische Mitterschaft „als vor einer zweiten Schweiz“ erzitterten. Es giebt in der Schweiz keine dritte so merkwürdige Kernbevölkerung, die das Centrum und der Angelpunct einer ebenso merkwürdigen historischen Bewegung geworden wäre, wie die am Vierwaldstätter-See und die in den Alpenlandschaften am Säntis.

Der Kamor und der hohe Kasten liegen als die beiden Höcker desselben Rückens, als ein Doppelberg ungefähr, ebenso da, wie die beiden Mythen bei Schwyz. Zwischen ihnen hindurch führt ein Paß auf die graubündensche Straße hinab. Man erhebt sich von Appenzell her auf schmalen und zuweilen etwas schwindeligen Graspfaden zu dieser Passage ziemlich allmählig empor. Jenseits ins Rheinthal fallen die Berge viel schroffer hinab, und auch viel tiefer, da das Rheinthal über 1000 Fuß niedriger liegt als das Thal von Appenzell.

Ich war sehr froh, daß sich außer meinem Führer mir noch ein zweiter munterer Appenzeller anschloß. Und je höher wir

kamen, desto froher wurde ich darüber, denn ich habe in meinem Leben keinen lustigeren und zugleich dienstfertigeren und gutmüthigeren Reisegesellschafter gehabt als diesen prächtigen Weber aus Außerrhoden, denn ein solcher war er. Die sonderbaren und schreierischen Redensarten, die der Mann bei unseren ersten Conversationen von sich gab, brachten mich erst auf den Gedanken, daß er etwas betrunken sei. Aber ich erinnerte mich des Ausspruchs, den ich schon früher vernommen hatte, daß diese Appenzeller sich so wunderbarlich benähmen, ohne jedoch von etwas Anderem als von ihrer eigenen sie stachelnden inneren Lustigkeit trunken zu sein, und zuletzt gewann er völlig mein Herz für sich, und ich werde diesen aus Originalität, Dienstfertigkeit und Poesie gemischten Appenzeller in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Nach dem, was ich gehört habe, denke ich mir, es muß mehr solche Appenzeller geben, und man mag sein Benehmen und Reden, von dem ich einige Proben geben will, daher für allgemein charakteristische Typen nehmen. Wir erreichten bald die äußerste Menschenwohnung, wo die kahle Bergpyramide nun vor uns lag, und wo wir noch einmal einkehrten, weil mein Appenzeller es durchaus so wollte. „Ei jo!“ sagte er, „es Schöppli müssen wir ha! Ei jo! für Kameradschaft „und für Gesellschaft! Ei jo! igt geht's streng uhi! Da brauchen „wir schon einen festen Tritt!“ Wir bekamen zwar statt Weines nichts wie Milch, aber auch diese fand mein Mann „göttlich! prächtig, herrlich!“ Diese drei Worte bildeten seine Lieblingsphrasen, wie sie die Lieblingsworte aller dichterischen Gemüther sind, die allenthalben etwas Göttliches und Rosenfarbiges finden. In seinen Gesprächen, die er bald an mich, bald bloß an sich selbst richtete, kam zuweilen eine wunderliche Redensart vor, die ich erst allmählig deuten konnte. Ich hörte ihn beständig zwischendurch von einem alten Schuh

reden. „Hier geht es streng auf!“ pflegte er zu sagen, wo wir etwas schlimmen Weg hatten. „Aber 's isch an alter Schuh! Nur immer voran!“ „Pos Taufiz! alter Schuh! wo kommt Ihr denn her?“ redete er einige seiner Bekannten an, die uns unterwegs entgegenkamen. „Nun, nur her damit, es isch ein alter Schuh!“ sagte er, als ich ihm aus meiner Weinflasche einen Erquickungsschluck bot. Da ich ihn fragte, was er mit dem „alten Schuh“ meine, sagte er mir, es wäre so eine Lebensart bei ihnen, die Leute sprächen immer, „fluchen dürfe man nicht, nur nicht fluchen,“ aber „alter Schuh“ dürfe man wohl sagen.“ Ich vermüthe, daß dieser sonderbare euphemistische Fluch der Appenzeller von den vielen alten Schuhen und zerlumpten Schuhsohlen hergenommen ist, mit denen man überall in den Alpen die rauhen schuhfressenden Bergpfade bestreut findet.

Wir Deutschen und Nichtschweizer bilden uns gewöhnlich ein, daß die Alpenleute selbst gegen die Schönheiten ihres Landes völlig abgestumpft sind und gar keine Empfänglichkeit mehr für sie haben. Wir Fremdlinge, indem wir mit frischem und überschwänglichem Enthusiasmus ins Alpenland kommen, glauben die Sache nur allein zu verstehen und blicken fast mit Bedauern auf die nach unserer Meinung theilnahmlosen Eingeborenen herab. Ich habe indeß bei längerem Aufenthalte häufig Gelegenheit gefunden, zu bemerken, daß die Schweizer in der That für die Reize ihres Vaterlandes glühen. Ich habe mehr als einen Schweizer mitten im Entzücken des Naturgenusses Thränen der Freude und der Wehmuth vergießen sehen. Ja, ich habe bemerkt, daß sie umgekehrt wohl das Vorurtheil hegen, daß sie die Natur der Alpen ganz allein verstehen, daß ein Fremder nie dahin kommen könne, ihres Landes schöne Räthsel ganz zu errathen. Und ich muß gestehen, daß ich ihrer Mein-

ung mehr beipflichte als jener der fremden Reisenden. Wollte ich meine eigene Erfahrung nicht hoch anschlagen, so könnten den vorurtheilsvollen Fremden schon die Leiden eines heimwehkranken Schweizers und dann auch die reizenden Lieder, in denen alle Alpenleute die Herrlichkeit ihrer Gebirge gepriesen haben, eines Besseren belehren. Mein appenzeller Kamerad, obwohl in diesen Bergen geboren und auf seinen Geschäftswegen stets in ihnen umherpilgernd, erwies sich als ein wahrhaft schwärmerischer Enthusiast für seine Alpen, und ich hatte nur von ihm zu lernen und zu empfangen. Je höher wir kamen, desto häufiger entschlüpfen ihm seine Lieblingsworte: „göttlich! prächtig! herrlich!“ desto närrischer wurde er. Es war aber in seiner Narrheit immer etwas Rührendes. „Merken Sie, mein Herr, daß wir nun höher kommen? Merken Sie die frische Luft? Welch göttliches, prächtiges, herrliches Lustli! Schauen Sie, wie die Blümlein immer schöner werden, immer frischer in Farbe und Geschmack*). O wie schmeckt die Natur hier so himmlisch rund um und um! Göttlich schmecken die Malen**)! Wenn wir erst ganz oben sind, da wollen wir soli Deo gloria singen.“ Zuweilen, wenn ich nichts zu sagen wußte, sang er schon jetzt, wenn auch nicht soli Deo gloria, doch von den Genssen und der Sennnerin:

Dort oben auf den Alpen,
Wo's Gemösi gnug giebt,
Da ist die schöne Sennnerin,
Die hab' ich längst geliebt,
Und a Dirndel und a Maibel
Wie Milch und wie Blut,
Sie ist dem Appenzellerbub
Auch längst von Herzen gut!

*) „Geschmack“ soviel als Geruch.

**) d. h. riechen die Blumen.

Alle Augenblicke zeigte er mir eine neue Blume, die unten im Thale nicht wüchse. Doch will ich nicht verhehlen, daß er für einige dieser zierlichen Kinder der Natur auffallend unzierliche Namen hatte. So nannte er z. B. die Vergißmeinnicht nach seiner Landessprache: „Krottenäugli“ (Krottenaugen). Dieß kam mir ebenso unschicklich vor wie der Beinamen der Minerva, welche die Griechen „eulenäugig“ nannten. Es ist sonderbar, daß jenes hübsche Blümchen, für das wir Deutschen einen so charmanten Namen erfunden haben, auch in anderen Sprachen so schlecht wegkommt, in denen es „Mäuseohr“ genannt wird. Einmal sah ich meinen Appenzeller plötzlich vor einer kleinen Gruppe sehr zierlicher rother Blümchen in die Knie sinken. „Was habt Ihr denn da wieder?“ fragte ich hinzutretend. „O,“ sagte er, „kommen Sie her, schauen Sie dieses Häuflein von . . .“ er nannte hier seinen Namen für die Blume, den ich vergessen habe. „Wie göttlich, herrlich, prächtig! Nicht wahr? Ei jo! ei jo!“ Ich fand die Blumen auch allerliebste und streckte die Hand darnach aus, sie zu pflücken. „Was wollen Sie thun?“ rief er fast zitternd und breitete seine Arme schützend über die Blumen aus. „O nein! o nein! nicht pflücken! Die muß man hier blühen lassen. Schauen Sie, liegen ihre rothen Glöcklein nicht auf dem sammetnen grünen Moose, wie Eier in einem Neste? Sizen Sie nicht alle da zusammen und drängen sich aneinander wie ein Haufen von Brüdern und Schwestern? O, kein Gärtner hätte sie hübscher hinsetzen mögen, als Gottes Hand sie hier ordnete. Hier müssen sie, so wie sie da sind, sitzen bleiben zur Ehre Gottes, der sie pflanzte. Ach, ist die Natur nicht unsäglich schön rund um und um! Und wie undankbar sind wir gegen den Schöpfer! I lid's a Mol nit, daß der Herr sie pflücket!“ Er wurde fast böse auf mich, aber gleich wieder gut, als ich von meinem Vorhaben abstand. „Nun

nichts für ungut," sagte er, indem er aufstand und mir die Hand bot. „I moans halt nit so bös. Es ist nur ein alter Schuh! Nun sind wir bald broben. Nur frisch vorwärts! Als uhi! als uhi! (immer hinauf!)“

In der Einsattelung zwischen den beiden oben genannten Gipfeln ging ein scharfer Wind, und in dem Einschnitte auf der anderen Seite, der ziemlich eng war, fanden wir noch Alles mit dicken Massen Schnee gefüllt. Durch diesen Einschnitt sahen wir ein Stückchen des Rheinthals tief unter uns erscheinen und ein paar Ellen Rheinstrom, der wie ein silberner Strich quer durch den Einschnitt hindurchging. Es sammelten sich hier sofort ein halbes Duzend Geisbuben um uns herum, die aus allen „Kübeln“ und „Schluffen“ (so nennen sie die Felsenvorsprünge und Höhlungen, auf denen sie bei schlechtem Wetter „unterstehen“, und wo sie auch sonst sich gewöhnlich gesellig herumtreiben) herbeikamen. Ich fragte einige dieser Buben, wie sie hießen. „Uli Franz Toni's," sagte der eine, „Jacob Bube Gabriel's," der andere. Zum Geschlecht aber heißt er Brander, und „der Bläueli," das ist sein Uebername (Beizoder Spitzname). Der vollständige Titel und Name eines solchen appenzeller Geisbuben wäre demnach: „Uli Franz Toni's zum Geschlecht Brander, genannt der Bläueli." Dabei wäre der Genitiv Franz Toni's als Patronymicum zu deuten: „Uli, der Sohn des Franz Toni." In „Jacob Bube Gabriel's" (d. i. Jacob, der Bube oder Sohn des Gabriel) wäre dann dieses Patronymicum noch deutlicher bezeichnet.

Ich lud diese ganze muntere Gesellschaft ein, mit mir auf die letzte Spitze des Ramor hinauszugehen, wo ich ihnen aus meinem Mundvorrath ein Mittagessen geben wolle, so gut ich es vermöchte. Von dem Standpuncte aus, den wir bereits einnahmen, war es eine anmuthige Promenade über den wie

Flußuferdämme gewundenen Grastrüden hin. Der Gipfel des Berges hatte gerade Raum genug für unsere kleine Gesellschaft. „So Herr,“ sagte der Bläueli, als wir darauf hinaustraten, „igt könnt Ihr die Welt recht anlugen!“ Und in der That ich weiß, selbst den Rigi nicht ausgenommen, wenige Orte in der Schweiz, von denen sich die Welt anmuthiger anlugen ließe als vom Ramor. Es gehört viel dazu, und es muß eine Menge von Umständen zusammenkommen, bis ein Rundgemälde von dem nächsten und allernächsten Vordergrunde an bis zu den entferntesten Gegenständen am Horizonte so vollkommen malerisch und interessant wird, wie dieses vom Ramor.

Der Name des Ramor, Camor oder Giniol soll einer jener alten rhätischen Namen sein, die sich schon in diesem nordöstlichen Theile der Schweiz, wo die Wohnsitze der Rhätier und Allemannen von Alters her zusammenstießen, mit allemannischen Namen vermischt finden. Er ist wie der Rigi einer jener mittel hohen Berge, die vorzugsweise zum Genuß schöner Ausichten von der Natur präparirt zu sein scheinen, hoch genug, um die Blicke sehr weit zu tragen, und doch nicht zu hoch, um die Gegenstände im Nebel der Tiefe in Formlosigkeit verschwinden zu machen. Dabei steht er ziemlich frei und isolirt und dominirt alle anderen niedrigeren Höhen nach zwei oder drei Seiten hin. Nur nach der Seite des hohen Säntis wird er selber wieder dominirt, und dieses mächtige Gebirge deckt den Rücken des Beschauers und bildet den Hintergrund des Gemäldes. Die Hauptausicht geht nach Norden, wo die herrlichen Landschaften der Cantone Auserrhoden, St. Gallen und Thurgau sich ausbreiten. Man übersteht das ganze Becken des Bodensees, und jenseits des Wassers dämmern die Uferlandschaften der Königreiche Würtemberg und Baiern aus dem Fernnebel hervor. Da wir eine Lust und ein Wetter hatten, das, wie meine Geisruben

sich ausdrückten, „so fein wie Seide“ war, so erkannten wir deutlich die Lindau'sche Insel in Baiern und die Thürme von Friedrichshafen in Württemberg. Die Aussicht vom Rigi ist eine bloß schweizerische, die vom Ramor dagegen eine bayerisch-, württembergisch-, badisch-, schweizerisch-tyrolerische. Ja hier führt das Auge und die Phantasie des entzückten Beschauers sogar in das alte rhätische Land der Grauen Bünde. Im Osten liegt das ungeheuerere Labyrinth der tyrolerischen und vorarlbergischen Alpen, aus denen zahllose bekannte und unbekannte Spitzen herüberwinken. Einige Hauptthäler laufen zu dem Ramor wie zu ihrem Centralpuncte auf eine so günstige Weise zusammen, daß dadurch von hier aus die fernsten Einblicke in den Busen jener Labyrinth gestattet werden. Man sieht in das ganze lange Thal der Ill bis zu der hochgelegenen Grafschaft Montafun hinauf. Das Thal des Rheines, in welchen die Ill mündet, bildet mit ihm einen rechten Winkel, und so steht man denn auch wieder in diesem schönen, breiten, ortereichen Thale hinabwärts bis zum Bodensee und hinaufwärts bis zum Gebirge Rhätikon, wo der Rhein, eine Biegung machend, sich hinter den Bergen versteckt. Ganz nahe zu den Füßen hat man auf der rechten Seite das kleine Fürstenthum Lichtenstein mit seiner Hauptstadt Vaduz und zur Linken das ganze grüne Thalbecken der kleinen Alpenrepublik Innerrhoden, von dem sich nichts den Blicken entzieht. Hinter dir hast du den hohen Säntis ganz in der Nähe, und du überschaust den mächtigen Bau seiner Fels- und Eismassen. Von ihm kommen zwei kleine, tiefe, schattige und mit dunklem Fichtenwalde gefüllte Thäler oder Schlünde herab, die sich ganz in der Nähe des Ramor ausmünden und die dem im Uebrigen meistens heiteren Bilde auch einige kräftige Pinselstriche und das Element des Schaurigen hinzusetzen. Tief im Boden dieser beiden Thäler ruhen zwei kleine finsterblickende Seen, in

dem einen der Samtißsee und in dem anderen der sogenannte „Seealpsee,“ dessen Namen die Appenzeller so herausbrachten: Weil ein kleiner See da war, so nannten sie die Matten und Wiesen umher die Seealp, und weil nun der kleine See wiederum innerhalb dieser Seealpe lag, so hießen sie den See selbst dann wieder: Seealpensee. Und nun endlich mitten in diesem, über alle Beschreibung herrlichen Panorama schwebt man dann selber auf der spitzzugeschweiften Gras- und Blumenkuppel des Kamor wie auf einem hoch emporgehobenen Ballon. Die Gestalt dieser Pyramide ist besonders reizend und bringt in den Vordergrund jenes Gemäldes so viele hübsche Gegenstände, wie dieß nur wenige ihrer Aussicht wegen berühmte Berge thun. Auf der einen Seite zeigt sie einen gelinden Abfall, auf der anderen wieder schroffe Wände. Sie hat mehre Stufen, und man schaut unter sich auf diesen Stufen die Viehheerden und die Hirten, die sich zurufen. An einigen Stellen sind überhängende Felsen und solche „Kübel“ oder „Schluffe,“ unter denen die Hirten ihre Feuer anmachen. Auch weiter unten erblickt man wieder noch andere Stufen des Berges. Auf dem Gipfel desselben treffen die Geisbuben aus dem appenzeller Lande mit denen aus dem Rheinthale zusammen. Diese Buben, wenn man sie gut füttert mit Brot, Käse und Reiskuchen, den man aus dem Bade Weißlab mitgebracht, werden nicht verfehlen, auch das Ihrige dazu beizutragen, dem Wanderer seinen Aufenthalt auf dem Kamor zu verschönern. Die unsrigen sprangen um uns herum wie ihre Ziegen und waren zu allen möglichen Diensten bereitwillig. Sie holten aus einer entlegenen Quelle frisches Wasser herbei, um unseren saueren Wein zu mischen. Sie führten mich zu einer Höhle, die sie wie die auf der Ebenalp das Wetterloch nannten, und schleppten Steine herzu, die in dieses 600 Fuß tiefe Loch hinabgeschmettert wurden. Auch führten sie mich zu einer schlimmen

Stelle, wo einer von ihnen, der Geisbub Hans Ton Ull's, „abgeschlagen“ wäre. Diese armen fecken Burschen müssen immer hundertmal im Sommer ihr Leben in die Schanze schlagen für ihr dummes Vieh. Tausendmal rettet sie ihre Gewandtheit; aber dann und wann zieht doch einmal einer ein schwarzes Loos, „schlägt ab“ und kommt jämmerlich wie ein geschossenes Gemselein in den Felsenschlünden ums Leben. Jener Unfall mit dem Hans Ton Ull's, sagten sie, hätte sich „vörn“ zugetragen. Mit diesem kurzen Worte „vörn“ bezeichneten sie das „vorige Jahr,“ so wie sie das jetzige laufende Jahr ebenso kurz mit „hür“ (heurig, das heurige Jahr) bezeichneten. Alles war bei diesen Burschen entweder „vörn“ oder „hür“ geschehen, und es schien mir bei meinen Unterredungen mit ihnen, als wenn sie keine andere Abtheilung der Zeit und der Geschichte machten als „vörn“ und „hür.“ Fragte ich bei ihren Erzählungen: wann ist dieß gewesen? so hieß es: „ebbe hür,“ und: wann jenes? „ebbe vörn!“ Auch diese Partikel „ebbe“ war mir in ihrer Sprache auffallend. Sie schwärzten sie überall ein. Was ist das für ein Fluß? Antwort: „ebbe der Rhy!“ Bald schien sie mir so viel bedeuten zu sollen als „etwa,“ wie in „ebbe vörn,“ d. h. etwa im vorigen Jahre, bald so viel als „eben,“ wie in „ebbe der Rhy,“ d. h. „eben das ist der Rhy!“

Der Wind, der in dem Sattel hauste, hatte oben vollkommen aufgehört. Die Luft war auf dem Gipfel völlig ruhig. Auch waren hier längst die Blumen an die Stelle des Schnees getreten, der, wie gesagt, noch in Massen in der bezeichneten Kluft unter uns lag. Der hohe Säntis war noch ganz und gar mit Schnee bedeckt und völlig unzugänglich. Sonst hätten wir wohl gern noch einige Tage zugegeben, um auch den zu besteigen. Es giebt dort einige Matten und Alpenwiesen, die noch höher liegen als die des Ramor und des hohen Kasten.

„Da fahren die Sennen erst in vier Wochen i (e i n),“ bemerkte einer der Geißbuben. „Ja und in w a c k e r vier Wochen“ (d. h. in fast mehr als 4 Wochen), setzte ein anderer hinzu. „Und Ende Augst fahren's schon wieder u s s i (a u s).“ Es ist mir überall in den Alpen aufgefallen, daß die Sennen das Hinausziehen aus dem Dorfe in die Berge „E i n fahren“ nennen, das herbstliche Heim- und Abwandern dagegen „A u s fahren.“ Sie gehen dabei vielleicht von dem Gedanken aus, daß das Innere der Gebirge ihre eigentliche Heimath sei. Mein appenzeller Reisefkamerad that auch wieder das Seine, unseren Tag auf dem Ramor zu verschönern. Er war unerschöpflich im Vortrage von appenzeller Ruhreigen und anderen Liedern, wußte auch mehrere historische Volksgedichte und gab mir mit seiner Kenntniß von der Geschichte seines Vaterlandes eine hohe Idee von dem historischen Sinne der Appenzeller. Von der berühmten Schlacht an dem Stoß, den oben bezeichneten appenzeller Thermophlen, wußte er ein ganz langes Lied, das ungefähr in dem achten Volkstone und Vermaße unseres „Prinzen Eugenius“ abgefaßt war. Er versprach mir, er wolle mir dieß Lied unten im Rheinthale verschaffen. Er glaubte, es wäre in den Schulbüchern des Landes abgedruckt. Er durchstöberte aber am folgenden Tage vergebens einige Dörfer für mich, und da er es nicht fand, so schrieb er mir es auf, und ich will hier einige Verse daraus hersehen, da ich glaube, daß sie für einen Liebhaber der deutschen Volkspoesie einiges Interesse haben können und jedenfalls für meinen Appenzeller charakteristisch sind. In den ersten Versen dieses Liedes wird beschrieben, wie die Erzherzoge von Oestreich, die für die Schweizer ungefähr etwas Aehnliches waren, wie für die Griechen die großen Könige von Persien, mit großer Heeresmacht gegen das appenzeller Land heranrückten, und wie die 400 Bauern dort das gewaltige Heer der Ritter erwarteten. Die Oestreicher

hatten es dabei zugleich auch auf den Grafen Hans von Werdenberg abgesehen, der seine Grafschaft im Rheinthale am Fuße der appenzeller Berge hatte. Sie beunruhigten ihn in seiner Burg, und er stieß mit seinen Reissigen zu den appenzeller Hirten am Stoß:

Da kam der Hans von Werdenberg,
Ein Mann wohl gegen sieben,
Mit Helm und Schild im Panzerhemd,
Er schwang sein Pferd und beut sich mit zu kriegen.
„Nein,“ sagen wir, „wir brauchen nit
Den Mann wie Du im Eisen.
Wärst tapfer, dürftest auch wie wir
Dem Feind im Hemd Dich weisen.“
Da ging Graf Hans hinters nächste Haus,
Warf Panzer ab und Schild und Helm
Und kam zurück im Futterhemd.
Da ging's an ein Zuchheien:
„Gei! wadrer Hans im Futterhemd!
Komm, Hans, sollst unser Hauptmann sein!“
Und sangen den Ruhreigen.
„Wohl,“ spricht der Hans, „will Hauptmann sein,
Doch zieh'n wir All' die Schuh auch aus,
Daß Keiner ebbe schlupf' und falle.“
So jagten sie die Schwaben aus
Im Futterhemd und ohne Schuh'
Mit Spieß, Faust, Stein und Senze
Und setzten wieder ein den Grafen.
„Komm, Hans, wir wollen Dich begleiten,
Im Futterhemd' und ohne Schuh'!
Da hast Du wieder Haus und Hof,
Kannst wieder ruhig schlafen.“

Es liegt oft eine eigene poetische Einfalt und Kraft in solchen ungeschickten Volksliedern. Sie rühren und ergreifen uns, obwohl sie nichts weniger als Muster einer guten Versification und Stylisirung sind, ebenso wie jene alten Gemälde aus dem Mittelalter, auf denen die Ritter zu dünne Beine und ganz winkelige Ellbogen und Glieder haben, an deren Correctheit der kundige Künstler Vieles auszufehen hat, aus denen aber dennoch ein frommer und tiefpoetischer Sinn zu uns spricht. Freilich gehört eigentlich dazu, daß man so Etwas von einem Manne

des Volks mit solchem Ernst, mit solcher Mimik, mit solcher kräftiger Stimme, mit solchem Herumwerfen der Lippen, wie mein Appenzeller dieß Alles hatte, sich vortragen lasse.

Wir blieben mit unseren „frohmüthigen“ Geisbuben so lange auf dem Ramor, bis die Sonne sich dem Horizonte nahte, und ließen uns dann von ihnen auf die Wege geleiten, die uns ins Rheinthal hinabführten. Wir hatten hier 4000 Fuß tief hinabzusteigen. Und um dieß auszuführen, mußten wir wenigstens 10,000 Mal von einem bemosten Steine oder von einem alten Wurzelknollen zum anderen herabspringen. Es ist dieß wahrlich kein kleines Stück Arbeit. Beinahe 3 Stunden lang ging es so fort, und noch dazu fast immer im finsternen Walde, zehnmal traten wir auf freie kleine Stellen hinaus und sahen dann immer das Rheinthal ganz deutlich und ganz dicht unter uns, und zehnmal wieder zeigten sich noch verdeckte Abhänge unter uns, die wir wieder hinabpoltern mußten. Der Berg schien nie enden zu wollen. Endlich mitten in der Finsterniß der Nacht langten wir in Sennwald an, einem reizenden Dörfchen im tiefen Boden des Rheinthaless. Hier nahm ich von meinem prächtigen appenzeller Kameraden höchst betrübten Abschied, denn er wollte dem See zu, und ich den Fluß aufwärts. „Es thut mir leid, daß Sie weggehen. Ei jo! ei jo! wahrhaftig! Sie haben sich mein Lied vom Stofz aufgeschrieben. Sie haben schon ebbes von der Geschichte unseres kleinen appenzeller Landes gekannt. Dieß macht mich dankbar. Sie haben auch mit mir unseren Ramor bewundert. Gest! da war's schön rund um und um! Na, leben's wohl und kehren's glücklich hoam!“

6. Nagaz und die Aluft von Pfäfers.

„Rheinthal“ ist kein geologischer oder geographischer, sondern ein ethnographischer oder politischer Name. Es wird damit nämlich nicht das Thal des Flusses, sondern nur ein schmaler Strich Landes längs der linken Seite des Rheins vom Sennwald bis zum Bodensee bezeichnet. Wie alle ehemaligen Unterthanen oder, besser gesagt, durch uralte Eroberung unterjochte und später befreite Schweizerlandschaften, so sind auch die Rheinthaler jetzt fast durchgängig radical gesinnt. Die conservativen Districte des Cantons St. Gallen liegen mehr im Westen des Landes. Ich fuhr nun vom Sennwald aus nicht mehr im Rheinthale, wohl aber im Thale des Rheines. Es giebt hier jetzt, aber erst seit gar nicht langer Zeit, vortreffliche Chaussees auf beiden Seiten des Flusses. Auf diesen Chaussees und auf denen des Toggenburg'schen, und dann weiter über Herisau, St. Gallen und Altstätten ins Rheinthal zurück könnte man rund um das Ländchen Innerrhoden herumfahren. Quer hindurch aber giebt es nur solche Fußwege, wie ich sie beschrieb.

Das Thal des Rheins ist eine der merkwürdigsten und in historischer Beziehung interessantesten Spalten oder Ausbunungen in den Alpen, weil es auf einer längeren Strecke der Alpen von Norden nach Süden durchseht als irgend ein anderes Alpenthal. Es ist hier daher ein natürlicher Canal angebahnt zur Vermittelung des Verkehrs zwischen dem Norden und Süden. In derselben Richtung von Norden nach Süden kommt von Italien her dem Rheinthale entgegen das Thal des Comer-Sees. Beide Thäler reichen sich auf dem Passe des Splügens die Hand. Man kann von Deutschland aus nur noch über den Brenner in einer ebenso directen nordsüdlichen Linie nach Italien gelangen. Es ist also beim Rhein das Merk-

würdige, daß er bis zu seiner Quelle hinauf für Deutschland von so großer und bedeutungsvoller Wichtigkeit bleibt. Dieß ist in dem Grade bei keinem anderen Flusse der Fall. Ich führe dieß an als einen Beitrag zu den Fällen, welche man sammeln muß, um sich die Größe des Ruhms, den dieser Fluß bei uns Deutschen genießt, zu erklären. Durch das Rheinthal kamen die Römer zu wiederholten Malen nach Rhätien zum Bodensee und nach Bindelicien hinab. Und als diese Römerfahrten, die von Rom herkamen, sich in Römerfahrten, die nach Rom hingingen, verwandelten, da zogen auch die deutschen Kaiser auf ihren Zügen nach Mailand und zum Papste meistens durch das Thal des Rheins. Entschieden die Mehrzahl der Römerzüge der deutschen Kaiser ging durch dieß Thal, die Minderzahl über den Brenner durch das Etschthal. Ueber den St. Gotthardt war es der Passage beim Urner Loch wegen damals noch schwieriger zu gehen. Der Simplon war noch gar nicht angebahnt. Auch jetzt geht noch eine Haupthandelsstraße aus Italien nach Deutschland hier durch, die aber ehemals, als Venedig noch blühte, eine größere Bedeutung hatte. Denn da floß in dieser Richtung eine große Partie der orientalischen Handelswaaren durch die Alpen hindurch, die, statt auf rhätischen Maulthieren über die Gletscher, jetzt meistens auf englischen Dreimaßtern über See zu uns gelangen.

Ich benutzte die Diligence, um mich in diesem Thale aufwärts zu schaffen, und setzte mich bei dieser Gelegenheit bei einem Engländer, der mein einziger Mitpassagier war, dadurch in gewaltigen Respect, daß ich kein sterbendes Wörtchen mit ihm sprach. Die Ursache davon war, daß ich gerade etwas Interessantes zu lesen hatte und mich darin nicht stören lassen wollte, denn sonst hätte ich jedenfalls meinem Kameraden mehr als ein Wort gegönnt. Mein Engländer aber legte das ungewohnte

und ernste Stillschweigen, in das ich mich einhüllte und mit dem ich in die Ecke des Postwagens zurücksank, anders aus. Er hielt es für ein Zeichen von sehr guter Erziehung bei mir, wie denn diese Insulaner das Umgekehrte, zuvorkommende Gesprächigkeit, schon bei einem Grade, wo wir unseren deutschen Vorwurf von zudringlicher Geschwätzigkeit noch gar nicht gelten lassen, für ein „want of good breeding“ erklären. Mein Britte fixirte mich, und da ich seine Gedanken über mich errieth, so blieb ich nun noch stummer. Wir fuhren meilenweit zusammen, wir stiegen aus auf den Stationen, wir gähnten und streckten uns, wir saßen im Wirthshause neben einander, wir sprachen aber kein Wort zusammen. Ich grüßte ihn nie. Ich saß immer steif, wie ein wohlgezogener Mensch und fleißig ernsthaft weiter lesend da. Mein Engländer würdigte mich immer größerer Aufmerksamkeit. Ein solches an sich haltendes „selfrespecting behaviour“ war ihm augenscheinlich kürzlich nicht vorgekommen, und doch konnte er sich nicht darüber täuschen, daß ich ein Deutscher war. Je statuenartiger ich da saß, desto höher stieg ich in der Achtung meines Mannes. Zuletzt erwies er mir sogar mehr kleine Artigkeiten, die ich höchst kaltblütig ausnahm, wie gesagt, weil ich keine Berührungen wünschte und mein interessantes Buch zu Ende lesen wollte, zuletzt aber auch, weil diese kleine stumme Schauspieler-scene in unserem Wagen mir etwas Vergnügen machte. In Nagaz stieg ich ganz aus, mein Britte blieb, weil er gleich direct bis Chur fuhr. Hier grüßte er mich nun, als ich, ohne Nothiz von ihm zu nehmen, zum Wagen hinaus sprang, mit vieler Artigkeit und großem Respect. „Sie haben meine vollkommene Hochachtung für sich gewonnen,“ dieser Gedanke lag in seinem Verhalten ausgesprochen. Mich wunderte, daß er nicht gleich daran dachte, mir sofort seine Visitenkarte und Adresse zu überreichen.

Wunderbarer Weise fügte es sich aber, daß ich gleich in Magaz den Credit, den ich so eben bei der großen Inselnation gewonnen, wieder verlor. Ich traf hier beim Aussteigen in dem großen schönen Gasthose des Orts einen anderen Briten, der gesticulirend und deutsch radebrechend mit einem graubündener Kutscher herumdebattirte, ohne ihm seine Meinung begreiflich machen zu können. Ich stand eine Zeit lang unthätig daneben; da es mir aber unartig schien, dem Manne, der sich vergebens mit den „hard words“ unserer Sprache und mit dem eben so harten Ohre seines Bündners abmühte, nicht zu helfen, so bot ich ihm als Interpret meine Vermittelung an. Dieß mußte ihm aber ohne Zweifel als höchst zudringlich und als ein Zeichen sehr schlechter Erziehung vorkommen. Denn er blickte mich kalt und stolz an, ohne mein Anerbieten anzunehmen, und fuhr fort, sich auf eigene Faust abzumühen. Ich hatte es von diesem Augenblicke an mit ihm verdorben. Der Zufall fügte es, daß wir an der Table d'hôte neben einander zu sitzen kamen. Dieß steigerte den Verdacht meines Briten im höchsten Grade. Obgleich ich mehre Male über Tafel das Wort an ihn richtete, so blieb er doch einsilbig und wurde am Ende ganz stumm, indem er nur dann und wann einen forschenden und fast ängstlichen Blick auf mich warf. Nach Tische gingen wir auf unsere Zimmer, ich, um bei Lecture einige Unterhaltung zu suchen, die ich in der Conversation nicht hatte finden können, er, um sich vor mir zu retten. Siehe da, was fand sich aber? Die Zimmer, welche man uns gegeben, stießen Wand an Wand, und wir begegneten uns vor der Thüre. Jetzt wurde es meinem Nachbar ganz klar, daß ich irgend einen Plan gegen ihn im Schilde führe, daß ich es auf ihn, sicherlich auf seine Tasche, abgesehen habe. Er vermied von nun an jegliche Berührung mit mir, erwiederte meine Grüße nicht, verriegelte und verschloß seine Thüre sorgfältig, nahm sich

am folgenden Tage einen anderen Platz am Table d'hôte und litt sichtbarlich um meinetwegen entsetzlich viele Sorge und Noth, obgleich ich selbst, seinen Verdacht zu erregen, vielweniger beigetragen hatte als der Zufall, der uns unglücklicher Weise auch auf unseren Spaziergängen und sogar in der staunenswürdigen Felsenkluft von Pfäfers unverhofft wieder zusammenführte. Ich nahm dieß Alles als eine gerechte Strafe für mein Benehmen gegen seinen Landsmann im Postwagen hin.

Der Ort Nagaz liegt gerade am Ausgange jener famosen Kluft, bei ihrer Mündung aus den Bergen ins Rheinthal. Es ist ein enges, tief eingeschnittenes Thal von 3 Meilen Länge, das seine Gewässer vom Jardona-Gletscher herab empfängt. Wie die meisten Thäler der Alpen verengt sich auch dieses Thal kurz vor seinem Ausgange sehr bedeutend. Während es weiter oben so breit ist, daß für Dörfer und Fahrwege Platz genug ist, schiebt sich in der Nähe des Ausgangs ein Kiesel vor, den die Gewässer durchsägen und nun in einer tief ausgearbeiteten Spalte durchrauschen. Auf einer Strecke von einer Stunde ist das Thal da so eng, daß ehemals der Weg zu den oberen Gegenden nicht durch das Thal selber, sondern über die Berge hinweg führte. Erst in neuerer Zeit hat man mit vielen Kosten und Mühen einen bequemen Kunstweg neben dem aus dem Spalt hervorrauschenden Gewässer hier angelegt, bis zu dem Punkte, wo dieser Spalt sich zu einer Kluft von wenigen Klaftern und Ellen Breite verengt, und in dessen Schlunde dann die berühmten Heilquellen von Pfäfers, der Zielpunct dieses Weges, erreicht sind.

Pfäfers ist ein ehemals berühmtes Kloster, das auf einem Bergvorsprunge ganz in der Nähe von Nagaz liegt, und dessen Mönche nicht nur die nach ihrem Kloster benannten Heilquellen in Besitz genommen, sondern auch nach Kräften für ihre bequeme Benutzung Sorge getragen haben. Sie haben in der bezeich-

neten Thalspalte ganz in der Nähe des Punctes, wo diese sich zu jener engen Kluft verschließt, höchst solide, zweckmäßige und geräumige Badewohnungen erbaut. „Solche gute Wohnungen,“ sagte mir ein Kenner der Verhältnisse, „wären ohne die Mönche und ihren Abt ohne Zweifel noch lange nicht zu Stande gekommen. Aber diese Wohlthäter von Pfäfers und seinen Patienten hat man jetzt undankbarer Weise aus ihrem Besizthum vertrieben. Auch ihr Kloster ist eins von den in neueren Zeiten im Canton St. Gallen aufgehobenen.“ Ich mag mir dabei die Bemerkung erlauben, daß die Geschichte der Art und Weise der Einleitung und Ausföhrung dieser Aufhebung höchst merkwürdig ist.

Die großen Klosterlichen Badegebäude haben indeß den Uebelstand, daß die Patienten mit ihnen in dem Dunkel und in der Kellerluft des tiefen Thalspaltes eingeschlossen sind. Von allen Seiten starren himmelhohe Wände empor, und jedes freie Aufathmen in lichter Höhe muß mit unendlichen Steige=Mühseligkeiten erkaufte werden. Manche ziehen es daher vor, ganz außerhalb dieses Thalspaltes in dem 3 Viertelstunden entfernten Ragaz im freien, lichten, breiten, fröhlichen Rheinthale zu wohnen. Der künstliche Thalweg macht es ihnen möglich, nach Belieben täglich und stündlich zu den Quellenbädern ohne große Umstände zu gelangen.

Da man nun in neuerer Zeit sogar auch Röhrenwerke angelegt hat, durch die das heilsame Quellwasser aus dem dunklen Spalt hinaus bis ins Rheinthale gelangt, so ist denn jetzt mehr und mehr Ragaz selbst der besuchtere und eigentliche Badeort geworden. — Allerdings verlieren die Gewässer während ihres Röhrentransportes, besonders bei kaltem Wetter etwas von ihrer natürlichen Wärme, auch glauben Viele, daß sie auch sonst aus anderen Ursachen noch in der Kluft selber kräftiger wirken, und manche Patienten ziehen es daher vor, sich in der

Dunkelheit der letzteren zu verbergen, um keiner heilsamen Natur- und Urkraft verlustig zu gehen.

Die beiden Felsenwände, welche die merkwürdige Kluft von Pfäfers, eins der außerordentlichsten Naturschauspiele, welche die Schweiz darbietet, bilden, sind etwa 300 bis 400 Fuß hoch, und das ganze Hauptstück der Enge ist etwa 1000 Schritt lang. Oben stoßen die Felsen mit ihren Stirnen ganz dicht zusammen, so daß die Kluft sich dort völlig schließt, und man wie auf einer Brücke darüber wegschreiten kann. Im Inneren greifen die Felsen mit Hervorragungen und ihren entsprechenden Auswaschungen vielfach in einander. Hier und da giebt es weite Nischen und höhlenartige Räume, die das Wasser ausgespült hat. Der Boden unten ist ganz von den daselbst zusammengebrängten und rauschenden Thälwässern ausgefüllt. Man hat über diese Gewässer hinweg längs der Felsen hölzerne Galerien und Brückengänge gebaut, so daß man mit Bequemlichkeit durch diese wunderbaren Souterrains hindurch schreiten kann.

Ungefähr in der Mitte der Kluft ist ein kleiner Seitenspalt, und in diesem kommen dann die warmen Quellen zu Tage, deren nicht gebrauchter Ueberfluß sich gleich nach seinem Hervortreten in die kalten Thälwässer ergießt. Da die Wasser sehr warm sind, die Kluft aber eine kalte Kellerluft hat, so ist sie hier mit einem beständigen Dampfströme erfüllt, dessen Wolken zwischen den Felsen emporwallen. An heißen Tagen lösen sie sich zwar gegen oben bald in Undurchsichtigkeit auf, an kalten Wintertagen aber steigen sie sichtbar die 300 bis 400 Fuß hohe Kluft hinauf und fahren hier als eine lange Dampfssäule zum Spalte hinaus. Diese oben sichtbare Dampfssäule verrieth den Hirten des Landes zuerst das Dasein einer warmen Quelle in der Tiefe.

Lange mochte diese Dampfssäule bekannt sein, bevor es Jemand

wagte, den schwierigen Grund der Sache zu untersuchen. Vermuthlich trafen die Mönche von Pfäfers die ersten Anstalten dazu. Die Natur hatte aber hier ihren Schatz so tief versteckt und die Zugänge dazu so schwierig gemacht, daß man nur mit den größten Unbequemlichkeiten und Aufopferungen zu seiner Nugbarmachung gelangen konnte. Die ersten Patienten, sagt man, wohnten in Zelten oder hölzernen Hütten über dem Spalt, und sie mußten sich an Stricken zu der Heilquelle hinablassen. Sie schlugen bei jedem Bade ihr Leben in die Schanze, um für ihre Gesundheit etwas zu vorthellen. — Erst ganz allmählig und im Laufe mehrer Jahrhunderte ist die dermalige Zugänglichkeit der hier verborgenen Naturkraft hergestellt worden, und jetzt endlich, wie gesagt, sind wir denn durch die vermehrte Frequenz und durch die so vergrößerten Mittel und Capitalien in Stand gesetzt, über die Quellen so weit zu commandiren und zu disponiren, daß wir sie, statt zu ihnen zu gehen, in die palastartigen Bade-Hotels im Rheinthal zu uns kommen lassen.

7. C h u r.

Ragaz und Pfäfers liegen an der Grenze Graubündens, in dem südöstlichsten gebirgigen Zipfel des Cantons St. Gallen, in welchem die Namen der Orte und Berge — Ragaz, Sargans, Cardona, Calanda, Verschis, Alznos u. — schon verrathen, daß man das Gebiet jenes alten, fast verschollenen Volkes betreten hat, welches die Römer — man sagt nach einem alten Anführer und Herrn des Volks Namens Rhätus, der die Leute ins Land führte, wie Dan die Dänen, wie Luisco die Deutschen, — die Rhätier nannten. Wenn wir den Sagen

der Alpenvölker glauben dürfen und zugleich in diesem Theile der Alpen diejenigen Berg-, Fluß- und Ortsnamen auffuchen, welche weder deutsch, noch italienisch, noch slavisch sind, dagegen aber in ihrer Zusammensetzung frappant denjenigen Namen und Worten gleichen, die noch heutigen Tages in der Sprache der romanischen Graubündner vorkommen, so scheint es, daß diese Rhätier, deren Nachkommen eben die heutigen Romanischen in Graubünden sind, ehemals einen außerordentlich großen Theil der Alpen besetzt hatten. Man findet solche Namen außerhalb Graubünden noch im Canton St. Gallen bis über den Wallenstädter-See hinaus und bis zum Bodensee. Man findet sie im Fürstenthum Lichtenstein, alsdann fast in dem ganzen Tyrol und sogar auch in den bairischen Bergen noch Spuren davon. Erst in der unteren Hälfte des Etzhales und jenseits der Berge, welche im Süden Graubünden und das tyrolerische Vintschgau umkränzen, werden die alten rhätischen Namen von ächten italienischen abgelöst.

Die Römer vereinigten alle die freien Gebirgsvölker dieses Alpenstriches, die sie unterjochten, zu der Provinz „Rhaetia.“ Die Deutschen aber, insbesondere die Alemannen, drangen später zur Zeit des Untergangs des römischen Reichs von Norden in diese Provinz ein und beschränkten die Sprache und Race der rhätischen Urbewohner auf kleinere Districte. Sie drängten sie weit vom Bodensee zurück und vernichteten sie im ganzen mittleren und unteren Innthale, so wie im ganzen oberen Thale der Etsch. So verschwand denn alles Rhätische ganz spurlos, wie gesagt, bis auf einige Berg- und Ortsnamen, die noch von ihnen zeugen, in allen denjenigen Thälern und Höhen, welche zu den heutigen Cantonen St. Gallen und Appenzell und dem jetzigen Fürstenthum Lichtenstein gehören. Fast im ganzen Lande zu Tyrol ist deutsche Sprache, Sitte und Race den alten Rhätiern

über den Kopf gewachsen. Nur einzig und allein in dem bekannten kleinen Thale Gröden und in einigen wenigen noch kleineren Nachbalthälern findet sich noch heutigen Tages eine übriggebliebene, noch nicht völlig zerstörte Ruine dieses Volkes. — Im Canton Graubünden dagegen, in dem Quellengebiete des Rheins und in dem oberen Theile des Innthales haben sich die vornehmsten Ueberreste dieser Rhätier bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie bewohnen hier ganze zusammenhängende Landstriche und große Thäler unvermischt mit den Deutschen, so z. B. das ganze obere Innthal mit seinen Nebenthälern. In manchen Thälern aber haben sie sich auf eine so merkwürdige Weise mit den Deutschen gemischt, daß man sagen kann, es kommen hier alle denkbaren Weisen, wie sich ein Volk mit dem anderen mischen kann, vor. Zuweilen bewohnen die Romanischen die untere und die Deutschen die obere Hälfte eines Thales. Zuweilen nehmen die einen die linke und die anderen die rechte Seite eines Thales ein. Sie und da liegen deutsche Dörfer sparsam mitten in romanischem Lande, zuweilen aber romanische Dörfer als Enclaven in deutschem Gebiete. Viele Ortschaften giebt es, die zur Hälfte von den alten Rhätiern, zur Hälfte von Deutschen besetzt sind. — Die meisten dieser Mischungen sind für den Historiker ein Räthsel. Er kann ihre Existenz nicht läugnen, aber er vermag ihre Entstehung und ihren noch wunderbarerem unveränderten Bestand durch so viele Jahrhunderte hindurch nicht zu erklären und historisch nachzuweisen. — So viel scheint beim Anblick dieser Mischungen gewiß, daß man auf unsägliche Kämpfe und Anstrengungen dieser Völker schließen darf, so wie der Geognost beim Anblick einer wilden Zerwerfung und Mischung der Gesteine auf vielfache vulcanische Eruptionen und Bewegungen schließt.

Was und wer diese alten Rhätier, die sich selbst Romanische („Ramonsch“ oder „Romaunsch“*) nennen, seien, ist eben so wenig klar. Man ist nicht gewiß, ob sie ein altes celtisches Volk, dessen Sprache erst durch die Unterthanenschaft unter Rom diejenige Aehnlichkeit mit dem Italienischen bekam, welche sie noch jetzt offenbart, oder ob sie ein ursprünglicher Rest der alten italischen Volksstämme sind, welche seit vorhistorischen Zeiten die südlichen Thäler der Alpen bewohnten und hier vielleicht ausnahmsweise auch die nördlichen. Sie selbst behaupten, sie seien Etrusker und hätten ihr mittelitalisches Vaterland unter Anführung jenes ihres Helden Rhätus verlassen, als die Barbaren aus Gallien daselbst verwüstend und erobernd eingefallen. Sie hätten sich vor ihnen hinter die Berge auf die nordische Seite der Alpen geflüchtet und sich dann dort ausgebreitet.

Diese Sage bildet also eine merkwürdige Parallele zu der ganz ähnlichen Sage der Bewohner der mittleren Schweiz, die ebenfalls sich vor den Verfolgungen ihrer Feinde in die Berge geflüchtet haben wollen, wie die Rhätier aus Etrurien, so die Centralschweizer aus dem Norden. Auch bei den Savoyarden, auch bei den Deutschen in den Bergen von Vicenza und Verona, auch bei einigen slavischen Alpenvölkern findet man ganz ähnliche Erzählungen von der Flucht ihrer Vorfäter in die Berge wieder. — Auch die Alemannen, von den Hunnen gedrängt und dann von den Franken besiegt, kamen als Flüchtlinge in diese Berge, und es scheint fast, als sei die ganze Bevölkerung der Alpen nur aus Flüchtlingen zusammen-

* Die Deutschen in Tyrol haben daraus hie und da den Namen: „die Romaunschischen“ (ein furchtbares Wort!) gemacht.

gesetzt, was mit ihrem Wesen wohl übereinstimmt, da sie natürliche Festungen bilden.

Die rhätische oder romanische Sprache verhält sich zur jetzigen italienischen ungefähr wie das Wallonische in Belgien zu dem jetzigen Französischen. Obwohl sie ihre Wurzel unterschieden in dem italienischen Mutterlande hat, so offenbart sie doch eine spezifische Verschiedenheit von allen italienischen Dialekten, so wie das Wallonische sich eben so spezifisch von allen anderen Dialekten Frankreichs verschieden zeigt und sich isolirt hinstellt. Es scheint fast, als habe hier schon frühzeitig eine organische Mischung der italienischen Sprache mit anderen Sprachen stattgehabt, vielleicht ein ähnlicher Vorgang, wie bei der Mischung des Römischen mit dem Slavischen in der Sprache der heutigen Wallachen. — Man hat in neuerer Zeit den Zusammenhang und die Verwandtschaft des graubündener Romanisch mit den romanischen Volksdialekten in anderen Thälern der Alpen und auch mit denen im südlichen Frankreich, so wie mit den alten italienischen Dialekten, aus denen sich einmal die römische, und später die jetzige italienische Sprache herrschend entwickelte, nachgewiesen. Doch hat man am wenigsten nachweisen können, woher die Rhätier das eigenthümliche, weder italienische noch römische, noch französische oder provençalische Element in ihren Wortbildungen haben, das gleich selbst jedem Laien in der Physiognomie ihrer Sprache auffällt. Man braucht nur solche rhätische Thal- und Ortsnamen, wie die folgenden: Domleschg, Schalfl, Lugnez, Flims, Plurs, Schams, Davos, Tavetsch, Medels, Sumvir, Brigels, Rhätikon, Dischma, Sertig, Bruein, Galsreisen, Reams u. anzusehen, um zu begreifen, daß diese Lautcompositionen weder italienische, noch römische, noch provençalische Formen sind. Sie scheinen sich ein wenig zu germanischen

Lautcompositionen hinzuneigen. — Uebrigens unterstützt die rhätische Sprache jene Sage von der Einwanderung dieser Völker aus dem vorrömischen Italien eben so, wie die Sprache der Centralschweizer ihre Sage von der Einwanderung aus dem hohen germanischen Norden unterstützt. Wie unsere deutschen Sprachforscher im schweizerischen Dialekt noch viele uralte, anderswo verlorene norddeutsche Formen finden, so haben sich für die Sprachforscher der italienischen Halbinsel in diesen versteckten Thälern Graubündens noch viele uralte italienische Wortformen erhalten, welche einst in ganz Italien in Gebrauch waren, jetzt aber überall, außer in den Alpen, untergegangen sind.

Die Zurückdrängung der rhätischen Sprache auf ein enges Gebiet und ihre Ausrottung ist ein Proceß, der noch heutigen Tages seinen ununterbrochenen Fortgang hat. Sie wird von zwei Seiten fortwährend angegriffen, erstlich aus Norden von der deutschen und dann aus Süden von der italienischen Sprache und Literatur. Im Ganzen kann man sagen, daß im Rheinthale und in seinen Nebenthälern der Einfluß der deutschen Sprache und Literatur überwiegt, im oberen Innthale dagegen der der italienischen Bildung und Sprache. Dieß erklärt sich aus der geographischen Lage beider Thäler. In dem breiten Rheinthale strömt siegreich deutsches Leben empor. Das obere Innthal oder Engadin, von dem deutschen Unterinnthale durch den Paß von Finstermünz und durch eine politische Grenze abgeschlossen, schiebt sich dagegen ganz in italienische Gebiete hinein.

Nach dieser geographischen Abtheilung des Landes, das die Rhätier oder die rhätischen Romanischen bewohnen, kann man auch das ganze Volk in zwei Abtheilungen bringen, in das Volk der Rheinquellen und das der Innquellen, Abtheilungen,

die sich in vielfacher Beziehung von einander charakteristisch unterscheiden. Zunächst unterscheiden sich die in beiden Gegenden herrschenden Dialekte wesentlich. Es giebt zwar so viele Dialekte im Romanischen, daß fast jedes Thal seinen eigenen, ganz eigenthümlichen Dialekt hat. So unterscheidet man den Dialekt des Oberhalbsteiner Thales, den Dialekt des Thales von Dissentis, den Dialekt von Slang, und wie gesagt, fast jedem Thale, ja jeder Gemeinde giebt man einen besonderen Dialekt. In wie hohem Grade verschieden diese Dialekte von einander sind, mag man aus folgendem Beispiele sehen. Das Wort „ich“ heißt im Dialekt von Dissentis „jeu“, in dem von Slang „jou“, in dem von Oberhalbstein „eau“. Faßt man indeß mit Uebergehung von Einzelheiten die wesentlichen und durchgehenden Unterschiede und Eigenthümlichkeiten auf, so fallen alle diese kleineren Dialekt-Spaltungen in jene zwei Hauptklassen zusammen, nämlich in die Dialekte des Rheinthals, welche von den graubündener Schriftstellern auch wohl der Oberländer Dialekt genannt werden, und in die Dialekte des Innthals, welche sie die „Gadinischen“ Dialekte nennen, und die man der Hauptsache nach wieder in Oberengadiner und Unterengadiner Mundart zerfallen läßt.

Der italienische Einfluß bei den letzteren, so wie der deutsche bei den ersteren macht sich sowohl in den recipirten Worten und Ausdrücken, als auch in der angenommenen Orthographie bemerkbar.

Die Romanischen der Rheinthäler haben bei allen solchen Dingen, Verhältnissen, welche unausgebildete Naturvölker von civilisirten Nationen anzunehmen pflegen, also z. B. in den städtischen Gewerben und Künsten, in den Wissenschaften und Schuleinrichtungen, viel häufiger den deutschen Ausdruck adoptirt, die Romanischen der Innthäler dagegen den italienischen. Zum Beweise dessen will ich hier einige Beispiele zusammenstel-

len, indem ich das Deutsche den Ausdrücken des Oberländer, das Italienische denen des Engadiner oder Ladinischen Dialekts zur Seite setze.

Die Romanischen des Rhein- Die Romanischen des Innthales
thals sprechen: dagegen:

igl scular (Schüler)	il scolar (scolaro)
igl schulmeister (Schulmeister)	il magister (maestro)
igl buchstab (Buchstabe)	la lettera (lettera)
l'ura da saec (Sackuhr)	l'uralogi (l'orologio)
igl gatter (Gitter)	la fiergeda (l'inferrata)
igl sessel (Sessel)	la sedia (sedia)
la truca (Truhe)	la chascha (cassa)
la coltra (Koffer)	il baul (baule)
igl umhang (Vorhang)	la tenda (tenda)
la cozza (Kappe, Decke)	la cuverta (coperta)
igl lot (Loth)	la mezuntscha (mezz'oncia)
igl pfund (Pfund)	la glivra (libra)
igl rettig (Rettig)	il ravanell (ravanello)
igl heiden (Heiden oder Heide- forn)	il graun saracin (il grano sara- ceno)
igl meerrettig (Meerrettig)	il ramulatt (ramolaccio)
igl kühl (Kohl)	la versa
igl senf (Senf)	la mustarda
igl blech (Blech)	la latta (latta)
igl messch (Messing)	l'utun (l'ottone)
la tuba (Taube)	il calomb (la colomba)
blagriar (belagern)	assedier (assediare)
farschonzas (Schanzen machen)	fortificier (fortificare)
prender en (einnehmen)	conquister (conquistare)
scafir (erschaffen)	creer (creare).

Dies wird hinreichen, um zu beweisen, daß die Schulmeister, die Schuleinrichtungen, der Luxus und die Künste, viele Culturpflanzen und häusliche Einrichtungen den Romanischen der Rheinthalser gemeiniglich aus Deutschland zukamen, denen des Innthals aber häufig aus Italien. Ich sage häufig. Denn da der Staat, dem sie angehören, Graubünden, dem Wesen nach ein deutscher ist, so haben auch die letzteren sich natürlich nicht ganz dem Einflusse der deutschen Sprache entziehen können, und man findet daher häufig auch bei ihnen, eben so wie bei den Rheinthalern nicht den italienischen, sondern den deutschen Kunstausdruck angenommen. Folgende Beispiele mögen dies bezeugen:

Rheinthal: la tinta. Engadin: la tinta. Deutsch: Dinte.
Italienisch: l'inchiostro.

Rheinthal: igl pupir. Engadin: il palperi. Deutsch: Papier.
Italienisch: la carta.

Rheinthal: igl tact. Engadin: il tact. Deutsch: der Tact.
Italienisch: il tempo.

Rheinthal: igl romm. Engadin: il ram. Deutsch: der Rahmen.
Italienisch: telajo.

Rheinthal: igl malter. Engadin: il malter. Deutsch: der Malter.
Italienisch: il moggio.

Rheinthal: igl zoll. Engadin: il zoll. Deutsch: der Zoll.
Italienisch: il pollice.

Rheinthal: igl erizzer. Engadin: il crüzer. Deutsch: der Kreuzer.
Italienisch: il guarantano.

Rheinthal: igl rensch. Engadin: il raintsch. Deutsch: der (rheinische) Gulden.
Italienisch: il fiorino.

Auch in Bezug auf die Orthographie des Romanischen theilen sich die graubündener Sprachforscher in zwei Parteien, von denen die eine sich mehr zum Deutschen, die andere mehr

zum Italienischen hinneigt. Dieses ist mehr im Innthale, jenes mehr im Rheinthale der Fall. So schreiben z. B. dort die Meisten das gequetschte italienische und romanische „c“ nach der deutschen Rechtschreib-Regel: schreibe, wie du sprichst, „tsch“, z. B. „tschiel, tschera, tschell“, während diese Worte hier nach italienischer Weise „ciel, cera, cell“ geschrieben werden. Die Oberländer oder Rheinthaler entscheiden sich gern für die Einführung des „k“ in die romanische Orthographie, während die Engadiner lieber das italienische „c“ oder „ch“ dafür setzen. Die Engadiner schreiben die italienischen Laute „gl“, „gn“ längst so wie die Italiener, die anderen Romanischen aber (offenbar wieder nach jener deutschen Regel: schreibe, wie du sprichst) umgekehrt „lg“, „ng“, also z. B. nicht „sigliulo“, sondern „ilgiulo“, nicht „vignir“, sondern „vingir“, nicht „glinna“, sondern „lginna“. Jene lassen wie im Italienischen den Hauchlaut „h“, der auch im Romanischen stumm ist, weg, diese schreiben ihn aber, wie die Deutschen, z. B. „honorare“ statt „onorare“, „haver“ statt „aver“, „haveva“ statt „aveva“. Jene brachten sogar Dialekteigenheiten aus dem schweizerischen Deutsch ins Romanische herüber und schreiben z. B. „schparen, schminuir, schpada“ statt „sparen, sminuir, spada“ u.

In den romanischen Rheinthälern wird die deutsche Sprache eifrig gelernt und von allen Gebildeten gesprochen. Selbst die Bauern, denen sie wegen des täglichen Verkehrs mit den Deutschen, wegen der Handelsbeziehungen und auch wegen des Milizdienstes (denn in der graubündenschen Armee herrscht die deutsche Sprache) fast unentbehrlich oder doch sehr nützlich ist, lernen sie in den Dorfschulen, und man ist in der neueren Zeit in Chur mehr als sonst beflissen gewesen, brauchbare Schulbücher, kleine Grammatiken u. s. w. zu verfassen und

sie unter den Romanischen zu verbreiten, zum Gebrauch in den romanischen „Landschulen“ oder „per la giuventegna Ramonscha“ (für die romanische Jugend). In dem Engadin muß man dagegen die, welche Deutsch verstehen, schon in viel höheren Regionen suchen und findet sie auch selbst da oft nicht. Dagegen versteht und spricht dort ein großer Theil der Gebildeten die italienische Sprache und liest statt Schiller und Göthe den Tasso und Ariosto. — Da sowohl das Deutsche im Rheinthal, als das Italienische im Innthal noch jetzt fortwährend im Fortschritt begriffen ist, so ist es demnach möglich, daß die Romanischen in Bezug auf Literatur und Sprache noch einmal ganz nach zwei entgegengesetzten Seiten hin auseinander fallen. Manchmal weichen die Dialekte der romanischen Thäler so sehr von einander ab, daß ihre Bewohner es sogar bequem finden, sich untereinander vermittelt des in der Schule gelernten Deutsch zu verständigen. Es besteht in beiden romanischen Hauptdialekten eine besondere Uebersetzung des neuen Testaments, folglich existirt keine für beide gemeinsame Schrift- und Literatursprache. Ein für die Romanischen in Graubünden publicirtes Journal wurde im Oberländer Dialekt geschrieben. Doch kamen zuweilen auch Aufsätze im Oberhalbsteiner Dialekt darin vor, der in der Mitte zwischen beiden genannten Dialekten steht. In den Versammlungen des großen Rathes des Cantons werden bei den Berathungen alle drei Sprachen durcheinander gesprochen, Italienisch, Romanisch und Deutsch, eben so wie in dem großen Rathe von Bern auch französische und deutsche Reden gemischt werden. Doch existirt in dem graubündener Großrathe kein angestellter Uebersetzer. Wenn einer die Sprache des Redners nicht verstanden hat und doch etwas von seiner Meinung zu erfahren wünscht, so fragt er seine Nachbarn, was der Mann gesagt habe. Die Sprache des kleinen Rathes

(der Regierungsbehörde) von Graubünden ist dagegen ausschließlich deutsch, eben so wie in Bern. Es kann Keiner, der nicht Deutsch versteht, in dieses oberste Collegium des Landes gewählt werden.

Es ist schade zugleich und unverzeihlich, daß noch kein Bündener ein zuverlässiges und gründliches Buch über diese so interessante Sprache, über ihre Verbreitung, ihre verschiedenen Dialekte, mit Bezug ihrer Ueberreste in Tyrol, und über ihre Geschichte, so wie über die ihr bevorstehenden Schicksale geschrieben hat. Wie dankbar würde ein Werk dieser Art von der gelehrten Welt ganz Europa's aufgenommen werden, da diese uralte graubündener Sprache für den altrömischen, wie für den italienischen und französischen Sprachforscher gleich merkwürdige Schätze verbirgt. Es giebt zwar einen Mann, der im Stande sein soll, ein solches Werk zu publiciren, der seit 30 Jahren sich einen romanischen Sprachschatz gesammelt hat, wie er noch in keinem gedruckten Lexikon niedergelegt ist, der auch eifrig und fleißig seine Bemerkungen über diese Sprache niedergeschrieben, allein er wohnt auf einem sehr altherümlichen, höchst romantischen, hinter tiefen Burggraben, Mauern, Zugbrücke und Ephen verborgenen Schlosse und hat den Bitten, sein gelehrtes Testament recht bald zu machen, noch nicht nachgegeben. Ein gewisser Conradi ist der Letzte, der etwas über die romanische Sprache publicirt hat. Doch sind seine Werke nicht eben sehr ausgezeichnet.

Die Sprache der graubündener Armee, sagte ich, sei die deutsche. Ueberhaupt ist das Deutsch in allen Branchen der Gesetzgebung und Staatsverwaltung die officiële Sprache. In ihr werden zunächst alle von der Hauptstadt Chur und den dortigen Oberbehörden ausgehende Erlasse abgefaßt. Den romanischen Gemeinden werden sie dann in der Uebersetzung zuge-

fertigt. Doch sagte man in Chur, daß ein wahres Studium dazu gehöre, um auszumachen, ob man in deutscher oder in romanischer Sprache an diese oder jene Thalleute schreiben müsse, oder ob man den Brief besser in beiden Sprachen zugleich abfasse. Es gäbe Thalschaften, in denen man das Romanische wohl spräche, aber doch das Deutsche zu lesen gewohnt wäre, andere, in denen der romanische Dialekt so viele von der romanischen Schriftsprache abweichende Eigenthümlichkeiten habe, daß man ihnen aus diesem Grunde lieber deutsch schriebe. Die meisten Erlasse würden alle gleich doppelt geschrieben und doppelt gedruckt, ein Exemplar „an die Ehrsamten Rätthe, die Hochgeachteten Herren und Getreuen Lieben Bundesgenossen,“ ein anderes aber an die „Ludeivel Cusseglis, Stimatissims Signur“ und an die „Cars e Fedeivels Confederai“ erlassen. Da zum Canton Graubünden auch noch einige völlig italienische Thäler gehören, die Landschaften Calanca, Missocco, Poschiavo und Bregaglia, so ist dann zuweilen noch eine dritte Uebersetzung ins Italienische nöthig. Man hat sich daher auf den Oberbehörden genaue Verzeichnisse von den verschiedenen Ortschaften des Landes gemacht und dabei geschrieben, ob man am besten deutsch oder romanisch dahin correspondire, und wie viel Copieen der Regierungserlasse in deutscher oder in romanischer oder in italienischer Sprache man dahin schicken müsse. Manche Gemeinden antworten aber in einem deutschen Briefe, wenn man ihnen romanisch schrieb, und umgekehrt berichten manche in ihren Antworten in der romanischen Sprache, wenn man deutsche Fragen an sie stellte. Dieß thun sie insbesondere dann, wenn sie nicht recht mit der Sprache herauswollen und entweder sich zu stellen wünschen, als hätten sie einen Regierungserlaß so oder so verstanden, oder wenn sie in ihrer romanischen Sprache ihre *Reservations mentales* bequemer verstecken zu können glauben.

Früher war bekanntlich das graubündener Italien bedeutend größer, da noch das schöne Thal der Adda, das Val Tellina oder Veltlin, dazu gehörte, das die Graubündener auf ähnliche Weise eroberten und in Unterthanschaft hielten, wie die Urner das Tessin, wie die Schwyzer die March, wie die Appenzeller das Rheinthal u., das sie aber in neuerer Zeit an Oesterreich verloren.

Außer in den genannten kleinen italienischen Anhängeln, die noch geblieben sind, sind nun die Graubündener wieder auf ihre natürlichen Grenzen beschränkt, und diese werden im Ganzen durch die Hochgebirge gebildet, welche die Quellengebiete des Rheins und des Inns ummauern. Wenn man die Gränzen der schweizerischen Volksstämme und Staaten in den Gebirgen genau untersucht, so wird man finden, daß die meisten von ihnen sich in irgend einem Hauptthal- und Fluß-System abgränzen. So füllt der Canton Glarus das obere Linththal und seine Nebenthäler aus. So bilden das Aargau und seine Nebenthäler den Canton Uri. So beschränkt sich Wallis auf das Rhonethal und seine Nebenthäler. So macht das Quellengebiet des Rheins den Hauptkörper des Cantons Graubünden aus, an den sich dann noch das kleinere Quellengebiet des Inn angeschlossen hat.

Die Verschwörungen oder Verbrüderungen der Rheinthal- Leute gegen den Adel, die Dynasten und andere Unterdrücker des Landes, welche zur Entstehung des jetzigen Staates Graubünden Veranlassung gaben, waren bekanntlich ganz unabhängig von jenen schweizerischen Eidgenossenschaften in Schwyz und Uri. Die rhätischen Bünde und Bündnisse bestanden daher auch lange Zeit ganz für sich allein, wie denn diese Alpengegenden auch zur Römerzeit nicht zu Helvetien gerechnet

wurden. Erst später traten sie in Verbindung mit den schweizerischen Eidgenossen, und noch später wurden sie ein förmlicher Canton der Schweiz. Da indeß Graubünden der ausgedehnteste und eigenthümlichste aller Schweizer=Cantone ist, so betrachten sich die „Bünner“ (d. h. „Bündener“ — sie sprechen aber das Wort gewöhnlich etwas nachlässig aus, so daß „Bünner“ daraus wird) immer eigentlich noch als ein Volk für sich und reden oft von der Schweiz so, als ob sie gar nicht dazu gehörten. So sagt man in Chur: „ich will in die Schweiz reisen,“ wenn man eine Reise nach Zürich oder Luzern beabsichtigt. Auch die anderen Schweizer haben Graubünden oft als ein Spiegelbild der Schweiz im Kleinen bezeichnet. So wie diese ein Staatenbund ist, der aus einer Menge kleiner Staaten besteht, so ist der Canton Graubünden eigentlich ein Cantonenbund, der aus einer unzähligen Menge kleiner Cantone besteht, die ihre republikanische Independenz gegen die Central=Bundesherrschaft in Chur mit Sonderbündnissen und Sonderbeschlüssen ebenso vertheidigen, wie die Schweizercantone ihre Souverainetät gegen die Tagsatzung in den eidgenössischen Vororten.

Die Erhebungen des Volkes und seine Verschwörungen gegen seine Unterdrücker fanden in verschiedenen Theilen der rhätischen Alpen beinahe gleichzeitig statt, und es entstanden daher drei verschiedene Bündnisse oder rhätische Eidgenossenschaften, der sogenannte „Gotteshausbund,“ der „Obere Bund“ und der „Zehngerichte=Bund,“ die sich darnach erst unter dem Namen der „Gemeinen drei Bünde“ vereinigten und auf die später der Name des „Grauen Bundes“ überging. Man sagt, er sei ursprünglich von der grauen Bauerkleidung der ersten rhätischen Eidgenossen hergenommen. Doch haben die patrio=

tischen Dichter später diese Bezeichnung vielfach anders zum Vortheile und Lobe ihrer Landsleute ausgelegt, wie dieß z. B. in dem berühmten barbarischen Distichon geschehen ist, daß man in Graubünden häufig in Verbindung mit dem bündenschen Wapen erblickt, und das so lautet:

Foedera sunt cana, cana fides, cana libertas.

Haec tria sub uno corpore Rhaeto.

Jeder der besagten drei Bünde hat nicht nur sein besonderes Oberhaupt, sondern dieses hat auch wieder in jedem Bunde einen eigenen Namen und Titel. In dem einen heißt der Chef „Bundes-Landammann,“ in dem anderen „Bundes-Präsident“, in dem dritten „Landrichter“. — Nicht nur hat jeder dieser Bünde seine Besonderheiten in seiner Organisation, sondern auch alle die verschiedenen Thalschaften oder „Hochgerichte,“ wie hier diese kleineren Communitäten genannt werden, haben ihre ganz außerordentlich abweichenden Besonderheiten in ihrer Verfassung, so daß man sie als eine wahre Musterkarte von höchst verschiedenartigen Miniatur-Staatsgebäuden betrachten kann und ihr Studium für den Politiker und Staatsmann von dem allergrößten Interesse ist. Alle diese Communen oder Hochgerichte haben ihre eigenen „Landesgemeinden“ oder „Besatzungen“, wie sie hier heißen. Und auf diesen Landesgemeinden wird oft ebenso stürmisch gescholten oder gemurt gegen die Cantons-obrigkeit in Chur, wie in den Schweizer-Urcantonen gegen die eidgenössischen Central-Verfügungen, die vom Vororte ausgehen. Es sind fast nicht zwei dieser Hochgerichte — „Bergrepubliken“ sollte man sie nennen — die ihre Landesgemeinde an demselben Tage des Jahres abhielten. Die einen rufen ihr Volk nach uralter Sitte am ersten Sonntag des Mais zusammen, die anderen in der Mitte April, die einen finden den ersten Sonntag nach alt Jörgi dazu besser, die anderen den Tag, der dem

heiligen Gallus gewidmet ist. Einige halten ihre Landesgemeinde am 25ten April ab, andere am 26ten, das Hochgericht Münstertal am 12ten Februar, dagegen das Hochgericht Lungnez am 21ten September. Einige rufen ihre Leute alljährlich, andere nur alle 2 Jahre zusammen. — Bei einigen ist die Verfassung völlig demokratisch, bei anderen völlig aristokratisch. Ja bei einigen sogar existirt eine Verfassung, für welche die an Verfassungsarten so reichen Griechen noch nicht einmal einen Namen erfunden haben. In einem Thale Graubündens kommen nämlich alle Landleute einmal im Jahre zusammen und proclamiren die ältesten Männer unter sich zu Oberhäuptern und führen dann ihre allverehrten Greise in jubelnder Procession im Dorfe herum. Dieß müßte man eine Gerontarchie nennen. Bei den Wahlen zum großen Rath des Cantons haben einige directe Urwahlen, andere indirecte Wahlen, bei denen die Wahlprocedur auf das Verschiedenste modificirt ist. In Schiers im Prettigau z. B. hat der älteste Mann des Thales das Recht, den ersten Wahlmann zu ernennen. Er nimmt ihn aus der ihm zunächst stehenden Altersklasse, und dieser ernennt dann den zweiten Wahlmann, welcher seiner Seits wieder den dritten ernennt. Die so ernannten Wahlmänner ernennen dann den Rathsherrn. — Jedes dieser Hochgerichte oder jede dieser kleinen rhätischen Republiken (es giebt deren an 30) hat zum Zeichen seiner independenten Justiz einen Galgen in dem Hauptorte errichtet.

Wie weit es mit der Independenz, welche diese kleinen Hochgerichte der Centralgewalt gegenüber in Anspruch nehmen, geht, konnte ich aus einem sehr lakonischen Briefe entnehmen, den eins derselben an eine Oberbehörde in Chur geschrieben hatte. Diese hatte dem Hochgerichte, dessen Namen ich vergessen, ich weiß nicht mehr welchen Auftrag oder Befehl zugefertigt und

darauf einen Brief als Antwort erhalten, in welchem weiter nichts zu lesen war als die auf romanische Weise schlecht stylisirte deutsche Phrase:

„Wir abschlagen!“

„Die Rathmänner und Landleute des
Hochgerichts A. D. Z.“

Es giebt zwischen der Centralgewalt und einzelnen Hochgerichten seit Jahrhunderten streitige Punkte, in Bezug auf welche die von ersterer gestellten Begehren und Ansinnen immer abge wiesen worden sind. So giebt es z. B. an den Gränzen Graubündens gegen Uri ein solches eigensinniges und unbefehrbares graubündener Hochgericht. Aus diesem Hochgerichte wanderten einmal in der grauen Vorzeit einige Hundert Einwohner nach Uri aus. Weil diese Ausgewanderten nun dort nach Urschweizerweise noch bis heute nicht das Bürgerrecht erlangt haben, so fürchtet dieß Hochgericht noch bis auf heute beständig ihre Rückkehr auf den Fall, daß sie verarmen sollten. Bei jeder etwa beschwerlichen Anforderung, welche die Centralgewalt an dieses Hochgericht macht, parodirt nun seit 300 Jahren unter den vielen Verwahrungen und Einwendungen, die man macht, jedes Mal auch diese: „Auch hätte das Hochgericht mehre Hundert Auswanderer in Uri, die eine schwere und drohende Last für dasselbe wären, da sie jeden Augenblick verarmt ins Land zurückkehren könnten und dann von diesem verpflegt werden müßten.“

Jede dieser kleinen Republiken hat auch ihr besonderes, dreifach verschlossenes Archiv, ihre besondere Geschichte, ihre besonderen Staatsgeheimnisse. Man mag sich denken, wie schwer es da wird, die Geschichte eines solchen Landes zu schreiben. Ein gelehrter und eifriger noch lebender Geschichtsforscher Graubündens hat jetzt 28 dicke Bände von rhätischen Urkunden, die er alle höchst zierlich und sauber copirte, gesammelt. Sie werden

einen kostbaren Schatz für den künftigen Geschichtschreiber des Landes bilden.

So bunt wie die politischen Verfassungen der verschiedenen Theile und so gemischt und durcheinander gewürfelt die Sprachen des Landes, sind auch die verschiedenen religiösen Glaubensbekenntnisse. Während in den anderen gemischten Cantonen, den hier sogenannten „paritätischen“) Ständen“ der Schweiz, doch meistens ein ganzer zusammenhängender Strich des Landes sich als katholisch, ein anderer als der Hauptsache nach reformirt bezeichnen läßt, kommt man in Graubünden bald in ein katholisches Thal, bald wieder in ein reformirtes. Zuweilen besitzen beide Confessionen ein Thal halb und halb. Ja es giebt sogar viele Orte, die halb katholisch, halb protestantisch sind. Dabei fallen die Gränzen der kirchlichen Abtheilung gar nicht mit der der Sprache und Race zusammen. Es giebt katholische und reformirte Deutsche, katholische und reformirte Romanen, ja sogar katholische und reformirte Italiener. Die obengenannten ganz italienischen Landschaften oder Thäler Bregaglia (das „Bregell“) und Poschiavo (das Buschlaw) sind ganz reformirt. Es sind dieß mit den waldensischen Thälern in den Gebirgen Savoyens die einzigen reformirten Landschaften, die es in Italien giebt. — Man sieht, wie bei einer so beschaffenen Durchmischung der Verhältnisse sich auf dem engen Gebiete Graubündens ein höchst interessantes Feld mannigfaltiger Beobachtungen darbietet. — Man kann sagen, daß es in dem ganzen weit ausgedehnten Terrain der Alpen keinen zweiten Strich giebt, der sich in dieser Beziehung Rhätien an die Seite stellen ließe.

*) Von „paritas“ (Gleichheit) — „paritätisch“ also so viel als: „in Bezug auf Glaubensbekenntniß gleich gemischt.“

Chur ist auf den 150 Quadratmeilen des Landes nebst Blanz die einzige Stadt Graubündens. Alle übrigen Ortschaften haben nur den Rang von Dörfern oder Flecken. In Sachsen kommen auf einen gleichen Flächenraum mindestens 24 Städte. Chur liegt gerade an der Stelle im Rheinthale, wo dieses für eine zahlreichere Vereinigung von Bürgern mit allem dem Raume, den sie um sich her in Anspruch nehmen, breit genug wird. Viele kleinere Thäler des Landes sind wie Nadien auf diesen Punct hin gerichtet, und kurz oberhalb desselben hat die Vereinigung der beiden Hauptbranchen des Rheins stattgehabt, und der Fluß selbst ist breiter und mächtiger und für den Gebrauch, wie Städter ihn von einem Fluß zu machen wünschen, fähiger geworden. Chur (französisch: Coire, italienisch: Coira, lateinisch: Curia) hat sich daher auch seit unvordenklichen Zeiten schon als der Hauptort und vornehmste Sammelpunct der rhätischen Gebirgsbewohner behauptet. Schon römische Kaiser (z. B. Constantius) residirten auf ihren Kriegszügen gegen die nördlichen Völker in dieser Curia Rhaetorum eine längere Zeit. Und auch die deutschen Kaiser pflegten hier in der letzten und äußersten Stadt des städtegeschmückten Rheins auf ihren Zügen nach Italien mehr oder weniger lange ihr Lager aufzuschlagen. Die Stadt ist daher mit manchen alten Erinnerungen und sogar mit Bauresten, die aus den Römerzeiten stammen, geschmückt, und obgleich sie nur 6000 Einwohner zählt, so ist sie doch berühmter in der Welt und hat einen glorreicheren Namen, eine interessantere Geschichte als manche obscure große Manufactur = Stadt Englands, in der 50000 oder 100,000 fabricirende Menschen an einem Flecke leben. Ihr kleines Häuflein von Gebäuden, ihr bischöflicher Palast, ihre Römerthürme (mit den wunder-

lichen Namen Marsöl und Spinöl), ihre anderen alterthümlichen Bauwerke liegen auf einem etwas erhabenen Punkte zur Seite des Rheinthales versammelt. Dieses ist mächtig, breit und mit hohen Alpenstöcken umschlossen, und das Städtchen verliert sich in diesen Räumen, wie ein Schwalbennest unter einem hohen Porticus.

Der beste Theil jener Häuser ist von Mitgliedern der berühmtesten und ältesten Familien Graubündens bewohnt. Dieß sind die Salis, die Planta, die Sprecher, Nanien, die in der Geschichte des Landes eine so große Rolle gespielt haben, daß sie in ganz Europa bekannt sind. Die zwei Duzend Bilder, welche das Zimmer meines Gasthofs schmückten, waren lauter Portraits von einem alten Salis oder Sprecher oder Planta. — Die Planta und Salis haben bekanntlich einst lange Jahre hindurch in diesen Thälern mit einander rivalisirt und gekriegt, wie die Montecchi und Capuletti oder andere Familien in den Straßen von Verona, Florenz oder Mailand. — Bünden ist von jeher trotz seinen vielen kleinen Republiken ein großes Dynasten-Land gewesen, und kein Theil der Schweiz zeigt auch noch so viele Spuren davon. Nirgends sind die Alpenthäler mit so vielen Ruinen alter Mitterburgen gefüllt wie die rhätischen Thäler. Noch jetzt auch kann man in der Nähe von Chur die alterthümlichsten Burgen sehen, die, obwohl sie von Kindern des 19ten Jahrhunderts bewohnt werden, doch in ihrer Einrichtung und Gestalt die Physiognomie einer längst verschollenen Urzeit tragen. Das alterthümliche Graubünden gleicht in dieser Beziehung nur noch dem Rhonethale oder dem Canton Wallis, der überhaupt in vieler Hinsicht mit ihm in Parallele gestellt werden kann. Auch da giebt es noch einen eigentlichen alten Landadel. Auch da residiren noch in entlegenen Winkeln der Hochalpen versteckt alte Familien auf ihrer Väter Schlössern.

In Graubünden wie in Wallis waren die Städte nie so mächtig wie in Bern, Zürich u., wo die ganze Begründung und Bildung des Staates von den Städten ausging, wo die Städte den Landadel ausrotteten oder mit ihrem Stadtpatriziat verschmolzen. In Graubünden wie in den Urkantonen ging der Staat aus den Alpenthälern hervor und wurde von den Landleuten, die einen Theil ihres Thaladels oder ihrer Dynasten an der Spitze hatten, begründet.

Die eine jener beiden berühmtesten rhätischen Familien, die der Planta, ist jetzt ziemlich zusammengeschmolzen. Die Salis dagegen floriren noch in zahlreichen Branchen und Sproßlingen. Sie haben ihre Stammschlösser auf italienischem Boden bei Chiavenna, bei Soglio u. Die Planta dagegen rühmen sich aus einem uralten romanischen oder rhätischen Geschlechte zu stammen. Wie sie führen auch andere alte romanische Familien, die Zenatsch, die Guler, die Traditionen und Sagen von ihrer Abstammung bis zum alten Etrurien, bis vor die Gründung Roma's hinauf. Von den Salis gehört einer bekanntlich zu den bekanntesten und beliebtesten classischen Dichtern Deutschlands. Seine Dichtungen haben einen sehr edlen, etwas schwer- oder wehmüthigen, aber höchst liebenswürdigen und ächt dichterischen Geist. Sonderbar, es schien mir, als fände ich ganz denselben Geist bei allen Mitgliedern dieser Familie, die ich in Wien, Venedig, Mailand oder anderswo kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wieder. Sie kamen mir alle edel, für das Schöne und Hohe empfänglich, ritterlich und ernstgestimmt vor. Jener, ihr Stammgenosß, sprach nur in deutlichen Worten die Gedanken aus, welche in dem ganzen Geschlechte schlummern oder sich bethätigen und aussprechen. Mich denkt, sie hätten alle ein so nobles und wehmüthiges Lied auf die Freude machen können, wie es unser Salis an sie gerichtet hat. —

Im auswärtigen Kriegsdienst, den die Graubündener bis auf die neueste Zeit herab noch immer eben so wie die Urkantone gesucht haben, ist das Land durch keine seiner Familien so stark vertreten als durch die Salis. Man fand sie noch im Jahre 1847 bei den holländischen Truppen in Ostindien, wie bei den italienischen und österreichischen Heeren. Von den 12 bündener Oberoffizieren im österreichischen Dienste gehörten 8 der Familie Salis an, deren Name, wie der der Nedings in Schwyz, überall als eine Bürgschaft der Rechtlichkeit und Tugend gilt. — Wie das Volk des Landes selbst, so sind auch alle die hervorragendsten Familien des Landes entweder italienischen oder alemannischen oder rhätischen Ursprungs. In den obersten Rathsversammlungen und Gerichtshöfen des Staates sitzt ein „Blumenthal“ neben einem „Albertini“, ein „Scartazzini“ oder „Giuliani“ neben einem „Schmidt“ oder „Schüze“, ein „Ganzoni“ neben einem „Michel.“ Nur in einigen österreichischen Provinzen, z. B. in Süd-Tyrol, kommt noch eine ähnliche Mischung deutscher und italienischer Namen und Familien vor. Das Gewächs keines Volksstammes der Welt ist in so hohem Grade mit Nachbarvölkern aller Gattungen vermischt, verzweigt und wie veramalgamirt, wie unsere deutsche Eiche. Wir haben an unseren Grenzen rhätisch-deutsche, italienisch-deutsche, slavisch-deutsche, skandinavisch-deutsche, belgisch- und französisch-deutsche Völkergemische aller möglichen Arten. — Die ursprünglich romanischen oder alt-rhätischen Familien Graubündens erkennt man bald an ihren Namen. Die berühmtesten davon sind die Zenatsch und Donatsch. Auch von diesen lernte ich einige Sprößlinge in Chur kennen.

Die Sitten und der Charakter der Leute in Chur und Graubünden neigt schon merklich nach Oestreich hinüber, zwischen welchem und der übrigen Schweiz sie in der Mitte stehen. Sie ha-

ben hier viel mehr Gastfreundlichkeit als die übrigen Schweizer, die den Fremden in der Regel nicht sehr gewogen sind. Sie leben hier auch einfacher und alterthümlicher als in Bern, Genf, Neuchâtel &c. Sie sind auch in der Regel weniger wohlhabend als die Bewohner der westlichen Schweiz, in denen Handel und Industrie in den Händen Einzelner große Capitalien aufgehäuft haben. Die Graubündener haben bloß als glückliche Krieger oder als Kaffeewirthe und Pastetenbäcker Capitalien angehäuft. Bedeutende Handels=Emporien und große Manufactur=Districte giebt es in ihrem Lande gar nicht und überhaupt weniger Handel und Industrie als auf irgend welchen anderen 150 Quadrat=Meilen der Schweiz, das große Hochalpengebiet des Cantons Valais allein ausgenommen. Ackerbau und Viehzucht sind ihre vornehmsten Gewerbe, und Land= und Waldbesitz ihr Hauptreichthum. Aus dem westlichen Helvetien blickt man daher auf diese östliche Schweiz mit etwas Hochmuth herab. Zugleich aber sieht man dahin auch als auf ein sehr interessantes, gleichsam noch geheimnißvolles, weil wenig bekanntes Land. Die Graubündener verkehren weit mehr mit Deutschland, woher die Rheinstraße, und mit Oesterreich, wohin die Innstraße, und mit Italien, wohin mehre Alpenchauffeen führen, als mit der übrigen Schweiz, mit der sie durch gar keine Ströme und außer der obenbezeichneten Züricher Straße fast nur durch Bergpaß=Pfade verbunden sind.

Nichts desto weniger aber, und dieß ist mir oft fast wunderbar vorgekommen, giebt es eine Menge Eigenthümlichkeiten in den Sitten und dem Charakter der Graubündener, die sie mit allen übrigen Schweizern gemein haben, und die gleich, so wie man die Gränze der Eidgenossenschaft nach Italien oder Tyrol überschreitet, aufhören. Man findet neben ihrem rhätischen Gepräge immer wieder auch ein allgemein schweizerisches Ge-

präge durchschimmern. An die Schilderungen vom Charakter und Wesen der französischen Schweizer und von den Zuständen ihrer Gesellschaft, die Töpfer in seinen Novellen giebt, wurde ich auch hier im entlegenen Graubünden wieder vielfach erinnert. Und eine Menge von den Eigenschaften, welche man den übrigen Schweizern vindicirt, kann man auch den Graubündenern eben so beilegen. Es geht mit einem Worte durch alle die vielgekrümmten und versteckten Schweizerthäler und durch alle ihre kleinen Sonderstaaten und Winkelstädte ein gewisser Geist, der allen in Folge ihrer gemeinschaftlichen Geschichte gemeinsam geworden ist. Selbst ganz unbedeutende gesellige Verhältnisse gestalten sich in allen Theilen der Schweiz auf ganz gleiche Weise. Kleine Sittenzüge gehen von einem Ende der Eidgenossenschaft durch bis zum anderen Ende. So z. B. hatten Reisende von Genf oft bemerkt, daß dort die jungen Mädchen und unverheiratheten Männer die ihnen sonst nirgendswow zugestandene Freiheit haben, auf ihre eigene Hand und ohne Zuthun und Ueberwachung ihrer Aeltern Zusammenkünfte zu halten und Gesellschaften einzuladen. Aber dieselben Jungfrauen- und Junggesellen-Vereine findet man sogar bei den gebildeten Bewohnern der kleinen Ortschaften im berner Oberlande wieder. Dieselbe Freiheit gestattet man der Jugend auch in Zürich. Und ebenso geben auch in Thur wiederum wohlhabende junge Mädchen Bälle oder Soiréen mit Ausschließung ihrer Aeltern. Es ist dieß also eine allgemeine schweizerische Gesellschaftsform, die ihre eigenthümlichen Reize hat. In Thur erlaubt man den jungen Leuten beiderlei Geschlechts sogar, ohne Zuziehung verheiratheter älterer Personen gemeinschaftlich sogenannte Maiensässen zu unternehmen. So nennt man hier die Landpartieen zu irgend einer Alpenwiese auf den benachbarten Bergen. Die Theilnehmer an einer solchen Maiens-

saß versammeln sich dazu früh morgens, ziehen mit wohlbeladenen Mägden oder Dienern über die Berge zu irgend einer hübsch gelegenen Wiese, auf der sie sich für den Tag etabliren. Dort leben sie dem Genuße der freien Natur und verbringen den Tag mit Gesang und Tanz, mit Kochen und Essen und mit kleinen Excursionen zu höheren Aussichtspuncten. Und obwohl da also die Verhältnisse der Art sind, daß die Leidenschaften junger romantischer Gemüther leicht aufgeregt werden könnten, so haben die Aeltern doch noch selten Gelegenheit gefunden, zu bereuen, daß sie ihren Söhnen und Töchtern diese althergebrachte Freiheit gestatteten. Die Graubündener pflegen daher auch diese Maiensässen immer als ein Zeichen der Reinheit und Unbescholtenheit der Sitten ihrer Kinder zu citiren.

Ich könnte noch eine Menge dergleichen specieller Uebereinstimmungen in den Sitten der Bewohner aller Schweizer-Cantone aufführen, die ich, wie gesagt, fast wunderbar finden möchte, weil ich mir kaum erklären kann, wie solche Specialitäten sich bei allen den so verschiedenartigen Bevölkerungen der Schweiz Bahn brachen. Man begreift, wie der Umstand, daß Schweizer aus allen Cantonen Jahrhunderte lang als Söldlinge im Kriegsdienste auswärtiger Fürsten standen, oder der Umstand, daß sie auch alle Jahrhunderte lang als Republikaner in ihren Landesgemeinden oder Besatzungen oder Großrathsversammlungen gebildet wurden, gewisse Eigenthümlichkeiten in dem Charakter und den Sitten in der ganzen Schweiz gleichmäßig ausbreiten konnte. Aber solche Uebereinstimmungen im Detail der Sitten, wie die oben citirten, sollte man nur bei einem Volke finden zu können glauben, das von demselben Blute und Stamme wäre, und nicht wie die Schweizer von 6 verschiedenen Stämmen, oder dessen gesellige Sitten wenigstens durch Concentrirung in einer gemeinsamen großen Hauptstadt ausgebildet wurden, und nicht

wie bei den Schweizern in zwei Duzend kleinen Winkelorten, die kaum irgend einen Umgang miteinander haben. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es wirklich eine aus- und durchgebildete Nationalität giebt bei allen diesen verschiedenen allemannischen, burgundischen, romanischen, italienischen und französischen Völkerracen, welche sich in der helvetischen Eidgenossenschaft zur Bildung eines einzigen Staates die Hand gegeben haben. Viele, besonders Ausländer, haben dieß verneint und gemeint, daß der Tessiner weit mehr von einem Italiener habe als von einem Schweizer, und der Züricher weit mehr ein Deutscher und der Genfer in höherem Grade Franzose sei als Schweizer, und daß alle diese verschiedenen Racenstücke durch keine starken Sympathieen und keine Gleichartigkeit der Denk- und Gefühlswiese in ihrer Eidgenossenschaft verbunden seien. Namentlich haben die Ausländer dieß behauptet und gemeint, daß die verschiedenen Bruchstücke, aus denen dieß helvetische Conglomerat bestehe, bald wieder auseinanderfallen müßten, indem jedes Stück sich seinem natürlichen Mutterstamme wieder zufügen würde. Die Schweizer selbst aber haben von jeher gegen diese Ansicht eifrig protestirt. Die Genfer und Waadtländer fühlen sich fast beleidigt, wenn man sie Franzosen nennt. Wir sind Schweizer, sagen sie. Die Züricher und Berner, die wir ihrer Sprache wegen gern als deutsche Brüder umarmen möchten, und von denen wir kaum begreifen können, warum sie sich nicht sofort unserem mächtigen Bunde anschließen, sehen uns verwundert an und sagen wie die Genfer: Wir sind Schweizer. Dasselbe Schild der schweizer Nationalität, dieser uns fast unbegreiflichen schweizer Nationalität, wegen der wir oft fragen möchten, wo und was sie denn sei, halten auch die Romanen und Tessiner den Italienern entgegen. „Non contents de nous enlever toutes nos gloires, de déprécier nos institutions,

les ennemis de la Suisse n'ont pas craint de nier notre nationalité," klagt ein helvetischer Schriftsteller, der dann die Frage untersucht, was eigentlich die beste Basis der Nationalität eines Volkes sei, ob gemeinsame Sprache, gemeinsame Abstammung, oder vielmehr gemeinsame historische Erinnerungen, gemeinsame politische Institutionen, gemeinsame Principe, gemeinsame Sitten und Gebräuche. Man kann sich denken, daß die uns Deutschen so natürliche Idee, daß gemeinsame Sprache und Abstammung auch eine gemeinsame Vereinigung zu demselben Staate nothwendig mache, bei den so gemischten Schweizern wenig Anklang findet. Sie sind keine Anhänger der natürlichen und im Blute und Fleische begründeten Abstammungs-Nationalität, vielmehr große Bewunderer und Vertheidiger einer mehr idealischen, im Geiste und in der Denkweise begründeter Nationalität, die unter dem Banner gleichartiger Institutionen erwächst und sich ausbildet. — „Un peuple“, sagt ein schweizer Autor, „est une nation, quand il représente un principe. Cette absence d'unité de races, de langues et de religions qu'on remarque chez nous, a un but providentiel, c'est afin que l'esprit de race n'étouffe pas l'esprit humanitaire. Ce mélange est précisément le ciment, qui nous lie à une unité plus vaste, celle de l'humanité, celle de la liberté, la liberté, qui unit les nations tout en leur laissant leur existence et leur caractère propre.“ — Die Schweizer fassen also den Begriff von Nationalität in einem höheren Sinne auf als wir. Sie sehen dabei nicht auf eine leibliche Abstammung vom Vater auf den Sohn, sondern auf die Gemeinschaft eines Vaterlandes, auf die Gemeinschaft gleichartiger Institutionen, politischer Interessen und Sitten.

Die Gebildeten in Chur wie überhaupt in Graubünden rühmen sich, daß sie das Deutsch reiner reden als die übrigen

Schweizer. Sie haben nicht so viele Härten in ihrer Aussprache wie die Berner und nicht so viele Dialekt-Eigenthümlichkeiten wie die Züricher. Ein Fremder aus Deutschland versteht sie nicht nur besser als die genannten, sondern er wird auch selber hier leichter verstanden. Dieß kommt vermuthlich daher, weil ein großer Theil der Graubündener von Jugend auf noch eine andere Sprache lernt, entweder das Romanische oder das Italienische. Seine Sprachorgane sind daher schon besser geübt und etwas abgeschliffen. Viele Graubündener lernten das Deutsche nicht von ungebildeten Ammen oder bäuerischen Kinderwärtern, sondern von ihren gebildeten Aeltern, oder in der Schule und aus Büchern. Es ist eine überall, in Niedersachsen, in Kurland, Livland, in Ungarn, im südlichen Tyrol bestätigte allgemeine Bemerkung, daß das Deutsche von den Gebildeten überall da reiner und mit weniger Dialekt-Eigenthümlichkeiten und Provinzialismen gesprochen wird, wo neben dem Deutschen beim Volke noch eine andere Sprache herrscht.

Uebrigens wird die Reinheit des bündenschen Deutsch doch hie und da etwas getrübt, und manche deutsche Worte werden auf eine höchst wunderliche Weise entstellt. Ich bemerkte z. B., wie das sonderbare Wort „daloma“, das in Folge einer jener Erschlaffungen und Nachlässigkeiten der Zunge, wie sie in vielen deutschen Gränzdialekten vorkommen, aus „da nun mehr“ entstanden ist. Es fiel mir auch auf, daß die Churer mit Beispielen außerordentlich viel bei der Hand sind, auch da, wo die „zum Beispiel“ gar nicht angebracht sind. Fragst du einen Churer nach dem Wege zur Post, so antwortet er dir so: „Ja zum Beispiel, wenn Sie nach der Post wollen, so bitte, gehen Sie hier zum Beispiel nur rechts um die Ecke. Aber ich bitte zu bemerken, wenn Sie dann nachher zum Beispiel auf den Markt kommen, so biegen Sie doch ja links ein.“ — Eine Eigenthüm-

lichkeit ihrer Redeweise, so wie überhaupt der Redeweise aller Schweizer ist diese, daß sie es sehr lieben, wie Cäsar in seinen Memoiren, ganze Erzählungen und Vorträge in indirecter Rede zu halten. Sie reden dich ohne Weiteres z. B. so an: „Es sei die Tagssagung zusammengetreten, und es seien dabei alle Gesandten zugegen gewesen. Bern hätte gegen Uri gestimmt.“ Das „so heißt es“ oder „ich habe gehört“ ergänzen sie dabei immer stillschweigend. Sie bedienen sich dieser indirecten Rede in hundert Fällen, wo wir die directe gebrauchen oder wenigstens nicht anzuführen vergessen würden, zu bemerken, wessen Berichte wir vortrügen. Man findet auch in den schweizer Journalen dieselbe Sprachweise und z. B. Artikel wie diese:

„Bern den 18. April. Im Leberberge seien Wölfe erschienen. Es seien ihrer 4 gesehen worden. Man fürchtete, daß noch mehr herüber kommen möchten.“

Diese elliptische, conjunctive Redeweise war meinem nicht daran gewöhnten deutschen Ohre immer sehr zuwider.

Ich freue mich immer, wenn ich an die Spitze großartiger Unternehmungen, Schöpfungen oder Reformen einen einzigen, energischen und für die Sache begeisterten Mann treten sehe. Denn fast jede unserer Reformen und Neuerungen bedarf ihrer Propheten und sich ihr ganz hingebenden Märtyrer. Wie bei der Kirchenreformation Luther, wie bei der jetzigen französischen Staatsumwälzung Lamartine die Hauptsache that, so wird fast jeder Anlauf, den die Menschheit nimmt, von einem energischen Individuum besser gefördert als von den Massen. Ich freute mich daher auch in Chur, zu hören, daß es dort einen Mann gäbe, der sich seit Jahren der großen Idee der Herstellung einer Eisenbahn durch das Rheinthal über die Alpen mit ungetheiltem Eifer und seiner ganzen Thatkraft widme, und ich lernte diesen Mann, den Obersten La Nicca, einen der ausgezeichnetsten Ingenieure

der Schweiz, kennen, der die Güte hatte, mir alle seine Vorarbeiten zu dem großen Werke, die er bereits angehäuft hatte, zu zeigen und mich mit dem Standpuncte der Frage bekannt zu machen. Seit 10 Jahren hat dieser treffliche Mann sich dem Studium des Rheinthales sowohl als der südlichen Alpenthäler, welche diesem von den lombardischen Seen her die Hand reichen, gewidmet. Er hat die Beschaffenheit des Bodens dieser Thäler vom Bodensee bis zum Lago di Como und dem Lago di Lugano untersucht und ihr Bild vollständig dargestellt. Er hat jeden Punct im Rheinthale bezeichnet, der durch einen Damm oder einen Viaduct auszuheben wäre, dann die Stellen, wo der Rhein oder ein anderer Fluß durch eine Brücke zu überschreiten wäre, und diese projectirten Viaducte und Brücken bereits in detaillirten Plänen und Umrissen dargestellt. An vielen Stellen ist es unumgänglich, den Lauf des Rheins sowohl als auch den vieler anderer wilden Berggewässer zu rectificiren und zu reguliren, und alle die dabei nothwendig werdenden Wasserbauten hat er nicht nur construirt und abgebildet, sondern auch in seinen Memoiren über dieses große Project auf den Nutzen hingewiesen, der dem Lande, dem Ackerbau, den Ortschaften aus der Veranlassung solcher Werke noch nebenher entstehen würde. Bei der geringen Steigung des Weges, welche die Eisenbahnen ihrer Natur nach vertragen, würde es kaum möglich sein, die steile Abdachung des obersten Rückens der Alpen mit einer Eisenbahn zu übersteigen. Man würde bei einer solchen Uebersteigung den Weg durch beständige Zickzacklinien unendlich verlängern müssen. Diese Zickzacklinien sind bei einer mit Pferdebespannung zu befahrenden Chaussee leichter herzustellen, da die Wendungen plötzlicher und kürzer sein können. Für die einer Eisenbahn nöthigen, weit ausholenden Schwingungen und Wendungen würde man aber in den engen Thälern der Pässe gar nicht Raum

genug finden. Schon bei den weit kürzeren Zickzackwegen der gewöhnlichen Chaussees verursacht die Hinwegräumung des Schnees und Eises, die sich auf den Höhen in ungeheueren Massen auflegen, ungemeine Schwierigkeiten. Die außerordentliche Verlängerung des Weges auf den Höhen würde auch diese Schneearbeiten noch schwieriger machen. Und häufig würde im Winter, wo zuweilen selbst die bestunterhaltenen Chaussees der Alpenpässe nur mit Schlitten zu befahren sind, eine völlige Unterbrechung der Dampfzüge eintreten. Demnach ist es nöthig geworden, darauf zu denken, daß man die Alpenmauer in einem Tunnel durchbreche. Herr La Nicca hat daher sich bemüht, die Dimensionen dieser Mauer an allen möglichen Uebergangspuncten zu messen, und er hat gefunden, daß sie bei dem berühmten rhätischen Hochalpenstock Lufkmanier am dünnsten ist. Diesen Berg kann man in einer Höhe von nicht ganz 6000 Fuß mit einem Tunnel von circa 5000 Meter Länge durchbohren.

Da, wie gesagt, die Eisenbahn in jenen Höhen vor Schnee und Eis weit sorgfältiger geschützt werden muß als eine Chaussee, so muß daher auch außer jenem Tunnel noch eine weit größere Anzahl bedeckter Gänge, sogenannter Gallerieen, dabei hergestellt werden. Die Länge aller hier erforderlichen Gallerieen ist auf 30,000 Meter (über 3 deutsche Meilen) berechnet. Sie werden einen nicht geringen Aufwand von Kraft und Geld in Anspruch nehmen. Die Hauptschwierigkeit der ganzen Bahnstrecke bleibt aber doch die Durchbohrung des Lufkmanier, die Herstellung jenes Tunnels von 5000 Metern. — Bei allen Tunnels hat man gewöhnlich eine gewisse Anzahl von senkrecht zu ihm herabgehenden Luftlöchern oder Hilfskanälen nöthig, theils um den beim Sprengen sich entwickelnden Pulverdampf zu entfernen, theils um später die nöthige Ventilation in dem Canale möglich zu machen. Von solchen Luftlöchern könnte hier nicht die Rede

sein, wo eine unermessliche Pyramide von Fels, Eis und Schnee über dem Tunnel sich aufthürmt, die alle Ausgrabung von Luftlöchern unmöglich macht. Es ist daher zu fürchten, daß die Luft in einer solchen fast $1\frac{1}{2}$ Stunde langen Höhle später ganz verderben und schwer zu erneuern sein möchte. Auch fragt es sich, ob man auf die gewöhnliche Weise hier mit Pulver sprengen könnte, da der Rauch sich nur mit Mühe entfernen ließe. — Da man bei einem zweiten Alpen-Eisenbahn-Projecte, bei der beabsichtigten Durchbohrung des Mont Genis in Savoyen nämlich, ganz ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, so haben dort die savoyischen Ingenieure eine Maschine erfunden, welche das Sprengen mit Pulver nicht nur unnöthig machen, sondern auch im Effect noch übertreffen soll. Diese Maschinerie besteht aus einer Zusammenstellung und Verbindung von einer Anzahl mächtiger Meißel, die durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt und gegen die Felsen gestoßen werden. Vermittelt einer Vorrichtung, durch welche man ihre Stellung verändern kann, ist es möglich, sie auf jeden beliebigen Punct der Felswand hinwirken zu lassen. Man zerlegt auf diese Weise die Oberfläche derselben in eine Menge kleiner Quarrees durch Einmeißelung von tiefen Rillen. Die so entstehenden Blöcke werden nachher mit eisernen Stangen und Hebeln gelöst und weggebrochen. — Mit dieser Meißelmaschine hofft man den Mont Genis möglichst schnell zu durchbohren, und La Nicca denkt sie, wie gesagt, auch beim Luckmanier anzuwenden.

Außer diesen Vorarbeiten zu jenem großartigen Unternehmen sind auch schon viele Schritte bei den betreffenden Regierungen geschehen, die dabei interessirt sein könnten. Die Richtung der Rhein- und Luckmanierstraße geht, von Norden nach Süden streichend, so ziemlich aus der Hauptmasse Deutschlands hervor und zielt auf die Mitte des nördlichen Italiens hin.

Es wäre hier also der bequemste Punct, die Radien des deutschen und italienischen Eisenbahnnetzes zu sammeln und zu einander hinüberzuführen. Die norditalienischen und die süddeutschen Staaten wären hier also die zunächst theilhaftigen. Oesterreich, das einen anderen Durchbruch der Alpen vermittelst Eisenbahn begünstigt, hatte man bisher noch nicht diesem Project geneigt machen können, und in dem darüber entsponnenen Wortkampfe hatte die Augsburger allgemeine Zeitung sich meistens auf der Seite Oesterreichs gehalten. Piemont aber und Baden, Württemberg und Baiern, so wie der Canton Tessin waren nebst dem im Centrum liegenden Graubünden in ein Bündniß zur Begünstigung der beabsichtigten Bahnrichtung eingetreten. Diese Staaten hatten bereits, um Capitalisten zu Vorschüssen zu bewegen, beschlossen, der Bahn eine Einnahme von wenigstens $3\frac{1}{2}$ Procent zu garantiren. Vor allen Dingen wünschte man auch dasjenige Volk, das fast bei allen Verkehrsbahnen der Welt auf irgend eine Weise theilhaftig ist, die Engländer, für die Sache zu gewinnen. Die Graubündener hatten ihr Auge auf das englisch-ostindische Postfelleisen, um dessen Beförderung sich auch die Oesterreicher und Deutschen und auch die Franzosen so eifrig beworben hatten, gerichtet, und sie meinten, wenn es ihnen nur gelänge, diesen wichtigen Brieffack durch ihre Gebirge zu verlocken, d. h. das britische Gouvernement zu bestimmen, daß es demselben die graubünden=rheinische Straße vorschreibe, ihre Sache gewonnen zu haben. Man hatte daher auch Copieen von den Plänen und Rissen zu dem ganzen Unternehmen nach England geschickt und hoffte damals der englischen Zustimmung gewiß zu sein. Der rings um die Alpen herum jetzt tobende Sturm hat indeß nun die Erfüllung dieser Hoffnung wieder in unbestimmbare Ferne verschoben. Das graubündener Project, das schon seine Schmetterlingsflügel lüftete, hat sich

bei der schlechten politischen Witterung verpuppen und in seine Vergthäler verkriechen müssen. Sollten indeß, was zu vermuthen, doch noch einmal eiserne Schienenwege sich aus dieser Verpuppung hervorspinnen und dampfende Locomotiven daraus hervorsfliegen, so würden dann die Reisenden Europa's hier in Graubünden die wunderbarsten Eisenbahnfahrten machen, die in der Welt existiren. Sie würden mit der Schnelligkeit des Vogels sich in unbesuchte Thäler erheben, in denen bisher nur noch Fußgänger und kaum Maulthiere auf mühsamen Pfaden kletterten. Große Gesellschaften munterer Reisenden würden sich in Felstklüften zeigen, die, so lange die Welt steht, nur von Gemen und Adlern besucht waren. Sie würden auf den besflügelten Wagenzügen wie in einer bequem dahingleitenden Flotte von Schiffen bis zu den versteckten Quellen des Vaters Rhein emporgleiten. Auf dem obersten Rücken der höchsten Naturgemäuer Europa's würden sie mitten zwischen den gewaltigen Massen des ewigen Schnee's und Eises in den eben bezeichneten Galerien wie in wohlgeschützten meilenlangen Zimmerräumen gefahrlos dahinrollen. In Deutschland auf der Nordseite der Alpen würden sie in das Thor jenes großartigen Tunnels einfahren, eine Zeit lang in Finsterniß sich verbergen und auf der Südseite würden sie durch ein anderes Thor in Italien mit Blitzesschnelle sich hinablassen.

Wer sich in Chur einmal ein hübsches Stündchen bereiten will, der gehe in die inneren Räume des Bischofshofes dieser Stadt und lasse sich von einem Kunstfreunde die Wand dort bezeichnen, an welcher sich der Churer Todtentanz befindet. Dann nehme er eine Leiter, einen Becher und einen feuchten Schwamm zur Hand, putze die Wand, so gut es angeht, und er wird unter seinem Schwamme sich Farben, Gestalten und Gemälde entwickeln sehen, die wahrlich einer größeren Beach-

ung und besseren Conservirung werth wären, als die ist, deren die jetzigen Bischöfe und katholischen Geistlichen von Chur ihnen würdigen. In der That, es ist ein Todtentanz, der den so berühmten von Lübeck, Basel, Dresden und anderen Orten ohne Zweifel vorgezogen zu werden verdiente, und der es vollständig werth wäre, daß er von einem unserer geschicktesten Kupferstecher copirt und für die Kunst und Kunstgeschichte gerettet würde, bevor ihn die Churer Geistlichkeit völlig hat untergehen lassen. Einige Gruppen und Scenen darin, die wir vollständig entziffern, entstauben und entspinneweben konnten, waren wahrhaft ergreifend, so z. B. eine, in welcher der Tod mit höhnisch lächelndem Angesichte seine dürre Hand nach der brillantenen Krone des Kaisers ausstreckt und sie ihm, der ihn erschreckt von der Seite anblickt, mit höhnischem Lächeln zu lüften im Begriff steht, dann eine andere, wo er seinen braunen Knochenarm mit sehr viel ritterlicher Grazie und affectirter Höflichkeit einer reich geschmückten Dame, die er entführen will, darbietet. Sie legt zitternd und erschreckt, aber von unwiderstehlichem Drange gezwungen, ihr elegantes, mit goldenen Ringen und Spangen gezieres Händchen auf seine Knochen. — Das Angesicht des Todes hat in allen den verschiedenen Scenen einen viel mannigfacheren und pikanteren Ausdruck als in Lübeck und Basel; auch ist die Caricatur und der Spott hier viel feiner und weniger kraß als in den verschiedenen Todtentanz-Scenen, die ich in Basel sah, dabei Alles mit Sorgfalt und Correctheit gezeichnet und gemalt. Es ist mit einem Worte der beste, zugleich aber auch der vernachlässigteste Todtentanz, den ich kenne.

Die Erinnerung an das alte deutsche Reich lebt hier in Chur, das ehemals natürlich auch wie sämtliche Alpenländer bis nach Genf hin unter dem Kaiser stand, noch in manchen Ausdrücken. So z. B. nennen sie hier die deutschen Kreuzer,

um sie von den in der Schweiz geprägten zu unterscheiden, „Reichskreuzer.“ Auch in Einsiedeln bemerkte ich, daß die Leute dort das deutsche Geld aus Schwaben, Baden, Baiern u. noch „Reichsgeld“ nennen.

Es ist mir aufgefallen, daß ich — und so auch jeder Fremde aus Deutschland — immer geneigt war, den bündenschen Namen gewöhnlich in der Aussprache einen Accent zu geben, der dem Accente, welcher diesem Worte von dem eingeborenen „Bünner“ gegeben wird, gerade entgegengesetzt ist. So z. B. nennen wir Ausländer ohne Ausnahme das berühmte Kloster in Graubünden: Dissentis. Im Lande heißt es Dissentis. Wir sprechen lieber Büschlaw, die Bündener Buschlaw, wir Luckmanier, sie Luckmanier.

Die Capuziner sollen hier beim Volke noch eine eben so große Rolle spielen, wie in den übrigen Theilen der Schweiz, und selbst auch die graubündenschen Protestanten sollen eben so häufig wie die Protestanten im herner Oberlande an ihre Zauber- und Hexenkunst glauben. Mir wurde eine Geschichte von einem protestantischen Bauer erzählt, der seine Kühe noch kürzlich von einem Capuziner habe exorcistren lassen. Er hatte geglaubt, sein Nachbar habe sie bebert. Nachdem er aber den Exorcismus eines Capuziners erlangt hatte, war er darüber ganz ruhig und hielt seine Kinder nun für völlig natürliche Thiere, fand auch, daß sie wieder so viel Milch wie früher gaben. — Im Engadin werden auch noch heutiges Tages die Capuziner selbst von Protestanten häufig gegen die Mäuse und Heuschrecken ins Feld geschickt. Die Hochthäler dieses Landes sind nämlich eben so wie die Hochthäler des Wallis sehr häufigen Landplagen und Verwüstungen von Seiten der Wandermäuse und Heuschrecken ausgesetzt, die hier zuweilen in ungeheueren Bügen erscheinen. Die Capuziner, so glaubt das Volk, können sie in die

Bergschluchten, Höhlen und Wetterlöcher verbannen. In die tieferen Thäler von Chur kommen die Wandermäuse und Heuschrecken sonderbarer Weise nie herab.

Der italienische Wind, der Föhn, spielt hier im Thale von Chur eine eben so bedeutende Rolle wie in dem Reußthale von Uri, oder in dem Linththale von Glarus. Die Leute bekommen ihn hier, wie sie sagen, aber nicht auf der directesten Straße über den Splügen, sondern meistens aus Westen her über den St. Gotthard. Sie nennen ihn daher auch den „Urner Wind.“ Der Föhn, sagen sie, strömt über den St. Gotthard nach Urjelen hinein und fließt von da in zwei Branchen weiter, eine geht ins Reußthal zum Vierwaldstätter See hinab, eine aber ins Rheinthal nach Chur und zum Bodensee. — Merkwürdig ist es nur, daß sie auch hier wie im Reußthale gewisse Punkte genau bestimmen, wo der Föhn aufzuhören pflegt. Im Rheinthale endet er gewöhnlich, so sagen die Eingeborenen, bei Altstätten im Canton St. Gallen. Auf den Bodensee kommt er sehr selten. Den Wind, der vom Bodensee her kommt, nennen sie „den Unterwind“ oder auch „Heiterföhn“, weil er meistens heiteres Wetter bringt. Der Föhn, der eigentliche italienische Föhn nämlich, bedingt die Vegetation und Cultur des Thales auf eigenthümliche Weise. Obwohl das bündener Rheinthal höher liegt und einen längeren Winter hat als die Gegend am Bodensee, als das Thurgau und der obere Theil von St. Gallen, obwohl es in Graubünden einen späteren Frühling giebt als am Bodensee, und obwohl ich daher z. B. dort schon längst reife Erdbeeren gegessen hatte, während hier dieser Strauch erst in der Blüthe stand, so können sie doch hier bei Chur mit weit mehr Vortheil Obstbau, Wallnüsse, Mais, Wein, sogar auch Maulbeerbäume bauen und pflanzen als dort, weil der Föhn bis spät in den Herbst hinein mit war-

men Odem nachhilft und die Früchte dann später schneller reifen läßt. Auch ist der Winter hier, obwohl länger, doch milder, weil das Land vor den rauen Nordostwinden, die von Baiern hereinstreichen, geschützt ist.

Auch die höheren Thäler Graubündens haben ein milderes Klima als andere Alpenhöhlen von derselben Höhe über dem Meere. In keinem Theile der Schweiz geht der Anbau und die Bewohnbarkeit des Landes in so hohe Gegenden hinauf, als in Graubünden. Im Engadin giebt es große Dorfschaften in einer Erhebung von mehr als 5000 Fuß über dem Meere. In der ganzen übrigen Schweiz erreicht nur ein einziges Dorf, das Dorf Mürren im berner Oberlande, diese Höhe.

Diese Erscheinung erklärt sich noch aus einem besonderen Umstande, und zwar aus diesem, daß die rhätischen Alpen in Graubünden mehr eine ganze hoch erhabene, plateauartige Masse von Gebirgsland darstellen. Es sind hier nicht, wie in der übrigen Schweiz, so viele einzelne Spitzen, welche zu riesenhafter Höhe emporsteigen. Aber es giebt ganze weit ausgedehnte Districte und Plateaus, die sich in der Höhe von 5000 oder 6000 Fuß halten. Die Einschnitte und Thalausshöhlungen sind daher auch nicht so tief. In diesen plateauartigen Massen steigt daher die Erdwärme höher hinauf als in jenen Spitzen. Die Linie des ewigen Schnees wird daher hier mehr nach oben zurückgedrängt. Die breiten Hochthäler Graubündens sind etwas milder als die schmalen kleinen Einschnitte und Bergstadien von derselben Höhe in der übrigen Schweiz. Die Vegetation und mit ihr der Mensch und seine Ansiedelungen gehen daher dort auch höher hinauf als hier.

Im Ganzen genommen kann man die rhätischen Thäler und Berge oder das Land Graubünden in Bezug auf Klima und Vegetation mit den wallisischen Thälern und Bergen in eine

Mittelclasse stellen zwischen den warmen, nach Süden geöffneten italienischen Thälern der Alpen und zwischen den kalten nach Norden geöffneten Thälern der deutschen Schweiz. In Wallis wie in Graubünden zeigt sich offenbar eine Mischung und ein Uebergang von deutscher und italienischer Vegetation. Jedoch kann man zwischen Wallis und Graubünden noch den Unterschied machen, daß dort mehr die italienische, hier mehr die deutsche Beimischung vorwaltet, was daher kommt, daß das Rhonethal gegen Westen, gegen den milden Genfersee, das Rheinthal aber gegen Osten, gegen den rauhen Bodensee geöffnet ist.

8. Felsberg und Reichenau.

Ich machte von Chur aus einige interessante Ausflüge und Spaziergänge zunächst in das Schalfiser Thal, das bei der Stadt in das Rheinthal sich öffnet, dann längs der herrlichen Gelände des Rheinthales abwärts zu einigen Ruinen und Schlössern und auch zu dem Schlosse, in welchem unser geliebter deutscher Dichter Salis einst hauste, und endlich das Rheinthal aufwärts nach Felsberg und bis zu dem Punkte, wo die beiden Rheine sich verbinden, bis Reichenau.

Es giebt Dörfer und Ortschaften die Fülle in Europa, die ehemals sowohl, als auch in unseren Tagen viel Schrecklicheres gelitten haben als das bündensche Felsberg, und die auch von fast eben so argen Uebeln bedroht sind, wie dieses, ohne daß ihnen jedoch die europäische Menschheit dieselbe Theilnahme gezeigt hätte. Felsberg ist durch seine unglückdrohende Lage in der ganzen Welt berühmt geworden. Vor einigen Jahren erschienen fast alle Monate in den deutschen Journalen klagende und mitleiderregende Artikel über die armen Bewohner

von Felsberg. Von den Dörfern, die seitdem vom Feinde niedergebrannt, von Kanonenkugeln zermalm, von Polen, Preußen, Galliziern, Oesterreichern oder Italienern, Dänen oder Russen ausgeplündert und ausgerottet worden sind, hat man nie so viel gesprochen. Es ist nicht immer die Größe, sondern vielmehr die Eigenthümlichkeit des uns treffenden Unglücks, was die Aufmerksamkeit der Menschen erregt. Wir sind daran gewöhnt, zu hören, daß Dörfer abbrennen und ihre Bewohner in den Flammen umkommen; aber daß Menschen und ihre Wohnungen und Ortschaften von einem zusammenstürzenden Berge überdeckt und zerschmettert werden, ist außerordentlicher, und obgleich es denen, die es trifft, gleich ist, ob sie durch Wassers- oder Feuersnoth, durch Hunger, das Geschütz des Feindes, durch Bomben oder durch Felsbrocken umkommen, so ist das Letztere doch etwas Rareres, und diesem, dem Raren, schenken wir Menschen immer unsere eifrigste Sympathie.

Das berühmte Felsberg liegt an der linken Seite des Rheins hart am Fuße eines ziemlich steilen Bergabhanges, der ein Theil des Wiebestals des hohen Calanda ist. Oberhalb dieses Abhanges, ungefähr in der Mitte der Höhe des ganzen Gebirges — man hat 2 Stunden bis dahin zu steigen — befinden sich einige Bausteine dieses Riesengemäuers nicht ganz in regelrechtem Zustande, wie dieß bei vielen Theilen der Alpenmauern der Fall ist. Im Verhältniß zu dem Ganzen sind diese Bausteine nur kleine, höchst unbedeutende Bauspitter. Vielleicht sind sie nicht einmal der hunderttausendste Theil des ganzen Calanda. Im Verhältniß zu den winzigen Menschenwohnungen aber, die unter dem Abhange liegen, sind diese Splitter wieder ungeheure Massen, deren Gewalt nichts Widerstand leisten könnte. — Schon zu verschiedenen Zeiten haben sich von jener unsicheren oder lauffälligen Stelle des Berges einzelne kleine und

große Brocken losgelöst und sind in das Thal hinabgehüpft. Man sieht diese Brocken — viele sind haushoch — überall mitten in den Feldern und Gärten der Umgegend liegen. Einige sind bis in den Rhein hinabgesprungen. — Ehemals mochte der Bergabhang oberhalb des Dorfes wie die weiter entfernten Bergseiten mit Wäldern bedeckt sein, in denen vermuthlich manche Felsbrocken stecken blieben. Allein allmählig hat man diese Wälder niedergeworfen und eine Straße von einer Viertelstunde Breite hindurchgebrochen. Und diese Straße zieht sich nun vollkommen nackt und kahl aus dem Thalboden bis zu den drohenden, wackelnden Bergzinnen hinauf, die wie das Schwert des Damokles, gleichsam nur an einem losen Faden aufgehängt, über den Thalbewohnern schweben.

Die Felsen oben sind von mehreren Spalten durchklüftet und liegen, wie es scheint, auf einem lockeren Grunde, der allmählig, besonders nach einer langen Regenperiode nachgiebt. Diese Spalten erweitern sich daher beständig und thun ihren langsam gähnenden Mund von Jahr zu Jahr weiter auf. Man hat Wächter angestellt, welche alle 14 Tage hinaufsteigen und die Spalten an einigen besonders dazu geeigneten Stellen beobachten. Diese Leute haben eiserne Stangen, an denen sie die Fortschritte der Weitung markiren. Wir hatten einen dieser Leute mit uns. Er zeigte uns seinen eisernen Stab vom letzten Jahre und die kleinen Einschnitte darauf. Es ging daraus hervor, daß die Kluft sich sehr unregelmäßig erweitert hatte, in einer Woche kaum eine Linie, in einer anderen fast einen halben Zoll. Im Laufe des ganzen Jahres, sagte er uns, sei die Kluft um 11 Zoll vergrößert worden. — Die Bewegung der verschiedenen Theile der drohenden Masse ist indeß sehr verschieden. Der Mann zeigte uns einen Theil, der in perpendiculärem Herabsinken, einen anderen, der im Ueberkippen begriffen sei.

Es hat schon zu verschiedenen Zeiten in diesen Felsklüften gespuht und gerüttelt, und es sind dann bei jedem größeren Ruck einzelne kleine Splitter als Vorboten und drohende Anzeichen herabgerollt. Dann hat es sich aber wieder für ein halbes Jahrhundert beruhigt. In unserem Jahrhunderte fing der Berg im Jahre 1834 wieder an besonders stark abzubrockeln und zu weichen, und dann wiederum vor 3 Jahren, wo die Felsberger durch größere Abfälle und Zerstörungen so sehr erschreckt wurden, daß sie seitdem nun ernstlich anfangen, daran zu denken, ihren unheimlichen Wohnplatz zu verlassen. — Einige entschlossen sich zur Auswanderung nach Amerika, und für die, welche im Vaterlande zu bleiben vorzogen, wurden Sammlungen veranstaltet, und mit dem dadurch erlangten Gelde begann man an einer nicht weit entfernten, aber sicheren Stelle des Thales ein neues Felsberg zu bauen. Weder die Auswanderung, noch dieser Umbau ließ sich so bald bewerkstelligen, und die alarmirten Bewohner des Ortes betrieben ihre täglichen Geschäfte unter dem Drucke der entsetzlichen Aussicht auf eine in jedem Augenblicke mögliche Zerschmetterung und Verschüttung. Die einzelnen Steinbrocken, welche herabfielen, haben zum Theil höchst wunderbare Sprünge und Verwüstungen gemacht. Einige fuhren wie Pfeile in den Boden und blieben darin stecken. Andere ricochettirten und hüpfen über Hütten oder Bäume hinweg. Einer fiel auf den Kopf eines anderen, der schon lange da lag, zersprang in Trümmer, und die Trümmer flogen in horizontaler Richtung auseinander. Ein anderer dieser horizontalen Schüsse fuhr in der Nacht quer durch die Mauern und Räume zweier Häuser, sauste den schlafenden Bewohnern über die Köpfe weg und blieb erst im Mauerwerk des dritten Hauses stecken. Man zeigte uns an den Häusern die Spuren von der Richtung seines Weges.

Es traf sich indeß, daß, als das neue Felsberg beinahe

fertig war, jenes Bombardement von Seiten des Berges wieder aufhörte, und daß sich daher auch die Leute wieder beruhigten. Sie ließen daher nicht nur den Gedanken an Amerika wieder fahren, sondern sie hatten auch nicht einmal Lust, in das neue Dorf hinüberzuziehen. In den alten Häusern war es ihnen bequemer. Die Obstbäume, die Gärten und Aecker lagen einmal so hübsch und hanthierlich um die alten Wohnungen geordnet. In den neuen hätten sie hunderterlei kleine Vortheile und Nutzungen unbenutzt lassen müssen. Sie haben sich daher in ihrer alten Situation wieder beruhigt, und die Häuser des neugebauten Felsberg stehen fast alle leer. „Die Aufregung hat sich verloren, und wir schlafen jetzt wieder ganz ruhig“, sagten uns die Leute. „Es ist uns selber wunderbar. Vor zwei Jahren schlichen wir in unserem Dorfe herum, als ob uns der Boden unter den Füßen brennte, und jetzt schlafen wir auf demselben Flecke wieder völlig ruhig, obwohl sich nichts in unserer Lage gebessert hat, denn der gährende Fels hängt noch immer droben, und wir wissen, daß er heute oder morgen auf uns herabfallen kann; freilich kann er auch noch hundert Jahre hängen bleiben. Dasselbe wußten wir aber auch damals.“

Wie diese Felsberger treiben's die Menschen überall. Ueber uns allen schweben solche drohende Massen, die eben so gut heute oder morgen, oder vielleicht erst nach Jahren auf uns herabstürzen, solche Schwerter des Damokles, die an losen Fäden hängen. Zuweilen gerathen wir bei einem üblen Anzeichen in Furcht und Schrecken und quälen uns Tage und Nächte hindurch. Dann aber vergessen wir einmal wieder jenes dünnen Fadens und leben darauf hin, als wäre es eine eiserne Ankerkette.

Wunderbar und schon von vielen Geologen beachtet, nichts desto weniger aber noch räthselhaft sind in der Nähe von Felsberg gewisse kleine Erhöhungen im flachen Boden des Rheins

thales, welche die Graubündener ihrer Gestalt wegen „Eröwarzen“ nennen. Diese Eröwarzen erheben sich auf ein Mal mitten in der Fläche des Thales wie Blasen. Sie gleichen jenen hohen Grabhügeln, welche man bei Krakau sieht. Manche haben sie daher auch schon für Tumuli ausgeben wollen. Allein obwohl sie zum Theil mit Rasen bedeckt sind, so besteht ihr Kern doch aus Gestein. Auf einigen erblickt man die Trümmer eines alten Gebäudes, eines Wartthurmes oder einer Burg. Von Felsberg das Rheinthäl hinauf blickt man in einen förmlichen Irrgarten solcher pyramidalischer Hügel, die ohne Zusammenhang und vereinzelt nebeneinander stehen.

Das romanische Volk nennt diese Eröwarzen „Tombel de Glavals“ (Pferdeg räber), vermuthlich weil es Ritter darin verscharrt glaubt. Bündensche Naturforscher, die sogar eigene Abhandlungen über diese Eröwarzen geschrieben haben, halten sie für Rückbleibsel und Aufhäufungen großer Uröchlammströme.

Oberhalb der Stadt Chur, aber auf dem Rücken der Höhen, die auf der rechten Seite des Schalfiser Thales über ihr schweben, giebt es einen Felsen-Irrgarten, der meine Blicke noch viel unwiderstehlicher und häufiger auf sich zog. Es ist dieß eine der wildesten Bergzerklüftungen und Felsen-Labyrinth, die man sehen kann. Die Churer verbannen in diese wilde Gebirgspartie ihre Hexen und haben den verschiedenen Schluchten oder Tobeln, welche sich dort zwischen den zahllosen fahlen Felshörnern hinwinden, entsprechende Namen gegeben. „Eulen-Tobel“ heißt der eine, „Hexen-Tobel“ oder „Scaleeren-Tobel“ der andere. — Man findet fast bei jedem Alpenorte irgend eine solche rauhe Fels- oder Gletschergegend, in welche die Leute ihre Spuk- und bösen Geister verbannen, so wie es bei jedem Orte Irlands irgend ein Torfmoor oder in Schottland irgend eine wilde Heide zu demselben Zwecke giebt.

Gleich hinter Felsberg gelangt man zu dem ersten Dorfe im Rheinthale, welches romanische Bewohner hat. Es ist das Dorf Ems. Von hier an herrschen dann abwärts längs des ganzen Flusses bis zur Mündung deutsche oder germanische Dialekte. — Bald hinter dem romanischen Ems kommt aber schon wieder der ganz deutsche Ort Reichenau, wo drei Dinge meine Aufmerksamkeit fesselten, erstlich die an diesem romanischen Punkte statthabende Vereinigung der beiden Rheine, zweitens die große, von Franzosen angelegte Holzsägeanstalt und drittens die Localität, in der einst Ludwig Philipp als Flüchtling Unterricht gegeben haben soll.

In dem Leben und Laufe eines Flusses ist seine Vereinigung mit anderen Flüssen ein eben so interessanter und wichtiger Moment als seine Quelle, oder seine Mündung, oder seine Erweiterung zu einem See, oder sein plötzlicher Sturz von einer Bergterrasse herab. — Gewöhnlich nimmt bei einem solchen Zusammenkommen zweier Gewässer der Fluß einen ganz anderen Charakter an. Er erlangt einen anderen Grad von Brauchbarkeit für den Menschen. Sein Wasser selbst wird anders gemischt und bekommt andere Eigenschaften. Meistens ist damit ein Uebergang zu einer ganz anderen Thalstufe oder Berglandschaft verbunden. — Die beiden Flußadern, welche man bei einem solchen Punkte aus verschiedenen Weltgegenden herbeieilen sieht, führen die Phantasie zu ganz verschiedenen Thälern und Landschaften empor. Andere Waaren, andere Völker kommen auf dem einen oder auf dem anderen Canale herunter und treffen sich in dem Einigungspuncte.

Die Gartenanlagen des Schlosses Reichenau, der Besitzung eines Herrn von Planta, führen bis auf die niedrigen Felsenvorsprünge hinaus, an deren Spitze die Vereinigung und Vermischung der Gewässer des Vorderrheins, der vom St. Gott-

hard, und des Hinterrheins, der vom Ritz Rheine herab kommt, vor sich geht. Die beiden Flüsse machen hier eine eigenthümliche Schwenkung, um sich gegenseitig zu fassen. Sie kommen sich erst beide einander direct entgegen. Dann weichen ihre Gewässer gegenseitig ein wenig zur Seite, schwenken sich um einander herum, entsüßren sich dann mit einer weiten Ausschweifung und fließen endlich zu einer Ader vereinigt nach unten weiter. Die Spitze, wo diese Vereinigung vor sich geht, hat einen alten romanischen Namen. Sie hieß und heißt bei den Romanen noch „La Punt.“ Erst später entstand der Name Reichenau, als ein Bischof von Chur hier das Schloß baute und ihm einen Namen aus Deutschland holte.

Die Franzosen haben sich hier in dem Einigungspuncte der beiden Rheine eingenistet und jene Holzsägeanstalt oder besser jene Wald- und Landverderbeanstalt errichtet, auf die ich schon oben hindeutete. Es war eine sehr großartige und geräumige Sägemühle, in der wir zahllose gezahnte Räder schwirren sahen, die mit ungemeiner Rapidität die schönen bündener Kiefern und Tannen in Hölzer von allerlei Façon zerschnitten. Die Franzosen sind auf der Nordseite der schweizer Alpen eben so geschäftige Waldzerstörer, wie es die Venetianer auf der Südseite waren und noch sind. Das meiste Holz aus dem Canton Tessin, aus den Thälern und Bergwänden der Adige, aus dem südlichen Tyrol geht nach Venedig und überhaupt nach dem holzarmen Italien, das schon viele Berge so kahl abgeholzt und abgeblättert hat, wie seine Seidenwürmer einen Maulbeerbaum. Die ganzen Thäler und Berge Dalmatiens wurden von den Venetianern völlig entwaldet und somit auch ihrer Fruchtbarkeit beraubt. Das südliche Tyrol wird ebenfalls schon lange für italienische Rechnung abgeholzt, und in jedem Thale kann man die Klage hören: „Was wer-

den wir anfangen, wenn unsere Waldungen erst völlig vernichtet sind?"

In der nördlichen Schweiz spielen, wie ich sagte, die Franzosen dieselbe Rolle. Ich habe dort in mehreren Thälern solche französische Sägeanstalten gefunden, wenn auch nicht immer so große wie diese in Reichenau. Nicht nur die Tannen, Lärchen und Kiefern der Urwälder, sondern auch die schönen malerischen Wallnußbäume, die den herrlichsten Schmuck so manches Thales der nördlichen Schweiz ausmachen, haben sie in Angriff genommen. In manchen Thälern befinden sich Sägemühlen, auf denen für französische und belgische Rechnung diese herrlichen Bäume zu Flintengestellten und Gewehrkolben zerschnitten werden. Die Bauern werden durch die guten Preise, welche man ihnen bezahlt, leicht bewogen, sich ihrer herrlichsten alten Bäume, welche ihre Urgroßväter neben ihre Hütten pflanzten, zu entschlagen, und sie graben und hacken sie selbst für die Franzosen um. Manche Thäler werden auf diese Weise vielleicht bald ihrer schönsten Zierde beraubt sein. Aus den Hochthälern der Cantone Freiburg und Bern werden beständig die herrlichsten Bäume hervorgeschleppt. Es ist lauter Holz, das für Frankreich bestimmt ist, oder nach dem Volksausdruck sogenanntes „Franzosenholz“. In Graubünden und auch in anderen schweizer Waldcantonen sah ich oft längs der Bergwände ganze Strecken, große Parallelogramme aus dem Walde herausgeschnitten, auf deren Oberfläche alles Holz bis auf die Wurzeln kahl weggehauen war. Und gewöhnlich mußte ich dann hören, daß Franzosen diese Strecken von den Bauergemeinden gekauft und so ausgebeutet hätten. Das Franzosenholz ist meistens für Lyon und dessen Umgegend bestimmt. Von da geht es auch in die holzarmen Gegenden von Marseille und Toulon. Vieles wird sogar mittelst

der inneren Canalverbindung Frankreichs bis nach Paris transportirt. In der Schweiz wird es zunächst auf die mannigfaltigste Weise von den Bergen zu irgend einem See oder Fluß herabgeschafft. Meistens läßt man es auf abschüssigen Waldwegen und in den engen Tobeln und Einschnitten der Berge herabgleiten. Die großen Bäume fallen, rollen, rutschen in die Tiefe, zuweilen stelzen sie, sich auf den Kopf stellend, ihre hohen Treppen mit sehr wunderlichen Bewegungen herab. In der Zeit, wo diese Arbeit geschieht, bilden diese Baumstürze eines der gewöhnlichsten und unterhaltendsten Schauspiele für den Alpenbesucher. Da man fast nirgends künstliche und geebnete Rutschbahnen für das Holz hergestellt hat, so werden die Bäume bei ihrem Fall von Felsen zu Felsen geschleudert und unterwegs vielfach beschädigt und zersplittert. Man erkennt das in den Hochalpen gefällte Holz überall an den zerschellten und zerquetschten Köpfen und Spizen der Bäume. Hier und da geht wohl ein Achtel des Holzes unterwegs in Trümmern und Splintern auf. Statt ganzer Bäume kommen unten zuweilen nur Holzbruchstücke und vielfach zerrissene Blöcke und große Späne an. Manchmal stehen die Wälder auf hohen Gipfeln oder Plateaus, die rund nach dem Flußthale zu von schroffen hohen Felswänden umstellt sind. Die Bäume, welche man an ihnen herunterwerfen wollte, würden dann unterwegs sämmtlich völlig zerschliffen und zerstört werden. Da hat man sich denn oft mit den verschiedenartigsten Vorrichtungen geholfen. Zuweilen wenn die Wälder oben bedeutend genug waren, hat man künstliche Rutschbahnen hinauf gebaut. Meistens hat man nur lange Seile aus dem Thale zu den Höhen hinauf gespannt, an denen dann das Holz hinabgelassen wird. An solchen Seilen steht man dann oft die großen Baumstämme über Abgründe und Thäler hinweg durch die Luft sich hinabschwingen. Auf den Neben-

flüssen, auf der Aar, der Reuß, der Linth, wird jenes Franzosenholz bis in den Rhein geschafft, geht auf ihm bis nach Basel oder ins Elsaß und wird dann auf dem Doubs-Canal ins Innere von Frankreich weiter gefördert.

Das Schloß von Reichenau war im Besitze verschiedener Familien. Im Jahr 1792 kaufte es ein Herr von Tschärner, der dann die durch einen ihrer Lehrer, Louis Philipp, den König der Franzosen, so berühmt gewordene Erziehungsanstalt hierher verlegte. Seit 1819 gehört es einem Herrn von Planta, der die beiden Zimmer, in welchen Louis Philipp hier 8 Monate wohnte, zum Andenken in dem Zustande conservirt, in welchem sie dieser berühmte Prinz zurückließ. Ein lateinischer Spruch über der Thür der Zimmer preist das stille, dem Studium der mathematischen Wissenschaften gewidmete Leben, das Louis Philipp hier führte. Ueber den Streitpunct, ob er hier wirklich Unterricht gegeben habe oder nicht, scheinen zweierlei Ansichten zu bestehen. Einige, die es sehr romantisch finden, daß ein später mächtiger Herrscher auch einmal sein Brod durch Unterricht verdienen mußte, haben es sich in den Kopf gesetzt, Louis Philipp sei hier förmlich als Lehrer an dem Institut angestellt und dafür besoldet gewesen. Manche haben sich sogar damit gerühmt, von ihm Unterricht empfangen zu haben. Es ist indeß gewiß, daß Louis Philipp damals noch aus verschiedenen Quellen Geld genug bezog, um sich davon nähren und kleiden zu können. Er hielt sich in Reichenau nur auf, um dort geschützt, versteckt und unter der Maske eines Lehrers unerkannt zu bleiben. Sein Charakter war nur dem Besizer des Schloffes und dem Studiendirector bekannt. — Andere aber, welche es für unschicklich halten, einen mächtigen König an die Zeit seiner Erniedrigung zu erinnern, und welche nicht zugeben wollen, daß ein solcher einmal Lehrer gewesen sei, leugnen überhaupt, daß

Louis Philipp hier je Unterricht gegeben habe. Er habe hier bloß, sagen sie, als Gast und vornehmer unbekannter Flüchtling auf dem Schlosse gelebt, habe gelesen, sich auf seinem Zimmer beschäftigt, sei spazieren gegangen und geritten, habe zuweilen das Kaffeehaus in Chur besucht, habe dort auch bei einem solchen Kaffeehausbesuch einmal aus den Zeitungen den Tod seines Vaters erfahren und sei häufig auf der Jagd gewesen. Sie zeigten mir auch noch den alten Gärtner, der ihn auf diesen Jagden begleitet habe. — Louis Philipp selbst scheint sich dieser letzteren Ansicht mehr anzuschließen. In seinen Briefen an die Besitzer des Chateau und Colleague von Reichenau hat er nur seines dortigen Aufenthalts, seiner daselbst gefundenen gastfreundlichen Aufnahme, aber nie seiner Anstellung als Lehrer oder auch nur seiner dort gegebenen Unterrichtsstunden erwähnt. — Einige endlich scheinen gewissermaßen eine Mittel- oder Zwischenansicht angenommen zu haben und behaupten, Louis Philipp habe nie wie die übrigen Lehrer in Reichenau Classen-Unterricht gegeben; es sei aber wohl möglich, daß einzelne befreundete Eleven zu ihm ausß Zimmer gegangen seien und dann dort mit ihm lehrreiche Gespräche gepflogen hätten, die man für Unterrichtsstunden ausgegeben habe. Um sein Incognito zu wahren, habe man nur vorgegeben, er sei ein junger Mensch, der eine Anstellung als Lehrer suche, und der vielleicht bei der nächsten Vacanz eintreten würde. — Als König hat er noch einige Male an den Besitzer von Reichenau geschrieben, diesen, wie seinen Sohn in Paris gastfreundlich aufgenommen und endlich zum Andenken zweimal sein Portrait hierher geschickt, einmal im Costüm des vorigen Jahrhunderts, mit dem jugendlichen und blühenden Aeußeren, mit welchem er in Reichenau ankam, und einmal in seinem Costüm und mit seiner Physiognomie als Greis und als König von Frankreich. Wäre

er ein wahrer Philosoph, so ließe er sich nun als Entthronter, Verbannter, als einsiedlerisch lebender und bei Seite geschobener Greis noch einmal malen und schickte auch dieses Portrait hierher nach Reichenau, um dort ein Monument von dem bunten Schicksal, das ein Mensch erduldet, zu vollenden.

9. Zum Splügen.

Die Vorbereitungen zum Alpenübergange, welche die alten deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen in Chur, ihrem letzten Raft- und Ruhepunkte, getroffen haben, mögen wohl so ziemlich den von Livius beschriebenen Rüstungen des Hannibal bei seinem Zuge aus Gallien nach Italien geglichen haben, und ihre und ihrer Begleiter Leiden, Reiseplagen und Abenteuer mögen unzählig gewesen sein. Der Anblick des großen Felsklumpens und Berg-Labyrinths, das zwischen diesen Thälern und den lombardischen Ebenen liegt, lehrt dieß noch heutiges Tages.

Selbst noch vor 30 Jahren war dieser Uebergang, mochte man nun den Paß des Splügen, oder den des Julier, oder den des Septimer, oder den des Bernardino — Pässe, von denen auch unsere Kaiser bald diesen, bald jenen vorzogen, — wählen, mit Umständlichkeiten genugsam verbunden. Es gab damals hier kaum eine andere sichere Reisegelegenheit als die mit dem sogenannten „Mailänder Boten“. Dieser Mailänder Bote ging alle 8 Tage ein Mal über den Splügen, und alle nach Italien Reisenden pflegten sich ihm anzuschließen. Die Fuhrleute und Maulthierbesitzer von Chur mußten der Reihe nach jedes Mal so viel Saumthiere stellen, als sich Reisende gemeldet hatten. Diese versammelten sich dann an einem bestimmten Plage.

Herren und Damen stiegen auf. Packpferde, mit Proviant und Reiseeffecten beladen, begleiteten sie; der „Mailänder Bote“ mit seinen des Vergweges kundigen Adjutanten stellte sich an die Spitze, und so zog die Karavane das Rheinthal hinauf, machte mancherlei Rasttage und Ruhestunden und kam nach 4 oder 5 Mal 24 Stunden in Mailand an, wo dann zum Rückübergange nach Deutschland sich wieder eine ähnliche Karavane zusammenfand.

Jetzt sind nun diese Römerzüge für uns viel leichter geworden. Durch die Bemühungen der Bündener und Oesterreicher, durch die Beihilfe der Piemontesen und Tessiner ist durch jenes Felsen- und Klüfte=Labyrinth nun ein schmaler Bodenstreifen von 30 oder 40 Fuß Breite ausgeebnet. Alle Felsentöpfe auf der Länge dieses Streifens sind weggemeißelt, alle entgegenstehenden Wände durchgesprengt, alle Abhänge horizontal ausgegraben, alle Schluchten bis zum Rande gefüllt oder überbrückt, und auf dieser schönen Straße rollt man ohne Sorgen durch jenes Labyrinth hindurch, wie an dem Faden der Ariadne.

Das Hauptthal des Rheins, das sich nach Westen noch tiefer in das Innere der Gebirge hinein wendet, verläßt den Weg bei Reichenau und schlängelt sich längs des Vorderrheins hinauf. Die Thäler oder Thalabschnitte, welche man bis zum Splügen hier durchreißt, sind: das Domleschg-, das Schams- und das Rheinwald=Thal. Es sind dieß verschiedene Thalbecken, die durch wilde Stufen von einander geschieden sind, und in welche man, aus dem einen ins andere, durch enge wilde Thorwege gelangt. Die letzteren entstehen da, wo die Seitenäste dem Gebirgsstock näher treten und die Thäler zusammenschnüren. — Jedes dieser drei Thalbecken steht in einer anderen Höhe, das nächstfolgende immer fast um 1000 Fuß höher als das vorhergehende. Bei Reichenau ist der Rhein 1800 Fuß hoch, bei

Splügen aber in der Mitte des Rheinwald = Thales 4600 Fuß. Jedes der genannten Becken hat daher seinen besonderen Charakter, seine besondere Vegetation und sein besonderes Klima. — Das anmuthigste ist das unterste, das viel =, frucht = und dörfersreiche Domleschg.

Auf der westlichen Seite dieses Thales liegt ein Berg, der Heinzenberg, den ein großer Kenner der Alpen, der Erzherzog Johann, für den schönsten Berg in den Alpen erklärt haben soll. Vielleicht nennen ihn daher die Romanen auch schlechtweg nur: „la Montagna“ (den Berg). Sein Rücken und seine Gipfel zeigen höchst malerisch gruppirte Formen und Linien. An der Seite an seinen grasreichen Gehängen und auf seinen grünen Plateaus liegt eine Reihe wohlhabender Dörfer, und unter ihnen in der Tiefe im Boden des Thales schäumt und sprudelt der helle Rhein. An seinen Ufern, auf den Felsenhäuptern, deren Fuß er bespült, auf den Köpfen und in den versteckten Winkeln der Nebenthäler und Gebirgseinschnitte, überall sieht man die höchst malerischen Ruinen alter Bergschlösser, mit denen die Thäler keines schweizer Landes so reichlich geziert sind als diese rhätischen. Man rechnet, daß noch jetzt in Graubünden nahe an 200 alte Burgen, zum Theil noch bewohnt, größtentheils aber zerfallen, existiren. In einem Werke über Graubünden finde ich die Beschreibung und Geschichte von 166 dieser Burgen gegeben. Kein Theil der Schweiz hat irgend etwas Aehnliches aufzuweisen, weil kein Theil der Schweiz von so vielen kleinen Dynasten und Schloßherren so lange geplagt und beherrscht wurde wie Graubünden.

Diese zahlreichen Mitterburgen, Festen und Thürme sind ohne Zweifel die merkwürdigsten Alterthümer des Landes Rhätien. Die fast ununterbrochenen Ketten und Kränze, welche sie bilden, schlingen sich durch das ganze Gewebe der bünden =

schen Thäler hinauf bis in die einsamsten Hochgegenden, bis in die Nähe der mit Schnee und Eis bedeckten Gebirgspässe, wo ihre letzten Gränz=Wachtposten stehen, und wo noch jetzt ihre Ruinen der Vernichtung entgegenwittern. Wie Leichensteine mahnen sie an eine Vorzeit, die mit der Eigenthümlichkeit ihrer Sitten, mit dem Glanze ritterlicher Geschlechter, mit ihren ruhmvollen gewaltsamen Thaten längst entschwunden ist. „Die kraftvollen Männer, welche einst zu Prunk, Abwehr und Angriff diese Burgen und Thürme erbauten, ahnten nicht, daß schon etliche Jahrhunderte später die weitgepriesenen Namen ihrer glänzenden Geschlechter zum Theil so gänzlich verhallt sein würden, daß die Geschichte von ihnen und ihren Besten nicht einmal mehr den Namen wüßte.“

Die Sage knüpfte die Entstehungsgeschichte vieler bündener Burgen an die Namen der etruskischen Volkshäupter, deren Wiege einst im alten Latium und Campanien gestanden haben soll. Einige von ihnen wurden zur Römerzeit, andere in verschiedenen Perioden des Mittelalters gegründet, theilweise später umgestaltet und mehre Male aus ihrem Schutte neu aufgeführt. Man unterscheidet nicht nur noch jetzt in ihrer Bauart diese Perioden, sondern man entnimmt daraus auch, ob sie von ursprünglich rhäto=romanischen oder von deutschen Geschlechtern herrühren, denn beide, deutsche und romanische Familien, richteten sich ihre Schlösser auf verschiedene Weise her.

Die Völkerverwanderung verlieh dem rhätischen Gebirgslande wegen seiner Gränzlage als Vormauer und Thormächter Italiens, wie als südliche Schwelle des fränkisch=deutschen Reichs eine solche militärische Wichtigkeit, daß nicht nur inländische, sondern auch fremde Dienstmannen der Könige sich daselbst ansiedelten. Die Wichtigkeit der rhätischen Bergpässe in den Kriegen merovingischer und carolingischer Fürsten wider die Lombarden, später

dann die Heerzüge deutscher Könige nach Italien, der alte Un-
abhängigkeitsfinn und Troß edler Geschlechter, die zahlreiche
Ansiedelung fränkischen und schwäbischen Adels, der zu Zeiten
lebhafter Handelsverkehr zwischen den italienischen und deutschen
Städten, die Feudalherrschaft über zerstückelte, oft sehr ent-
legene Thalgegenden, alle diese Verhältnisse und Zeiterschei-
nungen wurden, jedes in seiner Periode, zu Veranlassungen, die
große Menge von Burgen, Ritterhorsten, Thalschlüsseln, Wart-
thürmen, Zwinghöfen, Herrensitzen, Schirmburgen, Aßlen,
Zufluchtsörtern und Landwehren zu bauen, welche von jedem
günstigen Felsen und Bergabhänge herab die Niederungen schütz-
ten oder bedrohten, und mit welchen wir zu unserer Verwunder-
ung noch heutiges Tages selbst die höchsten Wohngegenden und die
einsamsten und entlegensten Thalschluchten hieselbst gefüllt sehen.

Auch in ihrem Verfall sind diese höchst malerischen Ruinen
für den Geschichtsforscher und Reisenden noch immer sehr merk-
würdig und anziehend. Einige sind fast spurlos verschwunden,
bei anderen deuten noch einzelne Trümmer, ein Thurm, eine
Halle, ein zerbrochenes und mit Ephen geschmücktes Thor den
Fleck an, wo einst froher Lebensgenuß und Gossahrt ihr Wesen
trieben, und wo jetzt um die Trümmer berühmter Edelsitze
melancholische Ruhe und Grabesstille walten. — An diese
Ruinen knüpft die Geschichte manchen historischen Faden an.
Der Wanderer bewundert die romantische Denksäule der längst
entschwundenen, so ganz anders gestalteten Vorzeit, und die
Volksphantasie träumt überall von Schätzen, welche im Umkreis
des Gemäuers der neidische Burggeist als Geschenk für ein aus-
erwähltes Glückskind bewache. — Mit ganz anderen Gefühlen
blickt der freie Bewohner des Landes zu diesen Resten auf.
Meist der Geschichte unkundig sieht er sie nur als Kettenhäuser
und Zwingburgen der Vorzeit an, als die Horste schuldbelasteter

Begelagerer, gewalthätiger Zwingherren und ritterlicher Missethäter, „Schnapphähne“, „Heckenfischer“, „Staudenreiter“, vor deren Raubluft und Fehdesucht einst weder Volk noch Kirche sich des Rechts und Besizes habe erfreuen können, obwohl manche Feste der Sitz edeldenkender Herren war, welche in Tagen der Bedrängniß wie des Sieges als Führer und Väter des Volks walteten. Mancher Edle, so dem Volke nahe stand, baute sich im Umkreis seiner Landsleute ein schützendes Asyl, wohin auch der Landmann im Kriege und Ueberfall sich und seine Habe flüchtete. Mehre wurden zum Schirm der zerstückelten Besitzungen und deshalb in der Nähe eines Dorfes, selbst in dessen Mitte erbaut. Auch die Bischöfe kauften und bauten solche Burgen zum Schutz ihres Volks. Andere waren dazu bestimmt, die Straße, den Verkehr und die Waarenzüge zu schirmen.

Es gab eine Zeit, wo auf allen Turnieren in Süddeutschland und bei allen Kriegsunternehmungen deutscher Kaiser auch rhätische Ritter glänzten. Als Kriegshelden, im geistlichen Hirtenamt sowie in Staatsgeschäften, haben viele in Italien sowohl als im deutschen Reiche sich Ruhm und hohe Stellung erworben. Einige dieser Geschlechter blühen noch jetzt in ihren heimatlichen Thälern, wohnen noch heutiges Tages auf den Burgen ihrer Väter. Viele sind ausgewandert, sind in Deutschland groß geworden und achten kaum mehr der zerfallenen Burgtrümmer, welche der Stammsitz ihrer Vorfahren waren *).

Das Hinter-Rheinthal oder das sogenannte „Domleschg“ scheint die wahre Wiege des rhätischen Volksstammes, die Ge-

*) Diese Bemerkungen und Betrachtungen über die so zahlreichen und interessanten Schlösser des rhätischen Hochlandes habe ich größtentheils aus dem trefflichen Werke des Herrn von Tschärner und Röder über Graubünden zusammengestellt.

gend, in welcher sich die auswandernden Etrurier zu allererst festsetzten und von wo aus sie sich dann in den anderen rhätischen Alpensthälern verbreiteten, gewesen zu sein. Der romanische Name des Thales „Domleschg,“ d. h. Domestica, „Vallis Domestica“ (das Heimathsthal) deutet darauf hin. Und eben in diesem Thale begegnen dem Reisenden gerade die meisten derjenigen Namen, welche auf eine so auffallende und merkwürdige Weise mit alten etrurischen Namen correspondiren, so wie auch Wohnorte und Burgen, welche die Sage vorzugsweise mit jener Auswanderung in Verbindung bringt. Da ist gleich vornan im Eingangsthore des Thales die alte Burg „Rházuns,“ d. h. „Rhaetia ima“ (Unter-Rhätien), deren Erbauer der erste Führer und Held des Volkes, Rhätius, der Hercules oder Odin dieser Weltgegend, gewesen sein soll, dann weiterhin gleich hinter jenem Eingange eine zweite Burg „Rhealt“, d. i. Rhaetia alta, und darauf am Ende des Domleschg bei Luß die malerische Burg „Hohen-Rhätien.“ Man ist hier also in dem Herzpunkte des Landes Rhätien, wie man bei dem alten Meran im Etzsthale in Tyrol im Herzpunkte des Landes Tyrol sich befindet, wo auch noch die alte Burg „Teriolis“ ins Thal hinabschaut, die dem ganzen Lande ihren Namen gab.

Hier in der Mitte zwischen diesen Burgen im rhätischen „Heimathsthal“ liegt auch der uralte Hauptort „Luß“ dessen Name so auffallend an das „Tuscia“ erinnert. Hier ist das eigentliche Umland der „Grauen,“ „Greisen“ oder „Grisonen“ (französisch: Grisons, italienisch: Grigioni), wie die alten Rhätier, die eigentlichen ersten Nachkommen des tuscischen Rhätius, von den Einwohnern des jüngeren Rhätien, das sie sich später eroberten, genannt wurden. Hier haben diese „Grauen“, diese ersten Urnachkommen der Tuscier, wie Johannes von Müller sagt, nicht nur ein zweites Tuscia, sondern auch ein anderes

Ardea (Ardez), ein neues Faliſci (Bläſch), ein neues Ravinium (Ravin) gegründet*).

Fügt man nun zu dieſen wundervollen Klängen aus ferner und fernſter Urzeit, deren Echo in dieſen Thälern aus allen Winkeln das Ohr des Reiſenden trifft, noch die außerordentliche Naturumgebung, in die er eintritt, und die um ſo ergreifender wird, je höher man empordringt, ſo kann man ſich denken, unter welchen Gefühlen der gebildete Wanderer aus dem Vorder-Rheinthale ins Domleſchg und aus dem Domleſchg ins Schams und aus dem Schams ins Rheinwald hinaufſteigt.

Da, wo das Domleſchger Thal durch die mit ihren Stirnen zuſammenstoßenden Ausläufer des Muttner Hornes und des Biz Beverin abgeſchloſſen wird, liegt Lufis. Wir fanden dieſen kleinen uralten Ort nur ſo eben erſt wieder aus der Aſche, wie einen Phönix, neu erſtanden. Eine Feuersbrunſt hatte ihn vor Kurzem vernichtet, und alle Häuſer und Straßen waren neu. Gott weiß, wie oft ihm dieß ſeit der Auswanderung aus Etru-rien ſchon geſchehen iſt, und wie oft er in Zukunft wohl dieß Schickſal noch erdulden wird. Er ſcheint ſchon wieder ganz darauf geſaßt. Denn bei den neuen Wohnungen war mehr Holz als Steine verwendet.

*) Man hat auch in anderen Theilen des rhätischen Landes Ortsnamen aufgeſunden, welche mit den Namen von Orten oder Volksſtämmen in Mittelitalien correſpondiren. So will man in den graubündiſchen Dorfnamen: Fettan, Gernez, Randers, Eins, Schuls, die Namen der umbrischen Völker, welche Plinius aufführt, wiedererkennen, die der Vettones, Cernetani, Oenotrii, Sentinates, Suillates. Auch den Namen „Umbria“ ſelbſt hat man in einer Gegend Rhätiens wiedergeſunden. Andere graubündener Namen erinnern an die Römer, z. B. der des „Val Druschauna“ (Vallis Drusiana, d. i. Thal des Drufus).

Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein — vielleicht haben unterirdische Feuerkräfte ihm dabei vorgearbeitet und geholfen — in einer gewaltigen Spalte durchsägt. Diese Spalte ist fast eine Meile lang. Nur gewandte Fußgänger konnten ehemals in ihr neben dem Rheine fortkommen. Und der Hauptstraßenzug führte, das Rheinthal verlassend, hier über die Höhen am Biz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel von Schams hinauf. Alle Waarenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, alle unsere deutschen Kaiser mit ihren Mittern auf ihren Römerfahrten mußten sich hier bei Fuß an den schroffen Bergwänden erheben, um über den riesenhaften Felsenriegel hinweg zu den oberen Thälern zu gelangen. Sie nannten dieß „den guten Weg.“ An den Bergen hinauf blickend erkannten wir noch Parteen und Spuren von dieser uralten ehrwürdigen Straße. Den Gemäzägersteig aber unten im Thale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten sie „den schlechten Weg“ (Via mala) und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch.“

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, zunächst das steile Ansteigen, das nur durch sehr lange Zickzackwege sich hätte vermeiden lassen, dann im Winter die dort sich anhäufenden Schneemassen. Allmählig ließ sich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholte Versuche angestellt, einzelne Theile des Thalbodens wegbar zu machen. Unser Jahrhundert endlich brach auch hier mit einer wundervollen Straße durch, die, so gut sie ist, doch noch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen „Via mala“ beibehielt.

Der Rheinstrom selbst hat sich zuweilen so tief in die Felsen

hinabgegraben, und dabei ist er stellenweise zwischen so steile und engzusammenstehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verschwindet. Es ist daher unmöglich gewesen, mit der Straße eben so weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selber. Und eigentlich schlängelt sie sich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spalts hin, bald auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses sich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in dessen versteckten Tiefen der Rhein braust, hinüberlegend, bald durch Felsenriegel sich Thore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorsprünge und Absätze frei hinaustretend, bald auf künstlichen Mauergerölben am Abhange schwebend. Der grüne Rhein ist unten 300 bis 400 Fuß tief auf dem Boden der Spalte versteckt. Zuweilen sieht man frei bis auf seine schäumende Oberfläche hinab. Zuweilen kann man selbst, auf den Brücken stehend, zwischen allen den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her in einander verzahnen oder verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an 2 Stunden zwischen den wundervollsten Scenen, die weder ein Autor beschreiben, noch ein Maler darstellen kann, aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert, und ein flacher Thalboden sich herbeiläßt, auf dem man dann bequemlich hineinrollt in das weidenreiche Schamser Thal durch die Dörfer Jillis, Andeer und andere. Die alten Kaiser und Ritter blieben aber immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße“, und durchzogen die Reihe der oberen Schamser Dörfer Lohn, Matton und Donat, da sie einmal oben waren und es nun zu un bequem fanden, erst wieder ins Thal hinabzusteigen, mit dem ihr Weg sie allmählig ganz von selbst wieder zusammenführte in dem wilden Paß der Kossen oder „la Rolla.“

Diese Mosla, durch die man aus dem Schams ins Rheinwaldthal hinaufgeht, ist etwas Aehnliches wie die Via mala zwischen dem Domleschg und dem Schams, — ein Gebirgsriegel-Durchbruch von einer Thalsstufe zur anderen.

Der Rhein setzt zuweilen in schönen Cascaden, zuweilen in tiefen Klüften schäumend, zuweilen ungesehen, aber überall gehört, hindurch! Es tempeln sich hier Massen auf Massen. Die Wildniß ist unsäglich. Was die Natur nur Schreckliches oder Erhabenes in Felsenformen und Felsenfragen hervorbringen kann, das hat sie hier in hundert und aber hundert Scenen dargestellt. Wie auf einer Blumenwiese unerschöpflich im Anmuthigen und Nützlichen, so scheint sie hier unerschöpflich sein zu wollen im Wilden und Unnügen. Blickt man in die Tiefe, so steigen hier schaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, so überbietet ein kahler Felsenkopf den anderen, eine öde Wand hängt über der anderen. Manche dieser Wände sind auf weite Strecken hin mit zerstörten Wäldern bedeckt. Sei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt thun. Ja, keiner giebt sich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu sammeln. Modernste Baumstämme, chaotisch durcheinander geworfen, hängen oft stundenweit an allen Abhängen übereinander. — Selbst die Muse eines Byron ist solchen wilden Scenen nicht gewachsen. Ich blickte unterwegs in seinen Manfred, dessen Theater ebenfalls zwischen solchen Bergen liegt, und in dessen poetischen Ergüssen der Dichter zuweilen sehr wild wird. Aber hier vis à vis der Natur selber kam mir Alles was er sagte, äußerst zahm vor. Auch die Alpenscenen, die Lamartine in seinem Jocelyn ausgemalt hat, findet man nur entzückend, wenn man eben nicht in den Alpen selber weilt. Die

Natur ist mächtig in Erzeugung solcher mannigfaltiger Scenen, und auch unsere Seele ist zu mächtig und zu empfänglich in der Aufnahme aller der verschiedenartigen Sensationen, welche solche Scenen in uns erregen, als daß unsere Rede dieß Alles wiederzugeben im Stande sein sollte. — Manche Schriftsteller, die die Ohnmacht ihrer Feder hier besonders tief empfanden, sind daher auch in den Alpen ungeduldig geworden und haben angefangen, auf sie zu schelten, weil sie sie nicht zu preisen verstanden. Unter anderen hat dieß zum Beispiel Chateaubriand gethan, der überall da, wo er auf die Alpen zu reden kommt, ein saures Gesicht macht und nicht genug die Schwärmerei Rousseau's für Alpenscenen bekritleln und bespötteln kann. Vielleicht ist ihm das Alpenklettern zu beschwerlich gefallen.

Zuletzt kommt man noch durch ein Felsenthor, „Sasaplana“ genannt, und schreitet dann endlich wieder in einem oberen Thale fort, dem alten Thale „der Freien am Rhyn.“ So nannten sich die deutschen Bewohner dieses alleräußersten Rheinthalcs, des sogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletscher hinauf, und ihr Hauptort ist Splügen. Sie sollen von einer uralten Colonie von Deutschen herkommen, welche ein deutscher Kaiser, man sagt, Friedrich der Rothbart, hier am Splügen — als treue Wächter des Passes ansiedelte. Diese Deutschen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Suvers, Splügen, Wiedels, Hinterrhein u. ein kleines Staatswesen für sich und sind rundherum durch romanische Thäler von den übrigen Deutschen gesondert und isolirt. Sie kommen aber als „die Freien am Rhyn“ schon sehr früh in der graubündenschen Geschichte vor und werden auch mit unter denen genannt, welche die ersten Bündnisse „der Grauen“ mit beschworen, Bündnisse, die so lange dauern sollten, „so lange als Grund und Gratsstehen.“

Wenn man mich mit verbundenen Augen ins Rheinwald brächte, ohne mir zu sagen, wo ich wäre, so würde ich doch nachher sofort erkennen, daß ich mich 3000 bis 4000 Fuß über dem Meere in einem jener kleinen Hochfessel befände, die sich längs den Seiten eines Passes hinziehen, entweder im Rheinwald, oder im Urseren-Thale, oder im Thale von Airolo, oder in dem von Simpeln (Simplon), oder in dem von Worms. Denn diese hohen Passagethäler sehen sich alle gleich, wie Zwillinge. — Ihre kahlen Gründe, ihre spärlichen Tannen, ihre grauen hölzernen Dörfer, ihre öden Berggehänge und starren Gipfel, ihr kleines mit Waaren und Reisenden Nacht und Tag gefülltes Hauptdorf, dieß ist überall dasselbe.

„Splügen“ oder „Speluga“ soll seinen Namen von dem lateinischen „Specula“ (Wachtthurm) haben. Manche deuten dieß auf einen dicken alten Thurm, der noch auf der Höhe des Passes steht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpen-Gemäuer, aus der Lombardenzeit herkommen soll, den aber Andere für ein Römerwerk halten. Auch im Thale selbst, nahe beim Dorfe Splügen liegen Ueberreste eines alten Schlosses, welches nun die letzte Mitterburg in dem ganzen an Ritterburgen so reichen Rheinthale ist. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weit westwärts erblickt man die Höhen des Abula, den Biz Val Rhein und das Moschelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauschen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit sich hinstreckenden Thal- und Landschaften des großen Stroms hingleiten, gedachte aller der schönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er bespült, und war froh, daß ich einst auch das andere Ende dieses Stromes gesehen hatte in Holland, wo er sich in den Dünen verliert. Von dieser eisigen Gletscherurne im Rheinwald

bis zu der hölzernen Schleuse innerhalb der holländischen Dünen, welche lange Perlenkette von Städten, welche schöne Kette anmuthiger Landschaften! Welche Contraste der Natur, die batavischen Marschen und die rhätischen Alpen!

Das Zurüsten zu dem bevorstehenden Alpenübergange, das Abschirren der ankommenden, das Anschirren der abgehenden Packpferde, die Beförderung der Posten und Dilligencen, das Schreien der Fuhrleute und Postillone, die Abfütterung der erfrorenen Passagiere, das Hin- und Herzerren des kleinen Häufleins von Waarenballen, das Alles nimmt in einem solchen kleinen Alpen-Handels- und Passageorte, wie es Splügen ist, gar kein Ende, und diese lebhaftes Wirthschaft eines solchen Hochalpen-Hafens bildet einen merkwürdigen Contrast zu der ernststen und wilden Natur des Thales. Nacht und Tag, Sommer und Winter, Jahr aus, Jahr ein geht es hier so fort.

Graubündener Offiziere in neapolitanischen Diensten mit langen Bärten und martialischen Gesichtern, die auf Urlaub für einige Zeit in ihr Vaterland zurückkehren, Capuziner, die zu Fuß aus einem Alpenthale ins andere wandern, Speculanten, denen die Reis- und Maisfäcke, welche aus der gesegneten Lombardei herüberkommen, am Herzen liegen, romanische Fuhrleute, die als Mitglieder der alten eigensinnigen privilegierten bündenschen „Porter“ (Fuhrleutegeellschaften) ein scharfes Auge darauf haben, daß Niemand ihnen in ihr Handwerk pfusche und keine Waarenballen durch andere als ihre bevorrechteten Hände spedirt werden, italienische Viehhändler, die mit den deutschen Heerbesitzern schwärzen und hantieren, Straßenarbeiter aus dem Schams, Domleschg oder Rheinwalde, die man auf Bündnerisch „Rutner“ oder „Ruter“ (das Wort, sagt man, käme vom lateinischen rumpo,

rupi, ruptum, rumpero, brechen, einen Weg ausbrechen) nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen (besonders haben sie deutsche Spott- und Fluchwörter aufgenommen, z. B. „quest Umaun (Mensch) è un Esol, un verfluchter,“ oder „egli è un simpler Tagelöhner!“ — solche Elemente ungefähr bilden die Gesellschaft, unter der man sich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheines befindet, und unter der auch wir uns hier herbewegten.

In lang sich streckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochaufgethürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählig vom Dorf Splügen aus auf die Höhe des berühmten Passes selber. — Alle die Berge, Hänge und Einschnitte und auch die Gipfel, die man hier sieht können zu weiter nichts benutzt werden als hie und da zu Weide für Schafe. — Fast überall sind es hier die berühmten bergamascher Schafhirten (Leute aus der lombardischen Provinz Bergamo), welche den Bündenern die Weide abgepachtet haben. — Seit uralten Zeiten kommen diese Bergamasken mit ihren Heerden, — sie haben sehr große Schafe mit langer, grober Wolle, mit denen sie im Frühling alle die nach Graubünden führenden Thäler, das Misox, das Vergell, das Puschlaw u. s. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündnerischen Schafweiden längs der rhätischen Alpenkette im Rheinwald, im Oberland, im Egadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden oder, wie es heißt, ihre Thiere da „sömniern“ zu lassen. Sie pachten dazu den an sonstigen Alpenwiesen reichen Rhätiern die schlechtesten und dürftigsten Grasstriche ab, und die Graubündener selbst versichern, „daß diese Bergamasken die Schafzucht, Schafkäsebereitung und Molkenwirthschaft mit einer Industrie und Sparsamkeit betrie-

ben, wie sie die einheimischen Sennen selten in Anwendung bringen.“

Der höchste Rücken des Passes befindet sich etwa 6300 Fuß über dem Meere. Noch jetzt lagen hier überall große Schneehaufen, und stellenweise fuhren wir noch lange Strecken zwischen zwei Schneemauern von 20 Fuß Höhe hin. Der Weg war dazwischen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß sie im vorigen Jahre beim Weggraben des Schnees erstarrte Fische darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert hätten, und die nachher im Wasser erwacht wären und sich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italienische Gränze geht mitten über den Rücken der Passhöhe hin, und wir erreichten bald die österreichische Dogana, wo in dem hier ewigen Schmutz und Schnee eine zahllose Menge von Last- und Personenwagen, von Rinderheerden und Passagieren versammelt war. — Der österreichische Adler hielt damals noch ruhig und scheinbar kräftig seine Flügel über diesen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er sie so bald schon einziehen sollte. Da ich in früheren Jahren schon von einem Duzend ganz verschiedener Seiten in diese große Monarchie eingedrungen war, so gedachte ich, während die italienischen Beamten über unseren Pässen studirten, aller der zahlreichen Gränzstationen, welche diese gewaltige Monarchie weit und breit in der mitteleuropäischen Welt errichtet hat, und aller der so mannigfaltigen Landschaften und Völker, deren Geschicke mit dem dieses großen europäischen Staatswesens verknüpft sind. — Wenn man so ein Jahr lang, wie ich es gethan, in einem solchen Bündel kleiner Winkelstaaten gesteckt hat, wo jede Nation immer gleich mit dem Thale zu Ende ist, und wo immer gleich hinter jedem Berge eine neue Welt beginnt, so athmet man ordentlich auf und macht große Augen, wenn man

wieder einmal die Gränze eines so großen Staates betritt, wie Oesterreich es ist, und wenn man die Phantasie so weit schweifen lassen kann, wie hier von der „Dogana del Splügen“ bis an die türkische Gränze, bis in das böhmische Erzgebirge, bis zu den polnischen Sümpfen und bis zu den russischen Steppen. Ueberall, weit und breit herrscht da derselbe Wille und dasselbe Gesetz. Da bewegt sich der Verkehr in weiten Kreisen, da ertönen, rauschen und brausen die Stimmen der Völker des halben Welttheils. Man glaubt aus der Mitte der Berge an das Ufer eines weitgedehnten Meeres zu treten. — Ich dachte damals noch nicht, daß dieses mächtige Kaiserreich schon so bald eine so entschiedene Tendenz offenbaren sollte, sich wie die Schweiz in Ländchen, Diminutivstaaten und Cantone zu zersplittern.

10. Chiavenna.

Der Abfall der Alpen ist bekanntlich im Ganzen auf der südlichen Seite schroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche sich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausstrecken, sind länger, die nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches im Norden sich längs ihres Fußes hin erstreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Valern ist fast um 1000 Fuß höher als die ebene Lombardei, die sich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seen auf der Südseite, der Comersee, der Lago-Maggiore, der Gardasee, sie haben alle ein Niveau, das 600 bis 800 Fuß niedriger liegt als die Niveaus der Schweizer-Seen, des Genfer, des Züricher, des Bodensees u. — Alle Thäler, welche aus dem Süden zu

den Alpenhöhen führen, steigen rascher empor als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpässe und Einsattelungen haben auf der Nordseite einen langgedehnten Rücken, auf der Südseite einen rascheren und kürzeren Abhang. Beim Splügen z. B. ist man bei Campo Dolcino auf der Südseite schon 3000 Fuß gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordseite eben so weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 1700 Fuß zu steigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Pässe hat man schon eine Tiefe von nur 1030 Fuß über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodensee so tief herabgekommen ist.

Auf der Südseite sind daher auch meistens die Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entsetzlicher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und die Wunder, welche der chausséebauende Ingenieur vor unseren Augen entfaltet, größer.

Das italienische Thal, in das man hier zunächst hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobs = Thal). Wie hier sofort die ganze Natur ein anderes Ansehen erhält! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab. Nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüsschens Maira hin. Diese verhältnißmäßige außerordentliche Waldlosigkeit, der man überall, so wie man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Theil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich zum Theil aber auch aus dem Laufe der Flüsse. Holz, als eine schwerfällige Waare, bedarf zu seinem Transporte nothwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der

Südseite der Alpen liegt das alte Culturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, so weit fraß es die Alpenwälder weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichtum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsbrücken hinübertransportiren ließen. — Jenseits der Alpen im Norden lag das waldbreiche Deutschland, das noch nicht nöthig hatte, in dem Grade, wie Italien, die Wälder auszuheuten. — Aus diesem Umstande, sage ich, erklärt sich zum Theil das Phänomen, daß die waldbigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der südlichen Thäler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark miteinander contrastiren.

Die Hinabfahrt in das Thal St. Giacomo bietet eine Fortsetzung der bewunderungswürdigen Straßenbau-Constructionen, deren lange Reihe bei der Via mala im Domleschg beginnt und sich bis Chiavenna fortsetzt. — Es ist ein größeres Werk von einem gewissen Ingenieur Baumgartner „über die neuesten Kunststraßen der Alpen“ erschienen. Dieß ist eines der interessantesten Themas, das sich ein Schriftsteller zu bearbeiten vornehmen kann. Denn in der That Napoleon und Kaiser Franz I., der König von Savoyen und die kleinen helvetischen Völkerschaften haben hier miteinander gewetteifert, sich um die Menschheit verdient zu machen und sich selber hier in den Alpenwildnissen Monumente ihrer Ausdauer und Energie zu setzen, und die Betrachtung dieser Kunstwerke, der Anblick dieser Straßen und der außerordentlichen Gegenden, durch welche sie führen, machte mir so viel Genuß und Freude, daß ich

wohl begreife, wie ein Mann sich mit Begeisterung ihrer Untersuchung und Darstellung hingeben, wie er über das Stillsfer Joch, über den Splügen, über den Bernardino, über den Simplon, über den Brenner u. herüber und hinüber reisen kann, um die Sensationen und Seelenerregungen, welche solche Uebergänge aus dem Norden nach dem Süden und aus der Höhe in die Tiefe und umgekehrt, uns einflößen, recht oft zu genießen und alle die mannigfaltigen Scenen und Beobachtungen, welche sich da darbieten, vergleichend zusammenzustellen.

Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den sogenannten „Cardinel,“ der auf dem kürzesten Wege ins Thal führt. Statt wie bei der Via mala in diesen Schlund hinabzusteigen, hat man es aber vorgezogen, die Straße über die Berge hinzuführen und dann erst später in das Thal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben Anfangs sanftere Abhänge, erst weiter unten, gegen das Thal zu, werden die Wände auf einmal schroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Künste zusammennehmen müssen. — Oben giebt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man denn die Straße durch lange Galerien geführt, die sich wie Festungswerke ausnehmen. Diese berühmten Galerien bestehen nämlich, sowohl hier wie bei allen anderen Alpenstraßen, aus solidem Quaderstein-Gemäuer, das sich dicht an den Berg anschließt und mit diesem verwächst. Oben sind sie mit einem schrägen Dache versehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen ist, so daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutschen. — In der Mauer der Galerien sind große, meistens runde Licht- und Lustlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher aussehen. Im Winter helfen sie freilich nicht viel, da sie sich mit Eis und Schnee vollsetzen. Wir fanden noch

jetzt die Löcher einiger Galerien verstopft. Die Chausseewächter, die in den sogenannten „Cantonieren“ wohnen, sind daher mit Laternen versorgt, die sie im Winter in den Galerien aufhängen. Dieser Cantonieras oder Zufluchtshäuser giebt es mehre am Wege. Es sind dickmauerige Häuser, die wie Soldaten-Casematten aussehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felsen einen ewigen Krieg führen, müssen alle Menschenwerke ein kriegerisches, festungsartiges Ansehen annehmen.

Durch eine Reihe solcher Galerien, auf allerlei künstlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahllosen Zickzackwegen, die überall mit Brustmauern geschützt und garnirt sind, rollt man auf diesen Höhen von einer Stufe zur anderen herab. Am außerordentlichsten und ergreifendsten ist der Anblick da, wo man an die steilste Wand des Thales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Cardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, steht man das winzige Dörfchen Isola. Wie ein Blitz, der sich an den Boden hinlegte, wie der Faden der Ariadne führt die herrliche zuverlässige Straße in dieses Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt scheint die Natur ein „Nicht weiter!“ gesprochen zu haben, und bei jedem Schritt stieg der Mensch mit festem Ausrufe: „Vorwärts!“ Bei jeder Wendung glaubt man ängstlich, direct in unermessliche Abgründe hinabzuschießen, und bei jeder Wendung erhält man von Neuem die angenehme Zuversicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier schreiten, traben, galoppiren kann, wie in einer Reitbahn. — Man sieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe übereinander aufgetempelter Terrassen fast zehnmal verschwinden und zehnmal wieder erscheinen. Auch oben hinauf sieht man Bruchstücke der Straße und die durchfahrenen Galerien und die Cantonieras

an den Bergen sich hinziehen. Wer dieß nicht gesehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines solchen Werkes Thränen des Entzückens und der Begeisterung auszupressen vermag, eben so gut wie der Anblick jeder anderen vollkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor sich zu sehen, der diesen Wegstreifen durch die Wildniß zog, und der hier den bedrohten Menschen vorsichtig Schritt für Schritt wie die Vorsehung mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne diesen Schutz und diese Hilfe die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge hier herabgekommen sind, begreift man kaum. Vermuthlich hat in den Schlünden des Cardinel mancher deutsche Ritter sein Leben eingebüßt, so wie auch bei dem kühnen, man möchte sagen, frechen Uebergange der französischen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann seinen Tod hier fand. — Einige Wasserfälle, unter ihnen eine der prachtvollsten Cascaden, die ich je gesehen habe, zeigen sich hie und da an dem Wege und vermehren das Interesse der Straße.

So wie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man Alles italienisch, die Menschen, die Bauart der Häuser, die Bäume und Pflanzen. — Italien stößt hier dichter mit Germanien zusammen als an anderen Alpenpuncten, als z. B. im Ticino-Thale, wo noch ein hochgelegener hinterer Thaltheil, das Thal von Airolo, eine Art von Mischung zwischen deutscher und italienischer Wirthschaft, deutschen und italienischen Sitten, deutschem und italienischem Wesen herbeiführt. Der Hauptbaum des Thales, wie überhaupt aller dieser nach Süden geöffneten Thäler, ist die Kastanie. Die mehrlige, nahrhafte Frucht dieses überall hier verbreiteten Baumes ist, glaube ich, die vornehmste Ursache der Erscheinung, daß die Italiener sich dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben als wir

Deutschen. Fast überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln speisen, essen sie Kastanien, die bei Geringen wie bei Vornehmen fast ganz die Stelle unserer Erdäpfel einnehmen.

Man rollt noch durch einen Kastanienhain hindurch und noch durch einen. Endlich weitert sich das Thal, und da, wo sich die Gewässer des Jacobsthales mit der aus dem Bregell hervorrauschenden Maira verbinden, da liegt das erste italienische Städtchen, das seine ersten Anbauer vermuthlich und zwar mit Recht als einen Schlüssel zu jenen beiden Thälern betrachteten, da sie es Chiavenna (gleichsam „Schlüsselburg“) nannten. Ich erinnere mich, daß in unserer Jugend unser Zeichenlehrer immer große Landschaften und Ansichten von Städten oder Bergscenen an die Wandtafel malte. So wie sie unter seiner Hand und Kreide sich gestalteten, so mußten wir sie in unseren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italienische Ansichten vor, Häuser mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fensterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockenthürme, untermauerte Terrassen, auf denen die Gebäude sich übereinander erhoben, lange Reihen von Logengängen, terrassirte Gärten, irgend ein fremdartiges Gewächs zwischen den vielen steinernen Gemäuern. Ich fand diese Bilder sehr eigenthümlich und reich und glaubte sie aus der Gegend von Neapel oder Sicilien hergeholt. Wie erstaunte ich aber, schon jetzt hier in den Alpen bei Chiavenna die vollständigsten Modelle zu diesen Gemälden zu finden. Schon dieß Chiavenna ist in allen Puncten eine so italienische Stadt, wie es nur eine andere in Sicilien sein kann. Man betrachtet mit Begierde alle diese verschiedenen so ganz neuen und eigenthümlichen Scenen und Formen und Gruppen, die sich sofort in diesem neuen Lande, dem Wohnstze eines anderen Volkes, offenbaren. Man kann behaupten, daß auf dieser südlichen Seite der Alpen gleich

Alles anders ist als auf der nördlichen. Die Straßen haben eine andere Physiognomie, die Häuser und Mauern sehen anders aus. Kein Stein liegt auf dieselbe Weise über dem anderen, wie dort. Die Menschen sind nicht nur anders gekleidet, sondern sie stehen und gehen auch ganz anders umher. Sie bewegen sich anders, der Hut und die Schuhe sitzen ihnen anders. Kurz, die ganze Welt, von dem Anblick, den sie im Großen und Ganzen gewährt, bis zu den kleinen Bröckchen und Atomen herab, aus denen sie besteht, hat eine andere Form, Figur und Färbung.

Sonst war Chiavenna die Residenz eines graubündenschen Landvogts, der das ganze von seinen Landsleuten eroberte Thal beherrschte. Denn bekanntlich fanden es die Graubündener eben so wie die anderen Schweizer gar nicht unbequem, anderen Leuten recht hartherzige und tyrannische Landvögte zu geben, obwohl es ihnen höchst unbequem war, daß ihnen selber die Oesterreicher solche Landvögte setzten. Wegen ihrer kühnen Empörungen gegen die österreichischen Landvögte hat man die Schweizer in aller Welt gepriesen, wegen ihrer frechen Unterdrückung anderer Völker durch ihre eigenen Landvögte hätte man sie eben so in aller Welt verabscheuen sollen. Die Schweizer tödteten die Geflügel und Wolfenschießen, erzeugten aber aus sich selber solche Geflügel und Wolfenschießen wieder, die zuweilen noch ärger die Völker drängten als die österreichischen.

Die Salis hatten ein altes Stammschloß in Chiavenna, das nun in Ruinen liegt, und Friedrich der Rothbart wohnte hier in einem Schlosse, das wegen jener vergebenen Bitte, die er hier an seinen Vasall Heinrich den Löwen richtete, berühmt, aber jetzt noch in ärgeren, aber wundervoll malerischen Verfall gerathen ist. Allein die größte Merkwürdigkeit in der Nachbarschaft des Orts ist nicht von der Kunst, sondern von der Natur geliefert. Es sind die berühmten Grotti von Chiavenna.

Diese Grotti sind vermuthlich durch Bergabbröckelungen entstanden, deren es mehr an den Chiavenna gegenüberliegenden Abhängen des Monte Simetta gegeben hat, unter anderen der berühmte Sturz von Plurs, der die Menschenwohnungen, Wälder und Felder eines kleinen Thales nicht weit von hier verschüttete. Dieß war im Jahre 1618. Derjenige Bergsturz aber, der zu den „Grotti“ Veranlassung gab, geht vermuthlich in ganz vorhistorische Zeiten hinauf. Der ganze ziemlich steile Abhang des Berges ist bis in die Thalfläche von Chiavenna mit großen Steinbröckeln und Blöcken bedeckt, die wie bei einem pyramidalischen Gemäuer einer über den anderen gehäuft sind. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Oberfläche dieser Blockmauer mit einer Moos- und Pflanzendecke überzogen. Zwischen den Felsen wurzeln und ranken überall Feigenbäume und andere Gewächse, und die Zwischenräume haben sich auswärts also wieder gefüllt. Kleine Häuser hat man hier und da in das Felsengetrümmer hineingebaut, Gärten hat man dazwischen angelegt, und Fußpfade führen zwischen den Blöcken herum zu den höheren wüsten Parteen des Berges hinauf.

Da indeß die ganze Bergseite mit einer sehr dicken oder tiefen Blockschicht bedeckt ist, so ist dieselbe nur oberflächlich verstopft und gleichsam verkleistert, inwendig aber giebt es zwischen den Blöcken noch eine Menge freier Zwischenräume, die zum Theil mit einander in Verbindung stehen und ein dunkles und verstecktes Labyrinth von Höhlengängen im Inneren des Berges bilden. In diese Höhlen, die natürlich hie und da oben noch Ausgänge und Verbindungen mit der Atmosphäre haben, fallen kalte Luftzüge herunter, und öffnet man unten irgendwo die besagte Narbe der Zwischenräume, so bläst hier ein sehr kalter Wind hervor. Diesen Umstand haben nun die Einwohner benutzt, um kühle Kellergewölbe in den Felsenzwischenräumen an-

zulegen, wie dieß auch in vielen ähnlichen Localitäten der Alpen geschehen ist. Sie nennen einen solchen Luftcanal oder Schornstein „Surell“ (so tönte mir wenigstens das Wort, das ich in keinem italienischen Lexicon finde). Wenn ein Surell recht gut sein sollte, sagten sie mir, so müßte das Wasser darin mitten im Sommer gefrieren. Gewöhnlich machten sie auch beim Ankauf einer Grotte das Experiment mit Wasser, das sie in einem Gefäß in die Röhre brächten. Gefrore es ein wenig, so wäre das Surell vortrefflich.

Ich besuchte eine Menge der reizenden kleinen Wohnungen, Gartenhäuschen, Wein- und Bierwirthschaften, welche sich nun, jene frische Luft auffuchend, längs des Bergfußes angestiedelt haben, und es machte mir Spaß, die sehr verschiedenen Benutzungsarten, welche die Bewohner dieser Häuschen von jenen Luftzügen in ihren Wirthschaften gemacht haben, zu studiren. Meistens haben sie eine große Grotte zwischen den Felsen ausgeräumt und, wo es nöthig war, ausgemauert, um sie als Getränkmagazin zu benutzen. Den finsternen Hintergrund der Grotte bilden die geschwärzten Felsblöcke selber, zwischen denen der neugierige Beschauer dann ein Loch entdeckt, das wie der Eingang zu einem Schornsteine oder einer Esse aussieht. Dieß Loch haben sie auch meistens mit einer kleinen Thür versehen, so daß sie es, je nach Belieben, ganz oder halb verschließen können. Zuweilen kann man in diesen Schornsteinen mit Licht oder Fackeln noch eine Strecke weit zwischen den Wänden der Felsen hinaufsteigen. Meistens zersplittert sich die Röhre aber bald in eine Menge Zweigröhren. Natürlich gehört Kunst und Studium dazu, um herauszubringen, wo es der Mühe lohnt, eine Anlage zu machen, wo nicht. Es giebt Röhren-Complexe, die eine anhaltend gute Kühlung geben, andere, bei denen dieß

nicht der Fall ist. — Gewöhnlich ist die Luft sehr kühl und frisch, doch hängt sie sehr vom Wetter ab. Zuweilen hört der kalte Wind ganz auf, zuweilen wird er wärmer. — Da die Blüthe und der Bestand mancher der hier begründeten kleinen Etablissements bloß von der Güte der Luft ihrer Grotte abhängt, so erregt hier der Besitz eines guten kalten Luftzugs eben so viel Neid, Leidenschaft und Streit unter ihnen, wie der Besitz eines guten Bewässerungs-Canals bei den Bewohnern der Lombardei oder Aegyptens, oder wie die Benugung der Mühlgräben und rädertreibenden Gewässer bei unseren Müllern. — Ein Mann klagte mir Folgendes: er habe immer einen herrlichen Luftzug gehabt, und seine Getränke hätten daher mit zu den besten gehört. Auf einmal aber hätte seine Grotte aufgehört, mit der gewohnten Energie zu blasen, und seine Getränke wären von Zeit zu Zeit verdorben. Er hätte sich vergebens bemüht, die Ursache davon zu entdecken, hätte aber am Ende gedacht, es müsse irgend eine natürliche Veränderung in den oberen Gegenden des Blockhauses, die Verstopfung irgend eines bisher geöffneten Canals, der Zusammensturz einiger Blöcke daran Schuld sein. Doch habe er auch seinem Nachbar nicht recht getraut, dessen Canäle immer herrlich und fast noch besser als zuvor geblasen hätten. Als dieser Nachbar plötzlich gestorben, habe er seine Grotte und sein Haus gekauft, um sein Geschäft zu verbessern. Es sei ihm der Gedanke gekommen, einmal das Innere seiner neu acquirirten Grotte zu untersuchen, und als er mit Fackeln hineingestiegen, da habe er denn gefunden, daß sein guter verstorbener Nachbar ziemlich hoch in den Blöcken hinauf einen Canal, der zu seinem alten Schornsteine hinabgeführt, vermauert habe. Früher habe er dieß nicht entdecken können, da es unmöglich gewesen wäre, von seiner alten Grotte aus zu dieser Mauer zu gelangen, durch welche ihm ein Hauptzufluß

von Luft abgeschnitten gewesen wäre. — Er habe, kopfschüttelnd über die Bosheit seines seligen Nachbarn, die Mauer nun eingestossen und darnach wieder ganz vortrefflich arbeitende Luftzüge erlangt.

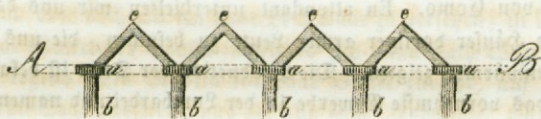
Vor der Thür der Grotte sind gewöhnlich kleine Gehöfte zurecht gemauert. Auch zu diesen Gehöften leitet man dann wohl einen Canal kalter Luft, der aus einer Oeffnung hereinfließt, die den Oeffnungen ähnlich ist, welche wir bei unserer Heizung mit warmer Luft gebrauchen. Da sitzen dann die Familien vor jenem Roche zur Abkühlung, wie wir vor unseren Kaminfeuern zur Erwärmung. Denn hier in Italien schadet der von den vorurtheilsvollen Deutschen, Franzosen und Nord-Europäern so gefürchtete und sorgfältig gemiedene Zugwind oder vent coulis nicht. — Ich traf einen Mann, der aus den Felsengrotten auch sogar in die Wohnzimmer seines Hauses Kühlungs- Windzüge hineinleiten wollte.

11. Am See von Como.

Das Thal von Chiavenna ist ein kleines abgeschlossenes Ländchen für sich, denn auch nach Süden, nach seinem Ausgange zu, wird es von zwei Gebirgszügen, die von beiden Seiten hinantreten, umfaßt. Der Fluß Maira hat nur ein nicht sehr breites Thor in diese Bergmauer ausgearbeitet. Innerhalb dieses Thores schiebt sich der kleine Lago di Mazota hinaus. Man begreift daher, wie die Graubündener dieses schon von Natur vom übrigen Italien etwas abgeschiedene Länderstück auch politisch leicht trennen konnten. Ehemals ist es vermuthlich auch ganz von Rhätiern (den bündnerischen Romanischen) bevölkert gewesen,

und italienische Sprache und Bevölkerung ist hier erst später der rhätischen gefolgt. Rhätische Namen, wie Thers, Truzzo, die im Thale vorkommen, scheinen darauf hinzudeuten. Die Rhätier behaupten, ehemals hätten alle die nördlichen italienischen Alpenthäler bis nach Verona hin zu ihrem Volke und Lande gehört.

Am der Adda, zu der man gleich hinter dem Lago di Mazota gelangt, sah ich folgende Construction von Dämmen, die man gegen ein wildes Waldgewässer errichtet hatte:



Das Waldgewässer, sagte man mir, schwelle zu Zeiten außerordentlich wild an und bedrohe die Straße und die unterhalb liegenden Felder und Gärten mit Ueberschwemmung und Zerstörung. Um es nun im Thale zu empfangen und seine Wuth zu brechen, hatte man eine Reihe von Zickzackwällen (c c c) dem Strome quer entgegengebaut. Bei a a a hatten diese Wälle Auslaßcanäle, die sich in b b b fortsetzten, und über welche die Straße A—B auf Brücken bei a a a fortging. Die Gewalt des Stromes wurde nun durch die Reile bei c gebrochen und gespalten und in die Canäle b concentrirt. — Die Italiener sind bekanntlich die ersten Erfinder und besten Beförderer der Flußbaukunst. Aber ich fragte in Mailand mehrer ausgezeichnete Ingenieure, ob sie mir in Italien irgend einen Fluß nennen könnten, der schon völlig genügend regulirt, dessen Gewässer vollständig gebändigt und in der Hand des Menschen wäre, dessen Fluthen gerade so abflößen, wie es die Bedürfnisse

des Menschen wünschenswerth machten, ob sie mir, mit einem Worte, einen Normalfluß bezeichnen könnten. Aber sie erklärten alle, daß sie in Italien nirgends eine solche normale Flußregulirung wüßten. Eben so wenig ist dieß in den Alpen der Fall. Es ist bisher überall nur an den Flüssen geflickt worden. Keiner hat sein Kleid aus einem Guß erhalten. Darum gelingen und halten auch die meisten Fluß-Correctionen eben so wenig, wie nach dem Sprichwort ein neuer Flecken auf einem alten Kleide.

Bei dem kleinen Hafen Colico erwarteten wir das Dampfschiff von Como. En attendant unterhielten wir uns damit, einige Häuser dortiger armer Leute zu besuchen, die uns ihre Seidenwürmer zeigten. Die Production der Seide ist bekanntlich das vornehmste Gewerbe in der Lombardei und namentlich in allen den warmen italienischen Alpenthälern, und mich interessirte es auf meiner Reise nicht wenig, alle die verschiedenen Grade und Arten der Betreibung dieses Gewerbes zu beobachten. Es beschäftigt hier den Reichen so gut wie den Armen. Die großen Herren haben manchmal großartige Fressanstalten für ihre Seidenwürmer, jedoch nur selten. Gewöhnlich ist das Ausbrüten der Eier, das Ernähren der Würmer und die Versorgung des ganzen Processes ihr Vergnügen, oder ein Geschäft der kleinen Leute. Da dieser Proceß nur zwei Monate im Frühling dauert, so würde es sich nicht lohnen, eigene sehr große Gebäude für die Fütterung und Verpuppung der Würmer zu bauen und diese en gros zu betreiben. Diese Anstalten würden während des ganzen Jahres ungebraucht sein. Die kleinen Leute schaffen dagegen leicht in ihrem Hause für das Ausbrüten etwas Raum, den sie nachher wieder anders benutzen. Die weitere Verarbeitung und Abspinnung der Seide dagegen wird gewöhnlich in sehr großen Anstalten betrieben, weil sich die Corons

aufbewahren und die dabei nöthigen Arbeiten also en gros betreiben lassen.

Da jetzt gerade eben die Zeit war, wo die Seidenwürmer schon recht groß geworden waren, so fanden wir alle Hütten und Räume voll mit fleißig fressenden Thieren. Sementa (Saat) nennen die Leuten die Eier, aus denen ihre Würmer entstehen. Im Winter versorgen sie sich mit guter „Saat“ und haben dabei oft eben so viel Noth, wie unsere Bauern mit ihren guten Saatkartoffeln in Zeiten der Theuerung. Jeder Bauer, selbst jeder Bettler, jedes Familienmitglied sucht sich mit ein paar Pfund oder doch mit ein paar Loth Saat zu versehen; in irgend einem Winkel des Hauses nagelt es sich dann nach Wegräumung irgend eines Möbels ein paar Bretter zurecht, auf denen er seine Saat ausstreut, aus der nun seine „Cavalieri“ (Ritter), so nennt man hier die Würmer, hervorkriechen. Sind sie da, so hat es täglich seine Noth mit dem Futter für die gefräßigen Thiere. Wer ein paar Maulbeerbäume besitzt, der streift ihre Zweige einen nach dem anderen ab; sonst muß er sich Blätter kaufen, erbetteln, stibizen. Reiche Leute, welche große Maulbeerplantagen haben, treiben dann mit ihren Blättern einen lebhaften Handel. Es giebt hier Blätterhändler en gros, die sich sonst nicht weiter um die Seidenzucht kümmern. — Wir fanden ein kleines Mädchen, das auch in einem Winkel des Hauses ihre kleine Würmerzucht etablirt hatte. Sie sagte mir, sie habe im Herbst von ihrem wohlhabenden Gevatter 8 Loth „Sementa“ geschenkt bekommen, und jetzt erlaube ihr der Sohn des Nachbarn, von seinen Maulbeerbäumen so viel Blätter zu nehmen, als sie bedürfe. Dann trafen wir wieder einen ganz alten Mann, der auch neben seinen Würmern saß und sich darüber freute, daß sie so munter fraßen, denn er nahm dieß für ein Zeichen vortrefflicher Gesundheit. Den Wür-

mern geht es wie den Menschen, bei denen auch, wenn sie sich krank fühlen, immer die erste Klage über Mangel an Appetit ist. — Man kann sich denken, welchen wunderlichen Anblick die Zimmer der Armen in dieser Zeit geben. Viele füllen ihre Stuben so mit Würmern und Maulbeerblättern, die sie auf allen Bänken und Tischen herumliegen lassen, daß sie kaum einen Stuhl und Tisch für sich übrig behalten. Manche schlafen, auf allen Seiten, unten und oben von den mit Würmern bedeckten Gestellen umgeben.

Dabei sind die Fenster und Thüren immer mit Lappen und Vorhängen aller Art verhangen, denn die Würmer wollen nicht, daß die Sonne ihnen bei ihrem ununterbrochenen Banquet zuschaue. Wenn die Würmer frische Blätter bekommen, so fallen sie mit sichtbarer Gier darüber her und regen sich ungeduldig, wie die Kühe im Stall, wenn ein frischer Kleewagen herbeigeführt wird. An jenen Vorhängen haben die sorgfältigen Seidenwürmerwirths immer etwas zu ändern und zu bessern. Bald schlagen sie sie bei Seite, weil etwas frische Luft hereinkommen muß, bald lassen sie sie ganz dicht nieder, damit der kalte Wind vom See die Würmer nicht treffe, bald lüften sie sie ein wenig.

Alle, Jung und Alt, wollen ihren kleinen oder großen Antheil an dem großen Geschäft, welches das Land wie eine Lotterie in Bewegung setzt, haben. Das junge Mädchen hofft sich einen kleinen Brautschatz zu erwerben; der Alte denkt, seine Würmer werden ihm seine Pfeife oder seine Schnupftabaksdose füllen.

Uebrigens ist es eines der sorgenreichsten Geschäfte von der Welt, denn die Würmer leiden an allen möglichen Uebeln und Krankheiten. Bald bekommen sie die Schwindsucht und sterben zu Tausenden hin, bald brechen allgemeine Dysenterieen unter

ihnen aus, weil die Blätter ihnen dieß Jahr vielleicht nicht bekommen. Bald gerathen ihre Säfte in Stocken, und der ganze Wurm verknöchert sich zu einer weißen kalkartigen Masse, bald macht es der unregelmäßige Gang des Wetters, daß sie sich erhitzen oder erkälten und in Folge dessen allerlei andere Krankheiten unter ihnen entstehen. Dieß Jahr hatte der Winter so lange gedauert, und der Frühling war dann so plötzlich, auf einmal so schön und warm eingebrochen, daß die Würmer, die lange in den Eiern zurückgehalten gewesen waren, ihr Wachsthum mit unglaublicher Rapidität begannen und ihre verschiedenen Metamorphosen, die sonst 8- oder 14tägige Zwischenräume erforderten, dießmal in Perioden von 4 oder 6 Tagen beendeten. Auch diese schnelle Transformirung setzte die Thalbewohner wieder in Schrecken, denn es soll dabei kein günstiges Resultat für die Seide zu erwarten sein.

Die Umgegend des Comersees liefert die beste Seide der Lombardei, insbesondere die reizende Landschaft im Süden des Sees, die sogenannte Brianza. Von hier an ist in allen Thälern Seidenzucht ein ganz volksthümliches und allgemein verbreitetes Gewerbe bis zu den carnischen Alpen hin. Aber je weiter nach Osten hin, desto minder geschätzt ist das Product. Die Seide in den Thälern bei Bergamo ist schon minder gut als die bei Como, die Thäler bei Verona liefern eine noch schwächere Qualität, und die Gegend bei Udine die minder geschätzte. Dieß sagte mir ein Seidenhändler von Brescia, welches der Hauptmarkt für Seide in der ganzen Lombardei ist, wo in einem Jahre für nahe an 20 Millionen Lire Seide gekauft wird.

Im Paradiese darf der Comersee nicht fehlen, denn es ist unmöglich, daß ihn irgend ein anderer See an Naturschönheiten übertreffe. Er ist daher auch so zu sagen der Lieblingssee der ganzen gebildeten Welt geworden, und eine Villa am Comersee

zu haben, gehört eben so zu den Träumen geschmackvoller Europäer wie der Wunsch, ein Zimmer im Grosvenor-Square zu besitzen, zu den Lieblingswünschen eines Londoner Fashionable. Sehr viele haben jenen Traum zu verwirklichen gewußt, und es giebt jetzt nicht nur lombardische Nobili, sondern auch russische Fürsten, deutsche Prinzen und Prinzessinnen, Pariser Tänzerinnen oder Banquiers, die sowohl ein Winterhaus in Berlin oder Petersburg, in Mailand oder Venedig, in London oder Paris, als zugleich auch ein Sommerhaus am Comersee besitzen. Es giebt zwar auch Villen genug am Lago di Garda, am Euganer See, so wie am Lago Maggiore, allein diese gehören meistens nur einheimischen Besitzern. Ein so großes Gemisch von allerlei Besitzern Europa's, ein solches Rendezvous für die die Natur bewundernde Welt aller Länder findet man nur an den Ufern des Comersees. — Es ist zu vermuthen, daß sehr Vieles dazu beigetragen, ihm diesen Vorzug zu verschaffen. Erstlich liegt er noch zwischen höheren Gebirgen als der Lago Maggiore. Dieser hat fast überall nur Berge von 3000 Fuß Höhe zu beiden Seiten. Die Berge, welche in der Landschaft zur Linken und Rechten des Comersees liegen, sind aber noch hohe Alpenhörner von 7000 bis 8000 Fuß Höhe. Von ihnen fällt das Land in vielen höchst malerischen Terrassen allmählig zum Seeufer herab. Natürlich muß dieß mannigfaltigere Scenen und großartigere Gebirgsansichten und Ausichten hervorbringen. Der Anbau steigt hoch an diesen Gebirgen hinauf, und man sieht zwischen Kastanienwäldern versteckt oft drei oder gar auch vier Dörfer mit ihren Kirchthürmen auf verschiedenen Abstufungen oder Terrassen des Gebirges übereinander liegen. Solchen reichen Schmuck können die Gelände der schweizer Seen nicht zeigen, wo bald über der ersten und zweiten Dörferreihe das wilde Gebirge und die anbaulose Weide und Waldung beginnt. — Dabei ist

der Comersee der schmalste von allen größeren italienischen Seen. Einige seiner Arme haben nur die Breite eines mächtigen Stromes, ohne jedoch Ströme zu sein. Man ist an ihren Ufern sicher vor Ueberschwemmungen, vor den Auspülungen und Verwüstungen, welche Ströme an ihren Seiten zu veranlassen pflegen. Man geht mit den Gärten nahe an den Rand ihres klaren Beckens hinan. Die Gondel läßt man gemächlich auf dem ruhigen Spiegel treiben; an einem Strome hätten die Villenbesitzer zu viel Mühe mit ihren kleinen Häfen und reizenden Gondeln, wie sie sie hier am See haben. Der Gardasee ist so breit, daß das eine Ufer vom anderen nicht profitiren kann. Am Comersee erblickt man die Schönheiten des eigenen Ufers gleichsam wiedergespiegelt in dem Bilde der entgegengesetzten Seite, das nahe und deutlich vor Einem liegt. Auch fährt man leicht hinüber und kann das Jenseits genießen, wenn man des Diesseits überdrüssig sein sollte. Dazu ist das Klima des Comersees ein viel milderes als das des Gardasees, der sehr tief liegt, viele schroffe Wände den Sonnenstrahlen entgegenhält und daher eine oft unerträgliche Hitze erzeugt, die seinen Citronen- und Apfelsinengärten erwünschter ist als fremden Gästen. Aus den Thälern der Adda, aus dem Veltlin, dem Vregell und vom Splügen her wehen oft kühlende Winde. Endlich kommt dazu noch seine sonderbare Spaltung in drei Arme, die nach drei verschiedenen Weltgegenden auseinander laufen, einer nach Norden, einer nach Südosten, einer nach Südwesten. Auch dieser Umstand, mit dem natürlich auch eine eben solche dreifache Spaltung der Gebirgszüge verbunden ist, muß zur Erhöhung der Reize des Gebiets und der Anlande dieses gepriesenen Sees beitragen. Mit seinen beiden südlichen Armen umfaßt der See das Paradies der Lombarden, die liebliche Brianza, ein freundliches Gemisch von Hügeln, kleinen Seen, Gärten, Dörfern

und Villen, das sich über 3 bis 4 Quadratmeilen ausbreitet und der Lieblings-Sommeritz der Mailänder ist.

Die Italiener benennen den Comersee, wie überhaupt alle ihre herrlichen Alpenseen, auf zweierlei Weise. Sie haben für jeden von ihnen einen doppelten Namen, von denen der eine immer von dem größten und dominirenden Orte hergenommen, der andere aber ein kurzer, dem See ausschließlich angehöriger Eigennamen ist. So z. B. heißt der Comersee bei ihnen Lago di Como oder il Lario, der lange See: Lago di Locarno oder il Verbano, der Luganersee: Lago di Lugano oder il Cerisio, der See von Iseo: Lago d'Isèo oder il Sebino, der Gardasee: Lago di Garda oder il Benaco. Diese zweiten Namen: Benaco, Cerisio, Sebino, Lario, Verbano, sind bei uns wenig bekannt, bei den Italienern aber um so mehr beliebt und populär, da sie alt, volksthümlich und poetisch sind. Sie stammen zum Theil noch aus der Römerzeit. Da sie kürzer sind als die umschreibende Bezeichnung: Lago di Locarno etc., so lassen sie sich auch in der Rede und namentlich in der Poesie leichter gebrauchen. Die Benennung des Sees nach der Haupthandelsstadt ist gleichsam sein profaischer Geschäftsname. Unter dem Eigennamen, der den See selber mehr angeht, unter dem man, abgesehen von seinen Küsten, das Wasser besser allein auffaßt, läßt sich auch der See leichter personificirt denken. „Die Nymphen des Sees von Locarno“ kann kein italienischer Dichter in seinen Versen introduciren, sehr wohl aber „die Nymphen des Verbano.“ — Selbst die Statistiker und Geographen Italiens gebrauchen, wie ich bemerkt habe, mit Vorliebe die alten Namen: Benaco, Cerisio u. — Unsere deutschen Alpenseen haben keine solche doppelte Benennung, wohl aber wieder der französische Genfersee: Lac de Genève und Leman.

Auf dem Lario, wie auf allen genannten von Norden nach

Süden gestreckten Seen, erhebt sich um Mittag ein Wind, der aus den lombardischen Ebenen den See hinaufsteigt, ein paar Stunden hindurch zuweilen mit großer Heftigkeit weht und dann am Nachmittage sich wieder beruhigt. Auf dem Lario nennt man diesen südlichen Seewind „la Breva“. Da wir uns um Mittag an Bord des Dampfers begaben, so gingen die Wellen, von der heftigen Breva geschaukelt, ziemlich hoch, und die kleinen Gondeln hatten viele Mühe, uns an Bord zu bringen. Das Geschrei und das lebhaftes Hantieren der italienischen Fächini und Gondelführer bei dieser Gelegenheit setzte ein paar Engländer, in deren Gesellschaft ich gerathen war, in die höchste Verwunderung. Sie sagten, und ich war auch ihrer Meinung, in England hätte man das ganze Manöver, ohne ein Wort zu verlieren, ausgeführt. Selbst der italienische Capitän, ein stattlicher bärtiger Mann, benahm sich wie ein Kind, schien ganz außer sich zu sein, commandirte durch das Sprachrohr in die Wellen hinaus, lief auf dem Verdeck hin und her, wir wußten nicht warum und wofür. Ein englischer Capitän hätte selbst mitten in einem Sturme schwerlich so viel Wesens und Lärmens gemacht. Ich bemerkte, daß dieser Capitän namentlich mit einem jungen Menschen vom dienenden Personal des Dampfschiffs unzufrieden war. Er nahm sogar ein dickes Tau in die Hand, um ihn zu schlagen, und drohte ihm noch damit, als wir längst glücklich unterwegs waren. Der Diener wich ihm aus und versteckte sich bald hier, bald dort auf dem Dampfschiff, bald hinter einem Waarenballen, bald hinter einer Passagiergruppe. Der Capitän, das Tauende immer hinten auf dem Rücken bergend, bewegte sich ihm langsam nach, um ihn gelegentlich zu erhaschen und ihm Eins zu versetzen. Da ihm dieß aber nie gelang, so warf er endlich nach einer halben Stunde das Strafinstrument bei Seite, und die Sache war vergessen. „Wie

italienisch das ist!" riefen meine Engländer aus. „Welcher Mangel an Würde! Welche Spielerei mit der Autorität eines Capitäns! Wie würden sie einen englischen Capitän auf diese kindische Weise mit seinen Matrosen, mit Kellnern, Dienern oder Untergebenen verfahren sehen.“

In die Mitte des Comersees läuft eine Landzunge hinaus, die gleichsam das Centrum und den Vereinigungspunct der drei großen Branchen des Sees bildet. An der Seite dieser Landzunge liegt das reizende Dörfchen Bellaggio, und die Spitze des Vorgebirges selbst ist mit den herrlichen und berühmten Garten-Anlagen der Villa Serbelloni geschmückt, von wo aus man eine wundervolle Aussicht auf alle drei Seetheile genießt. Wir stiegen in jenem Dörfchen Bellaggio ans Land und beschäftigten uns dort drei Tage lang mit der Betrachtung und dem Studium der Gegend, mit Ausflügen zu den benachbarten Bergen und mit Ausfahrten zu den gepriesenen Villen, über den Arm von Lecco hinüber zu den bewunderungswürdigen Wegebauten am felsigen Ufer bei Varenna, über den Arm von Como hinüber zu den Kunstschätzen der Villa Sommariva und zu den malerischen Dörfern Cadenabbia, Menaggio, Griante und anderen.

Diese Dörfer des Comersees und das Leben in ihnen, — ihre Bauart, ihre Bewohner, ihre Gartenbesitzer, ihre Geistlichen, — kennt die gebildete Welt Europas aus der berühmten Storia Milanese des lombardischen Walter Scott, des Alessandro Manzoni, aus den „Promessi sposi.“ Der Schauplatz dieser Geschichte ist hauptsächlich in den Dörfern und überhaupt in der Umgegend des Comersees, und Manzoni hat durch seine vor trefflichen Darstellungen diese Gegenden eben so verherrlicht und den Lombarden noch theurer gemacht, wie Walter Scott, sein Vorbild, seinem Volke die schottischen Hochlande und ihre Heiden, Seen und Küsten. Die Promessi sposi sind geradezu das

populärste Buch in der Lombardei. Man findet sie in Jedermanns Händen, und fast Jeder, der lesen kann, liest und lobt sie. Man findet sogar am Comersee noch den Namen des Hauptcharakters in den *Promessi sposi*, des Don Abbondio, wieder. Es liegt an seinem Ufer ein Dorf, das diesen Namen trägt. Es ist wunderbar, welches schöne Licht aus der Welt der Poesie und Literatur auf die Wirklichkeit zurückstrahlt. Eine Gegend, die ein Dichter einmal schön besungen hat, erscheint uns doppelt interessant. Wir sprechen dann: „hier gehen wir auf classischem Boden.“ Von des Plinius und des Catull Zeiten her haben diese italienischen Seen immer Dichter und Autoren gefunden, welche sie mit den Blumen der Beredsamkeit bekränzten. An keinem See hat sich eine solche Fülle von Dörfern angesammelt, wie an diesem herrlichen Lario. Die Menschen nisten hier an allen Punkten des Ufers, wie die Schwalben an dem Rande eines Strohdaches. In jedem Einschnitt der Berge, in jedem Thale haben sich Dörfer in die dichte Fülle der Lorbeer-, Oliven-, Mandel-, Feigen-, Wallnuß- und Kastanienbäume hinabgesetzt, die sie umgiebt. Sie treiben Wein- und Obstbau, vor Allem aber Seidenzucht, wofür Como mit seinen zahllosen Seidenspinnereien ihr Hauptmarkt ist. Hier muß die Lebensart: „er hat Seide oder keine Seide dabei gesponnen“ vermuthlich ihre Heimath haben. Ich begreife nicht, wie diese Lebensart sich nach Deutschland verirren und bei uns, wo Niemand Seide spinnt, so gäng und gäbe werden konnte. Die Dörfer sind natürlich alle aus Stein gebaut, und wer an ihren Anblick, an die malerischen Bögen und Veranden, die reichumrankten Gemäuer, ihre weiten offenen Hallen und ihre Fülle von Mauerwerk gewöhnt ist, dem müssen, glaube ich, die Dörfer an den Seen der nördlichen und deutschen Alpen sehr dürftig erscheinen. So sehr uns gemüthlichen Deutschen die Berner

Holz Häuser gefallen und so hübsch auch jedes einzelne für sich ist, so gewährt doch, im Ganzen genommen, jedes Dorf der deutschen Schweiz einen einförmigen Anblick, und ein Maler weiß kaum, wie er eine Gruppe aus den niedrigen, gleich großen, unter einförmigen breiten Dächern versteckten Gebäuden herausbringen soll. Hier aber am Comersee ist jedes Dorf ein ganzes Conglomerat höchst malerischer Motive. Jedes bildet eine Gruppe, eine Scene und enthält ein bestimmtes charakteristisches Thema, ein Sujet zu einem Bilde. — In solchen Dörfern wurden mehre der berühmtesten Maler Italiens geboren, und in jeziger Zeit, wo man alle Geburtsstätten großer Geister wieder zu Ehren bringt, wo der deutsche Bundestag Goethe's Haus hat ankaufen sollen, wo die Angelegenheit des Shakespearischen Wohnhäuschens in den englischen Journalen verhandelt wurde, jetzt, wo unsere Dramatiker, wo unsere Maler so viele Scenen aus dem Leben großer Dichter und Künstler auf die Bühne oder die Leinwand gebracht haben, sah ich auch mehre solche italienische Alpendörfer mit dem Geburtshause eines Tizian oder eines anderen aus den Alpen hervorgegangenen Künstlers durch den Pinsel verherrlicht.

Von den schönen Villen in unserer Nachbarschaft ließen wir uns keine entchlüpfen, weder die der Serbelloni, deren Güter reich sind an den kostspieligsten und großartigsten Künsteleien mit Felsen und Steinen, an Grotten, Höhlen-Nachahmungen und ausgearbeiteten Thalschluchten, die aber den, welcher aus den Höhlen und Schluchten der Alpen, aus den Noßfen und Biamala's kommt, wenig rühren, noch die Villa Commariva, deren Marmorbilder jeden Besucher entzücken. Kann man für einen solchen Palamedes, wie Canova ihn aus den schönen Felsen von Carrara löste, für einen Amor und Psyche und für einen Alexanders-Triumph, wie Thorwaldsen sie dachte

und darstellte, einen schöneren Platz auf der Erde finden als hier an dem Ufer des Sees, in dessen klarem Gewässer das athmende Statuenvolk sich spiegelt, und wo sie die aromatischen Rüste der Citronen- und Pomeranzen-Gebüsche einathmen. — Wenn man so Auge, Ohr und Seele voll hat, von solchen neuen ganz ungewohnten Scenen, von Manzoni, von Amor und Psyche, von Canova, von Plinius, von Italien, von der schönen italienischen Sprache und von dem ganzen neuen Geiste, der einen aus diesem Lande anweht, da macht es einen sonderbaren Eindruck, wenn man auf einmal einen deutschen Landsmann aus Pommern oder von den Berliner Linden trifft. „Liebe Agnes, ich habe den Kaffee in den *S a r t e n* bestellt. Kommt Du nicht bald?“ rief mit unverkennbarem Brandenburger Accent ein junger Mann durch die Citronenlaube unseres hübschen Gasthofs von Bellaggio zu einem der Fenster hinaus. „Suter Theodor, ich komme gleich. Ich muß mir nur noch ankleiden!“ hörten wir es aus dem Fenster zurück antworten. Es war ein junges Ehepaar aus der nordischen Sandwüsten-Metropole. Mir kam vis à vis dieser classischen Natur unser nordischer Dialekt besonders platt und komisch vor, und ich dachte unwillkürlich daran, daß im Paradiese viel Heiterkeit herrschen müßte, wenn wir auch dahin unsere verschiedenen deutschen Dialekt-Eigenthümlichkeiten mitnehmen müßten. — Die liebe Agnes kam indeß herunter, wir genossen den Kaffee gemeinschaftlich, fanden den Morgen und den See und unseren Garten noch einmal „reizend schön“ und „ungeheuer nützlich“, gingen dann wieder an Bord eines Dampfsschiffes und setzten unsere Reise auf dem südwestlichen Arme des Comersees fort.

— Derselbe ist fast sieben Stunden lang. Er verliert sich ganz in die Berge und ist auch an der Spitze bei Como ganz von Bergen ein- und abgeschlossen, so daß aus dieser Spitze

weder ein Gewässer hinausfließt, noch auch dort ein Fluß herein-
kommt. Es macht dieser Arm also eine seltene Ausnahme in
den Bergen. Denn gewöhnlich setzen die Thäler, deren Tiefen
die Seen ausfüllen, sich noch weit in den Bergen fort. Der
Comersee endigt aber hier in einen Cul de Sac, in ein
Finis mundi, wie die schweizer Mönche es in einigen ihrer
Thäler nennen. Es ist, so zu sagen, ein verlorener Seearm,
und er steht unter allen bedeutenden Seearmen in den schweizer,
wie in den italienischen Alpen fast einzig da.

Wer ein empfängliches Gemüth für Naturreize hat, der
kommt bei einer Fahrt auf diesem zauberischen Stück Wasser
nicht aus einem Rausche von Entzücken heraus. Man möchte
die Natur verklagen, daß sie hier auf diesem einzigen Erdsfleck so
viele Wunder zusammenhäufte. Wie viele dumme und stumpfe
Gegenden könnte man mit diesem Salze pfeffern und würzen.
Ein Stückchen dieser Comersee-Scenerie, einem norddeutschen
Striche eingesezt, würde sich ausnehmen, wie ein Sammetfleck,
auf einen groben Leinwand-Mantel gesezt, und würde dort ein
Licht hineinwerfen, wie ein gothisches Glasfenstergemälde in
einen kalkbestrichenen Kirchenraum. — Wie beim Lago di
Garba, wie beim Lago Maggiore, wie beim Ceriso und Sebino
ist das nordwestliche Ufer, das sich der südöstlichen Sonne eröff-
net, das bevorzugte. Beim Genfer-, beim Neuchâteller-See
trifft dasselbe zu. Längs des westlichen Ufers liegen die meisten
Willen und Dörfer, die anmuthigsten Anpflanzungen und Gär-
ten. Die verschiedenen Uferstücke haben beim Volke verschiedene
Namen, die gewöhnlich von einem Hauptorte hergenommen
sind. So heißt z. B. das Ufer von Lenno bis Tremezzo: „la
Tremezzina“, ein anderes Uferstück „la Perlasca“ u. s. w. —
Fast überall stehen die Berge mit ihren dicht belaubten Ab-
hängen bis nahe ans Ufer heran. In der Nähe von Como

aber giebt es Durchblicke, die ganz entfernte Berge, sogar die riesige Gestalt des Monte Rosa, vom See aus zu erblicken gestatten. — Wer die Landkarte zur Hand nimmt und die Entfernung des Monte Rosa von diesem äußersten kleinen See-Ende bei Como betrachtet, der wird es kaum glaublich finden, daß dieser Berg sich darin spiegeln könne, und doch ist es so. Diese Riesenberge sind wie die Könige, deren Portrait einem selbst in den entlegensten Winkeln des Landes wieder begegnet.

In dem Hafen von Como findet der Reisende allerliebste bequemgepolsterte Gondeln in Bereitschaft, um ihn zu jedem Punkte des Seeufers zu führen. Es giebt Omnibus-Gondeln und einsiedlerische Gondeln für separirte Benützung. Jeder Privatmann hat seine Gondeln und Boote, dazu fahren nicht weniger als 400 Frachtschiffe von Como und Lecco aus auf dem See, seinen nicht unbedeutenden Verkehr besorgend, hin und her. Es giebt in dem besagten Cul de sac oder Finis mundi, wo die Welle so verschlossen in dem Thale ruht wie eine Perle in der Muschel, daher immer Leben und Segel- und Ruder-Arbeit genug. Den Abend, als wir ankamen, war der ganze Wasserspiegel mit illuminirten Gondeln bedeckt. K. k. Militärmusik an Bord eines größeren Schiffes ließ ihre Melodien über das ruhige Gewässer hin munter erschallen, und alle kleinen Nachen umschwirrten sie und folgten ihr, wie Leuchtkäfer. Diese offiziell verordneten k. k. Militärmusiken in allen lombardischen Städten hatten gewiß auch eine politische Tendenz. Sie waren ein Theil jenes Sirenenegesanges, mit dem das österreichische System die Völker einzuschlälern und zu amüsiren suchte. Damals dachte noch Niemand daran, daß die Italiener sich so hastig dagegen die Ohren verstopfen würden.

Ich nahm mir am anderen Morgen eine jener Gondeln und fuhr längs der Ufer des Sees, um seine Schönheiten näher

zu betrachten, die Villa Raimondi, die Villen Varbo und Londonio, die prächtigen Villen d'Este und Pizzo auf der linken und dann die Villa der Prima Donna Cantatrice Giuditta Pasta und die Villa Tanzi auf der rechten Seite in Augenschein zu nehmen. Welcher Reichthum! welche Eleganz welche Fülle von Natur- und Kunstschönheiten! — Ich glaubte bisher, daß die englischen Cottages und Lordsseats das Non-plusultra von Landsitzen wären. Allein nach dem, was ich von solchen Dingen in der Lombardei zu Gesichte bekam, bin ich zweifelhaft geworden. Hier ist fast eben so viel Reichthum in den Wohnungen und noch mehr Geschmack, Größe und Grazie. — Ein denkender Zimmermeubleur würde, glaube ich, solche Säle wie man sie in der Villa Raimondi und dann in der Villa Pliniana sieht, vermuthlich die Palme geben.

Diese letzte Villa war eigentlich das Ziel meiner Fahrt. Sie liegt etwa eine Meile von Como im Schatten des rechten Felsenufers des Sees, nach Norden gewandt. Bei dem Dorfe — nach unseren Begriffen würden wir sagen Städtchen — Torno fährt man um eine kleine Halbinsel herum, die mit malerischen Gruppen italienischer Bauwerke, Ruinen, schönen Pinien und Cypressen bedeckt ist und ein Bild in den See hinauschiebt, das seines Gleichen sucht. Und dann kommt man in einen ruhigen Busen des Sees, der rund umher mit schroffen, aber bewaldeten Bergabhängen umgeben ist. „Wenn du in diesen Busen hineinfährst“, so schreibt Plinius an einen seiner Freunde, „und im innersten Winkel des Busens ans Land steigst, so findest du dort nicht sehr hoch über dem Spiegel des Wassers eine Höhle im Felsen, aus der eine höchst klare Quelle zu Tage kommt. Laß dich dort nieder, nimm ein Buch zur Hand, bereite deine ländliche Mahlzeit, und während du ein wenig liest, und während der Zeit, die du brauchst, um dein Feuer zu schüren,

deine Suppe zu kochen und zu verzehren, kannst du, wenn du zu Zeiten auf die Quelle hinblickst, das wunderbare Schauspiel genießen, daß diese von einem munteren Bergstrom, wie sie es bei deiner Ankunft war, Anfangs zu einem kleinen tröpfelnden Wasserstreifen wird und nachher so spurlos verschwindet, daß die Höhle fast völlig wasserleer und trocken erscheint. Ruhst du dich nach der Mahlzeit noch ein wenig aus, so kannst du dann auch sehen, wie in der Höhle, nachdem sie auf das Minimum von Naß gebracht war, wieder kleine klare Wasserströme zusammenrieseln, wie diese allmählig wieder anschwellen, und endlich das Gefäß sich wieder bis an den Rand füllt und rauschend seinen krySTALLenen Inhalt in den See entsendet. Du packst dann deine Sachen ein und ruderst, über die Ursachen dieses wunderbaren Naturschauspieles dir den Kopf zerbrechend, nach Hause."

Plinius erzählt seinem Freunde und uns, daß er diese Fahrt wirklich so ausgeführt habe. Ich hatte, was er vor 2000 Jahren auf seine Wachstafel kritzelte, in Händen und machte es wie er. Nur hat man jetzt nicht mehr nöthig, wie er damals, seine Grüge sich selber zu kochen. Denn man findet hier jetzt neben oder vielmehr über der Wunderquelle die schöne Villa eines gastfreundlichen Italieners, des wissenschafts- und kunstliebenden Principe Belgiojoso. Es ist hier der kühlste und schattigste Platz am ganzen See, und da die Italiener nichts eifriger suchen als den Schatten, so ist zu vermuthen, daß hier schon früher Ansiedelungen stattfanden. Doch meldet uns die Geschichte, daß die jetzige schöne Villa erst im 16ten Jahrhundert hier gebaut, später aber mehrfach verändert wurde. Sie hat dem ersten Entdecker oder Beschreiber dieses Winkels zu Ehren den Namen Villa Pliniana angenommen und liegt an der Felsenwand, auf knappzugemessener Terrasse postirt, dicht

über der tiefsten Stelle des Comersees. Man steigt aus dem Schiff auf steinerner Treppe zu ihr empor und geht auch auf Felsentrepfen zu den verschiedenen Abtheilungen des Gartens hinauf, dessen Blumenbeete und romantische Baumgruppen auf verschiedenen Terrassen der Bergwand zerstreut und versteckt liegen. Dieser ganze See- und Bergwinkel soll den Namen l'Orrido di Molina haben, und gerade, daß hier in die Mitte des „Orrido“ der Natur das „Dolce“ kleiner Gärten und die Pracht einer italienischen Villa hineingefügt wurde, macht diese Gegend so reizend. — Die obenbezeichnete natürliche Quellschöble liegt zur Seite der Area der Villa. Die Kunst hat ihre Einfassung noch vervollständigt, und man steigt auf einigen Stufen zu ihr hinab. Man läuft Gefahr, ganz in sie hinabzutreten; denn das Wasser ist so vollkommen klar, daß es völlig unsichtbar geworden ist, und daß man sich erst durch die Handberührung oder durch Plätschern mit dem Stock von seinem Dasein überzeugen muß. Unter Gewölben stürzt sich das Wasser mitten zwischen den Gebäulichkeiten der Villa hindurch zum See hinab. — Die Quelle verschwindet an einem Tage dreimal und schwillt eben so oft wieder an. Dieß war auch schon zu Plinius Zeiten der Fall, und sie hält ihre Zeit noch jetzt so pünctlich ein, daß daraus eine fast unbegreifliche Unveränderlichkeit der inneren Beschaffenheit des Berges hervorgeht. Es scheint sich Alles ganz genau gleich geblieben, kein Stein verschoben, kein Canal durchgebrochen, keiner verstopft oder verfallen zu sein. Plinius, sage ich, hat sich den Kopf darüber zerbrochen, was die Ursachen dieser Erscheinung sein möchten, und stellt dreierlei Hypothesen auf, von denen er wohl fühlen mochte, daß sie alle drei nicht völlig genügend waren, da er seinem Freunde die Wahl läßt, die davon zu adoptiren, welche ihm am besten gefiele. — Auch dieß hat sich im Grunde noch

nicht geändert. Denn so gewaltige Fortschritte auch die physikalischen Wissenschaften seit Plinius Zeiten gemacht zu haben glauben, so geben sie uns auch jetzt noch allerlei Hypothesen, von denen wir die adoptiren können, welche uns am besten gefällt. Ich verweise deswegen den Leser auf das Capitel „von den periodischen Quellen“ bei Lhell oder Leonhard, das ihm sehr gefallen wird, so lange er es bloß in seinem Zimmer liest, bei dem ihm aber allerlei Zweifel aufstoßen werden, so bald er es mit in die Natur hinausbringt, z. B. zur Villa Pliniana am Comersee. — Der Principe von Belgiojoso hat den Brief des Plinius unter den Gewölben seiner Villa abconterfeien lassen. Wie schön wäre es gewesen, wenn er die Copie eines Capitels aus dem besagten Lhell und Leonhard hätte gegenübersetzen können, welche die genaue Lösung dessen, was für Plinius räthselhaft war, enthielte. Allein, ein solcher Triumph über die alten Naturforscher wird unseren neueren nur selten zu Theil. Vor den meisten Naturwundern stehen wir noch wie Plinius, wie gewisse Thiere vor gewissen neuen Thoren, und bleiben auch in aller Ewigkeit so stehen. — Der Besitzer der Villa, der lange und sorgfältige Beobachtungen über seine Quelle angestellt und selbst ganze Winter in seiner Villa verlebt hat, sagte mir, daß die ebende und fluthende Bewegung der Quelle zu allen Jahreszeiten ganz gleichmäßig sei. Zuweilen wachse indeß die Quantität des ausgespieenen Wassers um das Doppelte, ja um das Drei- oder Vierfache, ohne daß dabei jedoch die Perioden des An- oder Abschwellens sich änderten. Namentlich fände ein solches übermäßiges Anschwellen dann statt, wenn auf der anderen Seite der Halbinsel jenseits der Berge sich Gewitter entladen hätten, wobei dann auch die Quelle sich trübe. Er könne daher aus dem Zustande seiner Quelle allemal auf das, was jenseits seiner Berge in der Atmosphäre vor-

ginge, schließen. — Diese drei- oder viermalige Vermehrung der Wasserquantitäten ohne damit verbundene Vergrößerung der Abflußperiode schien mir mit dem aus der Hebeltheorie abgeleiteten Versuche zur Erklärung der Periodicität der Quelle am wenigsten vereinbar. — Ein Mal — vielleicht auch schon mehrere Male, wurde die Quelle so groß, daß sie, aus ihrem Höhlenbecken mächtig hervortretend, die Area und Hofräume und auch die Zimmer der Villa überfluthete. — Wer übrigens die Freude genießen will, Zimmerräume zu sehen, denen keine Kritik etwas anhaben kann, der beschaue sich einmal den Hauptsaal der Pliniana. Und wer wissen will, welche Wonne beim Ausruhen im kühlen Schatten zu finden ist, der ruhe einmal auf einer der blumigen Felsenterrassen, auf einer Gartenbank, unter Cyressen oder Pinien, an einem heißen Tage nach Mittag, wo die Felsen des „Orrido di Molina“ in ihrem kühlen weitreichenden Schatten den ganzen Seewinkel wie in einen schützenden Mantel einhüllen, ein wenig von den Strapazen des Tages aus. Wer nun Licht und Schatten, Luft und überhaupt das Klima in Italien recht begreift, der begreift allmählig Alles, der versteht bald den ganzen Charakter und die Sitten der Italiener, ihr *dolce far niente*, ihre hellen Sinne, ihre Kunstliebe, ihre Häusereinrichtungen, ihre Bauart, kurz Alles, oder doch ein gut Theil davon. Vom *dolce far niente* der Italiener muß man sich indeß einen zu übertriebenen Begriff machen. Hier in der Lombardei wenigstens sind die Leute so industriös und fleißig wie möglich. Ich habe in diesen schönen Dörfern am Comersee mehr Arbeit als Nichtsthun gefunden. Auch habe ich hier nichts von dem unerträglichen Schmutz gesehen, von dem wir uns oft in unseren schönen Träumen von dem schönen Italien stören zu lassen lieben. Die ganze Gegend ist höchst fleißig cultivirt, und alle Dörfer sind so appetitlich

und nett, wie man es nur in außerholländischen Dörfern verlangen kann. — „Die italienischen Paläste sind zwar schön gebaut, Kinder“, sagte uns einer unserer alten Lehrer der Geographie, „aber o Himmel, der abscheuliche Schmutz auf allen Treppen, den Niemand wegzufegen sich die Mühe nimmt, macht sie unerträglich. Selbst in den Zimmern Schmutz und Gestank! Freut Euch, daß Ihr Deutsche seid!“ — Ich wollte, daß die deutschen Lehrer nicht mehr solche dicke Vorurtheile unter die Jugend austreuten.

12. Die cimbrischen und suevischen Bergbewohner an der Gränze des lombardisch-venetianischen Königreichs.

Von Como reiste ich über Mailand und viele andere schöne Städte der reichen Lombardei längs der Alpen und kam dann nach Verlauf einer Reihe von schönen Tagen an einem wunderbar heißen Nachmittage des Monats Julius von Vassano aus in Valsagna an. Es ist dieß das erste Dorf im Thale der Brenta am Fuße des berühmten kleinen germanischen Berglandes, welches die Italiener die „Sette Comuni“, die Bewohner selbst die „Siebenberge“ oder „de Siben Kameun“ nennen. „Dopo il detto e dopo i calculi dei Dotti“ (nach der Sage und zufolge den Calculationen der Doctoren), wie ein guter Valsagner Bürger sich gegen mich hervorließ, sind diese Gebirgsleute Abkömmlinge der Cimbern, welche Marius bei Verona besiegte, und die sich von dem Schlachtfelde in die Ge-

birge flüchteten. — Der Anblick der fünf oder sechs Gebirgsmänner, die ich auf dem Markte des besagten Dörfchens fand, schien von vorn herein diese vielbestrittene Sage einigermaßen zu unterstützen. Es waren starke, große, handfeste Leute, wie wir uns etwa die Großkinder jener Barbaren denken mögen. Sie schickten sich eben an, mit ihren Maulthieren, auf denen sie Holzwaaren heruntergebracht und denen sie als Rückfracht türkischen Weizen aufgeladen hatten, in die Berge zurückzukehren. Einen von ihnen, den Filippo Basso, machte ich willig, mich selbst als eine vortheilhaftere Ladung zu betrachten. Der Getreidesack wurde abgepackt, beim Müller deponirt, ein Sattel improvisirt, ich stieg auf, und bald bewegte sich unsere kleine Carabane in einem felsigen wilden Thale langsam bergan. Der Fluß dieses Thales war bis zum letzten Tropfen vertrocknet, wie dieß im Sommer den meisten kleinen Flüssen auf der Südseite der Alpenkette, die nicht aus Gletschern gespeist werden, zu geschehen pflegt. Es war erstickend heiß. Die Steine und Felsen unter und neben uns glühten. Schaaren blutdürstiger Mücken und Fliegen warfen sich über uns und unsere Maulthiere her. Diese fochten mit Schweif und Hufen einen vergeblichen Kampf gegen ihre Beiniger und trafen häufiger meine Stiefeln und Waden als die Köpfe der giftigen Insecten. — Uns klebte die Zunge am Gaumen, und mir, der ich mich kurz zuvor am Ufer der kühnenden Adria einige Wochen lang im bequemen Schiffchen geschaukelt, schien es, als sei ich unmittelbar aus den Gondeln in eine der Folterkammern der hohen Inquisition transportirt worden. Unsere anfangs lebhaft eröffneten Gespräche vertrockneten gar bald wie die Gewässer, und geduldig leidend und die Reise gemach weiterfördernd wurden wir alle mäusehinstill. Meine Leute mochten im innersten Herzen die „Centesimi“ und die „Lire Austriache“ (Zwanziger)

erwägen, die sie bei dieser Gelegenheit zu profitiren gedachten, und mein Geist seinerseits verlor sich in den Gefilden solcher historischer und geographischer Speculationen, wie sie das gerade vor unseren Augen liegende Ländchen hervorzurufen im Stande war.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die hohe Alpenkette im Ganzen zwar die Gränze zwischen den deutschen und italienischen Völkerstämmen macht, daß aber doch diese Gränze nicht immer, wie man erwarten sollte, mit den höchsten Erhebungslinien der Gebirge zusammenfällt. Namentlich haben wir Kinder des germanischen Nordens, wie es scheint, die von der Natur uns vorgezeichneten Linien an mehreren Punkten überschritten und unsere Hütten in verschiedenen südlichen Thälern aufgeschlagen, deren natürliche Beschaffenheit einen ganz italienischen Charakter trägt. So giebt es bekanntlich in mehreren Thälern am Südabhange des Monte Rosa unter piemontessischer Herrschaft deutsche Dörfer und Gemeinden*), deren Verfassung und Sprache ein bairischer Gelehrter vor einigen Jahren etwas näher schilderte. So giebt es auch jenseits des Gotthards, im Formazza=Thale, das die Deutschen das „Bommat“ nennen, einige deutsche Dörfer, und ebenso auch im Canton Tessin**).

In diesen mehr westlichen Alpengegenden sind es jedoch immer nur einige kleine hochgelegene weidenreiche Thäler, die wir Deutschen besetzt haben. Im Osten dagegen sind wir weit tiefer in die Region der Granaten, der Feigenbäume und der Zucht des Seidenwurmes hinabgedrungen. — Das Etschthal ist von allen denjenigen Thälern, deren Gewässer dem

*) Die Leute von Gressoney etc.

**) Das Dorf Bosco zum Beispiel.

adriatischen Meere zufließen, dasjenige, das am meisten deutsche Bewohner in sich aufgenommen hat. Die gewaltige Kette der rhätischen Alpen und Gletscher, die sich mitten durch Tyrol hinzieht und über welche der Brennerpaß führt, hat den Andrang der deutschen Stämme nicht aufgehalten, und die Italiener reichen ihnen daher hier nicht wie an so vielen anderen Stellen die Hand am Rande des ewigen Eises und Schnees, sondern mitten im ebenen Thale der Gtsch, wo nichts eine natürliche Völkerscheide zu begründen scheint. — Zwischen Bogen und Trient liegt das letzte deutsche Dorf Salurn, nicht weit von dem ersten italienischen Orte St. Michel. Nordwärts von Salurn giebt es sowohl im Hauptthale der Gtsch als in allen Seitenthälern eine ununterbrochene Masse deutscher Grundbevölkerung, und südwärts von St. Michel ist der Hauptsache nach in Haupt- und Seitenthälern die Bevölkerung italienisch. Der Hauptsache nach; denn mitten in dieser italienischen Bevölkerung zeigen sich theils noch mehr oder minder bedeutende Trümmer deutscher Stämme, theils wenigstens Spuren einer ehemals vorhandenen deutschen Bevölkerung, die bis zu den äußersten Ausläufern der Gebirge bis hart an die Gränze der italienischen Ebene geherrscht zu haben scheint. Es ist wichtig, diesen Umstand etwas näher ins Auge zu fassen. Das nächste Nebenthal der Gtsch im Süden von St. Michel ist das Val Cembra oder Zimmerthal. Obwohl jetzt von Italienern bewohnt, hat es sowohl in seinem Namen als auch noch in manchen anderen Punkten (z. B. in der Benennung einiger Berge, der „Kreuzspitze," der „Hornspitze") deutsche Anklänge. Nach dem Zimmerthal kommt weiter im Süden das Val Fersina bei Trient. Auch in den oberen Verzweigungen dieses Thales giebt es Berge mit deutschem Namen (z. B. die „Bärenspitze"). Und eines dieser Nebenthäler, das Val Fiorozza, hat sogar noch jetzt mitten zwischen Italienern

mehre von Deutschen bewohnte Dörfer. Deutsche Sitten und Gebräuche, viele deutsche Namen finden sich noch in den kleinen Nebenthälern der oberen Brenta, so z. B. in dem durch seinen Bilderhandel berühmten Val Tessino. Geht man von den Brentaquellen noch weiter nach Süden, so gelangt man wiederum in Gebirge, in denen es viel deutsche Namen und Bewohner giebt, zunächst eine ganze Kette von deutschen Dörfern in dem oberen Theile des Alpiothales und des kleinen Val Solgaria, unter ihnen die Gemeinden von Lavasone, Moselari, Laferna, Solgaria etc., dann am weitesten im Süden die sogenannten dreizehn Communen bei Verona, zwischen beiden mehre deutsche Bergnamen (z. B. den Monte Spiez bei Recoaro), als Anzeichen eines hier vielleicht untergegangenen deutschen Stammes, und endlich am weitesten im Südwesten das berühmte deutsche Ländchen der „Siben Kameun,“ zu dem ich jetzt emporreiste.

Aus diesem Umstande, daß sich ein ganzes zwar vielfach unterbrochenes Netz deutscher Bergnamen und deutscher Gemeinden bis zu den Sette Comuni hinanzieht, haben manche Gelehrte die Vermuthung entwickelt, daß diese ganze Gegend einst von Deutschen bevölkert gewesen sei, und daß erst allmählig das Italienische, durch die Thäler eindringend, das deutsche Urelement hier besiegt und in seinen jetzigen Zustand von Zerrissenheit und Zertrümmerung versetzt habe.

Einigermassen wird diese Ansicht auch durch das, was noch jetzt hier vorgeht, unterstützt. Denn noch heutigen Tages sehen wir hier die annoch bestehenden kleinen Reste deutschen Lebens mehr und mehr verschwinden und das Italienische selbst in der compacten Masse deutscher Bevölkerung, die sich im oberen Gischthale in der Mitte Tyrols befindet, Fortschritte machen*).

*) C. Staub's Tyrol.

Es scheint, als wollten die Italiener alle dem Süden eröffneten Thäler für sich erobern und die Deutschen überall bis an den hohen Kamm der Alpen zurücktreiben. In den Sette Comuni, in den dreizehn Communen von Verona, bei Lavarone, bei Bosco im Tessin, bei Gressonay in Piemont, überall ist die deutsche Sprache im Weichen begriffen. Sogar im Etschthale weist man Dörfer auf, in denen die Bewohner seit Menschengedenken deutsch sprachen, während sie jetzt italienisch reden. Die Umstände sowohl als seine eigenen Talente geben dem Italiener in diesen südlichen Thälern ein merkliches Uebergewicht über den Deutschen. Der Deutsche befindet sich hier, so zu sagen, auf italienischem Urgebiete. Mit Klima, Cultur und allen Verhältnissen des Landes ist der Italiener besser vertraut. Er ist der Pflanzter des hier so wichtigen Seidenbaumes, und wo auf deutschem Gebiete neue Maulbeerpflanzungen und neue Werkstätten zur Abspinnung und weiteren Verarbeitung der Seide angelegt werden sollen, da ruft man italienische Colonisten ins Land. Von Italien her und mit Hülfe der Italiener verbreitete sich die Cultur des türkischen Weizens, des Weines und anderer Producte in den nördlichen Thälern. Wo bei Meran oder Bozen Gärten und Treibhäuser für die Frucht bäume, welche die Italiener unter dem Namen „Agrumi“*) zusammenfassen, eingerichtet werden sollen, da zieht man Italiener zu Rathe. Man könnte eine Menge kleiner Industriezweige aufzählen, die sich im mittleren deutschen Tyrol in den Händen von Italienern befinden. Die nüchternen, sparsamen, fleißigen italienischen Arbeiter, die bei einer kleinen Schüssel voll Polenta (ohne Speck!) und bei einem schmalen Glase Wein (ohne Tabak und Tabakspfeife!) den

*) Citronen, Gebrat, Drangen u.

ganzen Tag eifrig arbeiten, sind bei den tyroler Grundbesitzern sehr beliebt. Wo ein uncultivirtes Feld urbar zu machen ist, da läßt man sie gern kommen. Die Etsch selbst scheint den Italienern vorzuarbeiten. Wo dieser Fluß einen deutschen Acker oder Bauernhof zerstört, was er in neuerer Zeit seit der alarmirenden Entwaldung Südtirols mehr als je thut, da werden Italiener zu Hülfe gerufen. Der deutsche Bauerhof wird aufgehoben, und italienische Colonisten setzen sich an die Stelle. In Folge der unter den Italienern gewöhnlichen frühen Verheirathungen, in Folge der Bestimmungen des italienischen Erbrechts, das alle Kinder zu gleichen Theilen erben läßt, ist auch die Bevölkerung der italienischen Thäler in größerem Anwachs begriffen als die der deutschen, in denen nur ein Sohn den Bauerhof erbt, und wo daher der Ehe und einer zahlreichen Nachkommenschaft manche Hindernisse in den Weg treten. Auch dieser Umstand mag die Angriffe der Italiener auf die Deutschen begünstigen, so wie endlich dasselbe ihre gefällige, leichte und schöne Sprache thut, die den deutschen Kindern weit leichter eingeht als umgekehrt die deutsche der italienischen Jugend.

Es giebt nur eine Gegend in den Alpen, wo Bewohner der romanischen Halbinsel sich in bedeutender Menge über den Hauptkamm der Gebirge und Thäler, welche nordischen Einflüssen ausgesetzt sind, hinübergemacht haben, und wo sie daher den Deutschen ebenso weichen wie die südalpinischen Deutschen den Italienern. Dieß sind die Berge und Thäler Graubündens, wo schon seit vielen Jahrhunderten die uralte Sprache der romanischen Rhätier dem Deutschen unterliegt, und wo die Deutschen ihrerseits sich zu bestreben scheinen, ihr Panier auf dem höchsten Firn der Alpenkette aufzupflanzen.

Der Hauptsache nach ist das Gebiet der Sette Comuni ein Gebirgsplateau von etwa acht Stunden Länge und Breite,

das im Norden von einer bis zu 7000 Fuß aufsteigenden Bergkette, im Süden von einer etwas niedrigeren Gebirgsreihe begrenzt wird und im Osten gegen das Thal der Brenta, im Westen aber gegen das Thal von Astico mit ziemlich steilen Wänden und Klüften abfällt. In der Mitte oben ist ein sehr flaches, schönes Wiesenland, und hier liegt auch der Hauptort des Ganzen, der Flecken Astiago. In den Bergen nordwärts und südwärts sind die Hauptschätze des Ländchens, tannenreiche Wälder, mit deren Producten die italienischen Städte versorgt werden. Man kann die „Siebenberge“*) in vielfacher Beziehung einem schweizerischen Canton vergleichen (am besten vielleicht dem Canton Appenzell = Innerrhoden, mit dem sie die größte Aehnlichkeit haben). Ihre Verfassung war ehemals der schweizerischen Cantonalverfassung sehr ähnlich. Anfangs hatten sie ihre Volksversammlung, ihre Landesgemeinde. Dann wurden ihre laufenden Regierungsgeschäfte von einem Rath verwaltet, zu dem jede Gemeinde zwei Deputirte ernannte. An der Spitze des Landes stand ein Regent, eine Art Landammann. Wie die Leute in den schweizer Urcantonen hatte bis in die letzten Zeiten jeder Siebenberger das Recht, die Waffen zu tragen. Ihre Miliz, an deren Spitze ein „Capitano“ stand, war dem Landsturm der Schweizer ähnlich. Auch ihre häuslichen Beschäftigungen gleichen noch jetzt denen der schweizer Urcantone. Viehzucht und Waldwirthschaft sind ihre vornehmsten Industriezweige. Den „frommaggio dolce dei setto Comuni“ kauft man neben dem Schweizer- und Parmesankäse in Verona, in Padua und den anderen Städten der Lombardei. Die Kohlen, die sie in ihren Wäldern brennen, die

*) Wir Deutschen sollten diesen Namen in unserer Geographie acceptiren.

Eimer und anderen Holzwaaren, die sie schnitzen und auf ihren Maulthieren auf die Märkte von Bassano, Vicenza u. herabführen, heimeln einen Deutschen nicht wenig an. Wie in den schweizer Urcantonen und wie freilich auch in anderen deutschen Ländern haben sie große gemeinsame Besizungen. Fast alle ihre Wälder und ein großer Theil der Weiden sind „Allmend.“ Diese Allmenden sind keine italienische Sitte und kommen sonst in dem lombardisch-venetianischen Königreiche nur noch hie und da in den Bergen vor, vielleicht in Folge deutscher Gewohnheiten, gewiß nicht in Folge des römischen Gesetzes, das mehr als ein anderes den Particularbesiz begünstigt. Das Klima der Hochebene ist ganz dem von Appenzell oder einem anderen schweizerischen Urcantone ähnlich. Sie ist über 3000 Fuß erhaben und erzeugt daher außer Gras, Tannen, etwas Roggen, Hafer und saueren Kirschen wenig mehr, obwohl ihr die Citronengärten des Garbafees ganz nahe sind.

Auch dieß endlich noch könnte man als eine höchst frappante Aehnlichkeit zwischen unserem Canton „Siebenbergen“ und jenen Schweizercantonen betrachten, daß derselbe ebenso wie diese in einen inneren und einen äußeren District zerfällt. Wie die Schweizer, die Appenzeller und Urner von ihren Bergen, in denen sich die Wurzel ihres Staatswesens ausbildete, herabstiegen und sich ihre Nachbarn am Fuße der Berge unterthänig machten und so ein Herrscher- und ein Unterthanenland gewannen, deren Unterschied sich noch jezt in den verschiedenen Cantonen unter dem Namen „alter und neuer Cantonstheil“ oder „äußere und innere Bezirke“ zu erkennen gibt, so scheinen auch diese cimbrischen Gebirgsleute um sich gegriffen und andere nicht cimbrische Communen am Fuße des Bergplateaus mit sich vereinigt zu haben. Eine Reihe von Dörfern bis an das rechte Ufer der Brenta und das linke des Adico und bis in die Ebene

gegen Süden herab gehören mit zu den Sette Comuni, sei es, daß sie sich freiwillig diesen angeschlossen haben oder von ihnen erobert wurden. Von den eigentlichen sieben Communen werden diese Dörfer unter dem Namen „Contrade annesse alle sette Comuni“ (mit den sieben Communen verbundene Dörfer) geschieden. Sie nennen sie auch wohl bloß „Contrade“ (die Dörfer), dadurch andeutend, daß ihnen der Ehrentitel „Comune“ nicht zukomme. Auch vernahm ich in dieser Beziehung wohl die Ausdrücke: „untere und obere Gemeinden“ oder „äußere und innere Dörfer“. — Die eigentlichen sieben Communen sind die alten germanischen Dörfer Asiago, Galleo, Fozza, Enego, Roana, Rozzo und St. Giacomo, deren ursprüngliche einheimische Namen im Dialekte der Bewohner so lauten: Elege, Gelle, Kawütsche, Dschenebe, Roben, Roz und Rustan. Alles zusammen umfaßt ungefähr sechzehn Dörfer mit etwa 34.000 Einwohnern, von denen beinahe die Hälfte auf die oberen eigentlichen alten sieben Communen kommt.

Was den Ursprung und die Geschichte dieser merkwürdigen deutschen Colonie, die sowohl die Aufmerksamkeit deutscher als italienischer Gelehrten vielfach auf sich gezogen hat, betrifft, so sind beide trotz der vielen darüber geschriebenen Bücher noch sehr dunkel. Die Leute selbst, wie gesagt, und mit ihnen viele Gelehrte behaupten, daß ihre Vorfahren vom Schlachtfelde von Verona entflozene Cimbern gewesen seien, die hier in den Bergen Schutz fanden, eine kleine Republik gründeten und vielleicht nachher zu ihrer Verstärkung auch noch andere germanische Flüchtlinge nach sich zogen. Manche glauben, daß die Gelehrten zuerst auf die Idee gekommen seien, und daß dieselbe erst nachher, aus den Büchern in Tradition übergehend, bei dem Volk Eingang gefunden habe. Die allgemeine Verbreitung dieser Sage nicht nur bei den Bewohnern selbst, son-

dern auch bei allen ihren italienischen Nachbarn scheint aber dagegen zu sprechen. Die Leute selbst nennen sich ganz einfach „Cimberleut“*), und in allen benachbarten Bergthälern bezeichnet selbst der gemeine italienische Bauer ihre Sprache mit dem Namen „Cimbro“. „Nei sette Comuni parlano Cimbro“ (in den sieben Communen sprechen sie cimbrisch), wird dem Reisenden oft genug als etwas allgemein Bekanntes von den italienischen Bergbewohnern wiederholt. Dieser Umstand, so wie auch der, daß ein den Siebenbergen benachbartes Thal Südtirols seit alten Zeiten „Val Cembro“ genannt wird, scheint dafür zu zeugen, daß es nicht eine aus der Luft gegriffene Erfindung der Gelehrten sei, diese Leute mit den Cimbern des Marius in Berührung zu bringen; man könnte mit mehr Wahrscheinlichkeit umgekehrt vermuthen, daß die alte Sage und der alte Name des Volkes die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregte. Die, welche dieser Sage keinen Glauben schenken wollen, machen auf jene Kette deutscher Colonieen und deutscher Namen aufmerksam, welche sich von diesem äußersten versprengten Vorposten bis zu dem Hauptkörper unseres Wohngebietes verbindend hinzieht, und geben zu vermuthen, daß wir hier nicht sowohl Colonieen zersprengter Flüchtlinge, als Trümmer uralter deutscher Insassen vor Augen haben möchten. Gegen diese Ansicht scheint aber der ganz absonderliche und isolirt dastehende Dialekt der „Cimberleut“ zu zeugen, der mit den anderen tyroler Dialekten sehr wenig Aehnlichkeit hat und selbst von dem Deutsch der ganz benachbarten Leute von Lavarone schroff absteht.

Ich will diese Ansicht so hingestellt sein lassen, da es hier nur meine Absicht ist, einige selbstgemachte und aus dem Leben

*) Sie nennen sich so unter Anderem in einem Gedicht, das ich besitze.

gegriffene Bemerkungen über die Siebenberge vorzubringen und von den Meinungen der Gelehrten nur so viel anzuführen, als dem Leser zum Verständniß meines Reiseberichtes nöthig ist. Ich acceptire aber, wie es mir scheint mit Recht, für das Völkchen, welches uns beschäftigt, den Namen „Simbern“ als einen allgemein beim Volk verbreiteten.

Also die erste Geschichte unseres kleinen Cantons ragt ebenso in das wolflige Dunkel der Zeit hinauf, wie die Geschichte der erhabenen Roma und der meisten anderen kleinen und großen menschlichen Gesellschaften. Die Römer erwähnen ihrer gar nicht, und wie die kleine Bergrepublik sich zu dem Reiche der longobardischen Könige verhalten haben möge, ist uns nicht viel klarer. Die ältesten unzweifelhaften Documente, welche sie über ihre früheren mittelalterlichen Zustände besitzen, und die man noch jetzt in ihrem Hauptort Asiago, wo sie aufbewahrt werden, einsehen kann, sind aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert. Es sind Bestätigungen ihrer schon damals „a l'“ genannten Privilegien von Seiten der Scaliger, der Ezzelino, der Visconti, und dann eine ganze Reihe ähnlicher Documente von einer Menge venetianischer Dogen bis auf den letzten herab. Aus diesen Documenten geht hervor, daß die sieben Communen allen jenen Herrscherfamilien, sowie sie der Reihe nach in Norditalien emporkamen, sich hingaben. Am längsten blieben sie bei der Republik Venedig, mit der sie am Ende des vorigen Jahrhunderts fielen, um dann wie sie den österreichischen Erblanden angeschmolzen zu werden. Jene Fürsten und die hohe Republik hatten aber ein eben so großes Interesse, sich der Treue dieser Bergbewohner, die „in consinibus Alemanniae“ wohnten und die sie als Wächter ihrer Gränzen gegen Deutschland benutzten, zu versichern, als umgekehrt diese Leute selbst gern ihres Schutzes genossen. Jene bestätigten daher willig die alten Freiheiten

der Cimbern, und es scheint nicht, daß sie sie je mit Waffengewalt in das Verhältniß ihrer anderen Unterthanen gebracht haben. Noch jetzt behaupteten gegen mich diese Leute stolz, sie seien „mai conquist“, sie hätten sich immer nur „addelli“ genannt.

Bei jeder anderen neu sich geltend machenden Gewalt in Oberitalien, bei jedem neu gewählten Dogen senden die Bergbewohner Boten in die lombardisch-venetianische Ebene hinunter, klagen dem jeweiligen Gebieter vor, daß sie erstaunlich arm seien, daß sie blos von Kohlenbrennen, Holzschnitzen und Käse machen lebten, und daß sie unmöglich mehr Tribut als ihre 400 „Lire Veronesi“ und „duodeci vitelli“ (12 Kälber), die sie von jeher in die Ebene abzuliefern gewohnt gewesen, bezahlen könnten, daß sie aber starke Leute seien, undurchbringliche Wälder und feste Berge besäßen, und daß sie diese ihre natürliche Festung zum Frommen Vicenza's, Verona's, Venedig's und aller anderen hinterliegenden Landschaften gern gegen die deutschen Kaiser, gegen die „Bavari“, „Austriachi“ und anderen „Tedeschi“ vertheidigen wollten, wenn man sie nur im Uebrigen bei ihren Sitten und Gewohnheiten gewähren lassen wolle. Die Ezze-lino, die Sforza, die Loreban und Moncenigo setzen dann ein prächtiges Document auf, in welchem sie ihre „dilecti homines, incolae et habitatores Septem Terrarum“ oder, wie sie sie auch wohl etwas schmeichlerisch tituliren, das „Feudum nobile Septem Villarum Montanearum“ (das hochadelige Lehen der sieben Bergstädte) von allen „oneribus daciorem, gabellarum et salis“ befreien und alle ihre sonstigen „exemptiones et franchisia“ bestätigen, „quoniam“, wie sie sehr häufig hinzusetzen, „dicti homines habitant in locis montuosis et sterilibus, et quoniam solum vivebant et vivunt de mercantia lignaminis“ (weil die besagten Leute in sehr bergigen und unfrucht-

baren Gegenden wohnten und wohnen und bloß vom Holzhandel lebten und leben), oder auch „weil sie so oft von den Fodeschi beunruhigt werden und z. B. noch kürzlich 2286 Lire an den Kaiser zu bezahlen gezwungen wurden.“ Dabei machen sie aber immer zur Bedingung, daß die alten 400 Lire Veronesi und die besagten zwölf Kälber richtig an die herzogliche „Camera“ geliefert würden. An dem Maße dieses Tributs scheint nie etwas geändert worden zu sein; nur die zwölf Kälber wurden nachher in andere 100 Lire verwandelt. Dabei scheint es, daß das Attribut „Allerärmste“ fast ein stehender Titel geworden ist. Der Phrase: „I fedelissimi e poverissimi nostri sette Comuni“ bedienen sich die Dogen häufig. Die Leute selbst mochten sich — nicht ohne Grund — ganz gern so nennen hören.

Ihre anderweitigen Privilegien neben der Abgabefreiheit ersieht man aus einem noch jetzt aufbewahrten Statute. Darunter sind die merkwürdigsten, daß sie sich ihre Obrigkeiten selbst wählen dürften, daß sie sogar vom Kirchenzehnten ausgenommen sein sollten, daß ihre Miliz nicht zu auswärtigen Kriegen der Republik verwendet werden, sondern nur zur Vertheidigung der Gränzfeste ihrer Berge dienen solle, daß die Cimperleut immer bewaffnet sein und auch so bewaffnet von ihren Bergen herabsteigen und in den anderen Städten der Republik erscheinen dürften, daß, wenn ein cimbrisches Bergmädchen sich in der Ebene außerhalb der Commune verheirathe, es ihren Landsleuten gestattet sein solle, eine Abgabe von ihrer Mitgift zu erheben. — In den Städten Verona, Vicenza und Padua, in denen sie ihres Handels wegen häufig verkehrten, hatten sie, wie es scheint, eine eigene Art von Obrigkeit, Consuln, wie wir sie nennen würden, damals „Ronzie“ oder „Abvocati“ genannt. Diese Ronzie erwählten sie selbst, der Doge aber bestätigte sie.

Alles dieß bestand unter der conservativen Republik beinahe unverändert, bis ein zweiter Attila*) diese Republik, zu deren Gründung der erste Attila die Veranlassung gegeben hatte, aus der Reihe der Staaten tilgte und die Bestimmungen des Friedens von Campoformio das große morsche venetianische Staatsschiff mit allen kleinen Barken, die es im Schlepptau hatte, und so auch mit jener kleinen Bergrepublik, in österreichische Häfen einlaufen ließen.

„Unsere armen Bergbewohner“, sagten die Dogen, „unsere Gebirgsvölker“, sagen noch jetzt die italienischen Gelehrten, wenn sie diese deutschen Stämme erwähnen, die wir Deutschen unsererseits mit größerem Rechte die „Unserigen“ nennen möchten. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß diese unsere Leute von einem italienischen Gouvernement vorzugsweise als Gränzwächter gegen Deutsche betrachtet und benützt, und daß sie eben, um dieß besser zu können, bei ihrer alten deutschen Verfassung, ihren Freiheiten und Gewohnheiten gelassen wurden**). Und ebenso merkwürdig ist es, daß sie nun gerade jetzt unter einem deutschen Gouvernement in Folge veränderter Zeitumstände entdeutscht, italienisirt werden und ihrer alten deutschen Privilegien beraubt sind. Von diesen ist ihnen, glaube ich, kein anderer Rest mehr geblieben als eine Art Salzprivilegium. Sie bekommen das Salz von der Regierung zu billigeren Preisen und zahlen — vielleicht noch auf

*) Napoleon sagte einmal selbst den Venetianern: „Ich werde für euch ein zweiter Attila sein.“

**) Ich will bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß die Venetianer auch an anderen Gränzen ihres Staates solche kleine Republiken von Bergvölkern unter ihre Protection und in ihren Dienst genommen hatten, so z. B. die Hirtenvölker von Bogliffa und Mazarska an der dalmatischen Gränze.

ihre alten Titel der „*fedelissimi*“ und „*poverissimi*“ sich stützend — das Pfund statt mit 28, wie die anderen, bloß mit 20 Centesimi.

Ihr Land heißt jetzt „der District von Asflago“, und ihre jungen Leute dienen wie die übrigen Bewohner der Provinz in den italienischen Regimentern Oesterreichs. Uebrigens haben sie doch in diesen Regimentern manche Vorzüge vor den Italienern, erstlich, weil sie leichter als diese das „reine wienneseische Deutsch,“ wie sich ein Gimber gegen mich ausdrückte, lernen, und dann, weil sie kräftigere und schönere Leute sind und daher häufiger sich zu Corporalen und Unterofficieren emporschwingen.

Der stichtliche Verfall und Untergang ihrer alten deutschen Sprache ist das, was einen deutschen Reisenden am meisten schmerzt, und es ist jetzt Zeit, daß ich dem Leser, so weit ich kann, auch einen Begriff von dem jetzigen Zustande ihrer Sprache gebe, über deren Bau und Eigenthümlichkeit übrigens ein bekanntes gelehrtes Werk unseres Schmeller, das ich leider noch nicht kenne, existirt.

Manche Gelehrte haben diese Sprache als eine höchst interessante Ruine, welche noch das Gepräge des urältesten Deutsch an sich trage, und als eine kostbare Fundgrube alter deutscher Sprachreste betrachtet. Andere, die vermuthlich nicht an Ort und Stelle gewesen sind, haben dieß übertrieben gefunden. Die Gimberleute selbst haben ebenfalls einen hohen Begriff von ihrer Sprache. „Mir gefällt sie fast besser“, sagte mir einer von ihnen, „als das Schriftdeutsch.“ Es sind Worte darin, die man weder im Italienischen, noch im Deutschen findet. Es ist das älteste Deutsch, und bloß in dem fernen Danimarca und Zütlandia noch sollen die Leute ähnlich wie wir reden“. — Der deutsche Reisende, der ins Land kommt, versteht beinahe nichts von den Gesprächen in diesem Dialekte, und er wird

mit seinem reinen „viennesischen Deutsch“ ebenso wenig verstanden. Es ist aber wohl ohne allen Zweifel ein oberdeutscher, an das Alemannische sich anschließender Dialekt. Unwillkürlich wird man hier an das Friesische erinnert. Sowie dieses an dem nördlichsten Ende Deutschlands, obwohl an die niederdeutschen Dialekte sich anschließend, ganz eigenthümlich und gesondert dasteht, so steht hier an der südlichsten Spitze das Cimbrische, obwohl an die oberdeutschen Dialekte sich anschließend, ebenso originell und fremdartig da. Es ist, als hätten die ältesten deutschen Sprachreste von der aus dem Centrum des Landes hervorstachsenden Herrschaft des Schriftdeutschen sich zu den extremsten Inseln und Bergen geflüchtet. Wie auch andere Dialekte der Alpenkette, hat das sogenannte Cimbrische der sieben Communen viel mit den skandinavischen und niedersächsischen Dialekten gemein (man könnte auch hier gewissermaßen sagen: *les extrêmes se touchent*), ohne daß man es deswegen für einen davon abgeleiteten Dialekt halten dürfte.

Da die politische und officiële Sprache der Communi schon seit lange die italienische ist — ihre Statuten und ihre Verträge mit den Dogen und lombardischen Städtebeherrschern waren von jeher lateinisch und italienisch abgefaßt — so ist wenig Cimbrisches gedruckt worden. In der That beschränkt sich ihre ganze Literatur, wie die der friesischen Sprache, auf einige Gedichte, die zu Ehren der Anwesenheit hoher Herren gefertigt und gedruckt wurden, den Katechismus, der auf Befehl der Bischöfe von Padua publicirt ward, einige altcimbrische „*cantici spirituali*“ und dergleichen. Gleich vom Anfang herein mußten die Cimberleute, deren ganzer Verkehr sich auf Italien beschränkt, zwei Sprachen lernen, und das Cimbrische hat vermuthlich nie mehr Rechte bei ihnen gehabt als die Rechte einer „*Bauernsprache*“. Alle Rechnungen, Aufsätze und Briefe, welche die Leute

zu machen hatten, wurden von jeher italienisch geschrieben. In den Schulen wird schon seit lange italienisch gelehrt. Doch wurde bis auf die neueste Zeit herab noch cimbrisch gepredigt und gebeichtet und überhaupt der ganze Religionsunterricht in dieser Sprache geführt, wie denn die Religion nicht nur in Siebenbergen, sondern auch in Flandern und überall dasjenige Gebiet ist, welches sich die Muttersprache zuletzt entreißen läßt. In dem Hauptort Asflago ist jetzt seit zwei Jahren zum ersten Mal ein Geistlicher eingesetzt, der gar kein Cimbrisch versteht, und daher hat hier das cimbrische Beichten, Katechisiren und Predigen sein völliges Ende gefunden, wie denn dieser Ort jetzt schon als ein fast gänzlich italienisirter zu betrachten ist. Wenn auch die Mehrzahl seiner Einwohner die alte Muttersprache noch versteht, so bedienen sie sich doch derselben nur noch selten. In einigen der anderen entlegeneren Communen dagegen herrscht das Cimbrische noch nach alter Weise vor. Als die am meisten altcimbrischen Orte wurden mir die Communen Fozza, Rozzo und Ronchi bezeichnet. Dagegen liegt wieder mitten zwischen ihnen das ganz italienisirte Dorf Galleso, wo die alte Sprache schon lange ausgerottet sein soll.

Um dem deutschen Leser einen kleinen Begriff von der Beschaffenheit dieser interessanten Sprache zu geben, will ich hier zwei Gedichte hersetzen, ein in neueren Jahren versfertigtes und ein älteres, das schon seit unvordenklichen Zeiten unter dem Volk existirt haben soll. Jenes wurde im Jahr 1804 gedichtet und publicirt und an einen unserer verehrtesten deutschen Prinzen gerichtet, an den Erzherzog Johann von Oesterreich, der damals die Cimbren mit seinem Besuch beglückte. Dieses aber ist ein Otergesang, den die Leute seit uralten Zeiten um Oestern in allen ihren Kirchen singen. Man hat mir versichert, daß er

auch jetzt noch sogar in dem im Uebrigen, wie gesagt, fast ganz italienisirten Hauptorte gesungen werde.

Das erste Lied führt den italienischen Titel: „Componimenti Poetici in occasione del faustissimo arrivo nei Sette Comuni di Sua Altezza Reale Giovanni Arciduca d'Austria. In Bassano, 1804“. Es lautet:

Jz bahar ditzan, baz bar segen?
Oedor iz an schöndar tröhm?
'z ist net tröhm, ghet auz von beghen!
'z ist dar unzar Jung Her.

Vudar leüte, vudar, vudar!
Sperret net allen in beck;
'z ist dar liebe, un gute Prudar
Von me Kaiser ünzar Her.

Un baz habar Eügh so gheban,
Vu me Kaiser liebar Prudar,
Rechtes oge, un hand, un leban
Brumm' ar sait kemt hia kan üs?

Bar sain arm, ditzan ist bahr;
Ma in dis' Armakot bar haben
An gut hertze ane haar,
Gröszer viel ben alla belt.

Ditzan eürme Groszen Prudar,
Eürme Hause Biar un Kron,
A pohl biar sain gabest vudar
Von Venedig, haben ghet.

'z hertze, benne bar nicht vinnan,
Hia kan uz d'ag stea bohl ahn,
Un baz möchtebar üz günnan
Peszor ben baz z'hertze ist?

Got von üz viel liber nimmet
 Viel z'hertze, ben ghut, silbar, golt.
 Z'hertze sait ist baz agh kimmet;
 Ditzan solt sain lieb eüg ogh.

Wörtlich übersezt lauten diese Verse etwa so:

Ist's wahr, dieses, was wir sehen?
 Oder ist's ein schöner Traum?
 's ist nicht Traum, geht aus dem Wege!
 's ist unser junger Herr!

Weiter, Leute! weiter, weiter!
 Sperret nicht Allen den Weg;
 Es ist der liebe und gute Bruder
 Von dem Kaiser, unserm Herrn.

Und was haben wir Euch zu geben,
 Meines Kaisers lieber Bruder,
 Rechtes Auge, und Hand, und Leben,
 Warum doch kommt Ihr hier zu uns?

Wir sind arm, dieses ist wahr;
 Aber in dieser Armuth haben wir
 Ein gutes Herz ohne Haar,
 Größer viel als alle Welt.

Diesem Eurem großen Bruder,
 Eurem Hause haben wir Krone und Scepter gegeben,
 Sobald wir von Venedig
 Fort (getrennt) gewesen sind.

Und das Herz (Herzlichkeit), wenn wir sonst nichts finden,
 Kann uns auch hier wohl anstehen,
 Denn, was möchten wir uns gönnen
 Besseres, als was vom Herzen ist?

Gott selber nimmt weit lieber von uns
 Viel aus dem Herzen, als Gut, Silber, Gold.
 Aus dem Herzen ist (am Ende Alles), was auch kommt;
 Dieses möchte auch Euch das Liebste sein.

Der „Osterngasang“ (Osterlied) lautet so:

Ba bandarte d' ünzar Vrau,

Ba bandarte in vrömede land?

Un hat den Jesus nindart dorvant.

Habetar nindar gaseghet

Den libarsten Sun den main?

Un den halgosten Gott den main?

Jch sagten bul nechtent spete

Vor Judenhaus aufgheen,

Un vor Judenhaus aufgheen.

Baz trigar af sainar häute?

A croana un a Kreuze,

A croana un a Kreuze.

Ba trigar 'z halghe Kreuze?

Ear trighez auf den pergh.

Bittan martar groaz ar het!

Ba trigar nun de croana?

Ear tringhese in de stat.

Bittan paine ear nun hat gat.

Muter auf, Vrau muter,

Lazetach net vordrissen,

Un lazetach net vordrissen.

Dar hümmel raich ist eure,

De paine da ist bul main,

Un de paine da ist bul main.

Baz schicket Gott zo koofen?

An rosa und an verban plut,

An rosa und an verban plut.

In lesten von sain zaiten

Se' tüünt bul ime ganuc

Un dort allar belte ganuc.

Die wörtliche Uebersetzung:

Wo wanderte unsere Frau,

Wo wanderte sie im fremden Land?

Und hat den Jesus nirgends gefunden.

Habet ihr nirgends gesehen

Den liebsten Sohn, den meinen?

Den heiligsten Gott, den meinen?

Ich sah ihn wohl gestern Abend späte

Vor einem Judenhause vorübergehen,

Ja, vor einem Judenhause vorübergehen.

Was trug er auf seinem Haupte?

Eine Krone und ein Kreuze,

Eine Krone und ein Kreuze.

Wohin trug er das heilige Kreuze?

Er trug es auf den Berg.

Welche große Marter hatte er!

Wohin trug er nun die Krone?

Er trug sie in die Stadt.

Welche Pein er nun wohl litt!

Mutter auf! Frau Mutter!

Lasset euch nicht betrüben,

Ja, lasset euch nicht betrüben.

Das Himmelreich ist eure,

Die Pein, ach, ist wohl mein,

Ja, die Pein, ach, ist wohl mein.

Was schicket Gott zu kaufen?

Eine Rose und ein rothes Blut,

Ja, eine Rose und ein rothes Blut.

In ſeinen letzten Zeltten
Dienten ſie wohl ihm genug,
Und ſind auch aller Welt genug.

Es exiſtirt noch ein anderer Oſtergeſang: „dar Oſterntak“ (der Oſterntag) genannt, ſowie auch ein Weihnachtſlied, betitelt: „de Büartenghe von Jeſu Chriſt“ (die Geburt Jeſu Chriſti), und endlich auch ein Pfingſtlied: „dar Finketak“ (der Pfingſtag). Obwohl der Biſchof von Padua dieſes letztere Lied in „dem kloane Catechismo vor de Sibem Kameun“ mit unter „de viar halghe Gasang“ geſetzt hat, ſo herrſcht doch in ihm ein ſehr wunderlich naiver und ſpielender Ton. Es fängt ſo an:

O von der earden Kéberlen
Jart krabelt dort de gréselen,
Un vludart af de hebberlen,
Un lebet dort de béselen.

O von dar hóghe vöghellen,
Jart vludart dort de béllelen,
Un singhet af de pöghelen,
Lebeten dort de téllelen.

Gott gebach gute prösemeln
Und ſchenkach langhe tágghelen etc.

Wörtlich überſetzt:

O auf der Erde ihr Käſerchen,
Ihr krabbelt dort in den Gräſerchen
Und flattert auf den Hälmlchen
Und lebt dort in den Kräuterlein.

O in der Höhe ihr Vögelchen,
Ihr fliegt dort in den Wäldchen

Und singet auf den Zweigelein

Und lebet in den Thälern.

Gott gebe euch gute Brösemlein

Und schenke euch lange Lägelein u.

Nach dieser noch weiter ausgesponnenen Adresse schließt dann dieß cimbrische Pfingstlied im letzten Verse plötzlich so:

Dar Gaist ist heute kemmet,

Aber vomme hümele;

Ear von dar belte nemmet

Alla de bille unde übele.

Der Geist ist heute gekommen,

Aber vom Himmel.

Er nimmt von der Welt

Alle Unbill und alles Uebel.

Aus diesen und anderen Sprachproben, bei denen man aber bemerken muß, daß die Orthographie, wie sich dieß bei einer so selten geschriebenen Sprache auch nicht anders erwarten läßt, sehr unsicher und wechselnd dabei auch unter italienischen Auspicien festgesetzt ist, ersieht man, wie ähnlich diese cimbrischen Laute unseren ältesten deutschen Sprachformen sind. Auffallend ist namentlich der häufige Gebrauch des vollen „a“ statt des stummen „o“ in „prudar“, „gheban“, „leban“ etc., (statt Bruder, geben, leben u.). Die Umtauschung des „w“ mit „b“ ist ganz allgemein. Man kann sich denken, wie unkenntlich dieß manche deutsche Worte machen muß, wie z. B. „Wise“ statt „Wiese“, „Bogen“ statt „Weizen“. Die Niedersachsen werden verwandte Klänge finden in dem „un“ statt „und“, in dem „Oge“ statt „Auge“, in „trohm“ statt „Traum“,

in dem „gabést“ statt „gewesen“ (Plattdeutsch gewéss), in dem „halghe“ statt „heilig“, in dem „het“ statt „hat“, in „de Stat“ statt „die Stadt“, in „lestén“ statt „letzen“ (engl. last). Ich will hierbei zugleich bemerken, daß die Siebenberger das „s“ vor einem Consonanten nicht wie die Obersachsen, sondern wie die Niedersachsen aussprechen. Sie sagen nicht „Schadt“, „Schtoch“, sondern „Stadt“, „Stoch“. Sie sprechen, wie ich bemerkte, sogar „snell“ statt „schnell“. Das Merkwürdigste, worauf wir hier besonders aufmerksam machen wollen, sind die vielen Nachbildungen italienischer Wendungen und die Einbürgerung italienischer Worte. Gleich der Anfang des Osterliedes ist italienisch gewendet: „Ist wahr dieses, was ic.“ (E vero questo, che etc.), dann das „von meinem Kaiser der liebe Bruder“ (del mio Imperatore il caro fratello). Das „gute Herze ohne Haer“ ist durchaus ein den Italienern entnommener Gedanke, die unter einem solchen Herzen ein glattes, weiches Herz, „un cuore dolce“, verstehen. Auch beschreiben die Cimbern ihr Herz wohl darin sehr italienisch, daß sie es größer nennen „als die ganze Welt“. Die Stellung der Worte in dem Sage: „Dieses möchte sein lieb Euch auch!“ ist ganz italienisch: „questo dovrebbe essere caro anche a voi!“ Ebenso ist es der Artikel vor dem Pronomen: „die unsere Frau“, „der unsere junge Herr“, „la nostra Donna“, „il nostro Signor“. Die Partikel „ma“ statt „aber“ ist ebenfalls aus dem Italienischen aufgenommen, sowie viele andere Partikeln. In dem cimbrischen Katechismus finde ich eine Menge italienischer Worte adoptirt, allerdings aber dann auf deutsche Weise umgestaltet und behandelt. Ich hebe folgende Phrasen aus dem Katechismus hervor: „Gott ist an püardar spirito (un puro spirito)“. „De natura un de Devinità von Gott.“

„De sünste originale un de sünste attuale“.
 „De fede un de speranza un carità saint virtù, de komme von Gott me Herren“.
 „Gott hat geschickt den halgen Spirito, zu illuminaren de sain Kercha Catholica“.

Ferner die Worte: „ringraziaren“ (danken), „concepiaren“ (empfangen), „serviaren“ (dienen), „an Gott adoraren“ (Gott anbeten), „de prossimen“ (der Nächste), „salviarnsich“ (sich erretten) u., „met den pensieren“ (mit den Gedanken).

Im gemeinen Leben mischen die Leute das Cimbrische noch viel mehr mit dem Italienischen. Auf die Frage: „wie steht's?“ antworten sie meist: „vabbeny!“ (va bene). Und solcher alltäglichen Redensarten sind zahllose. Das merkwürdigste aber war mir bei ihrem Gespräche der völlig italienische Ton und Accent, das italienische Metrum und der Schwung ihres Vortrags. Auch wenn sie cimbrisch sprachen, glaubte ich doch immer in der Ferne italienisch zu hören.

Ich will mich vorläufig auf diese einleitenden Bemerkungen beschränken, indem ich mir vorbehalte, im Reiseberichte selbst, zu dem ich nun wieder übergehe, noch einige sprachliche Beobachtungen nachzutragen.

„Animo! animo!“ riefen meine Führer zu Zeiten unseren Maulthieren zu, und ich bemerkte, daß, während sie unter sich cimbrisch sprachen, die Unterredung mit ihren „Müllen“ (so nannten sie die Maulthiere, ital. muli) italienisch geführt wurde. Bei den italienischen Fuhrleuten und Postillonen im italienischen Tyrol bemerkt man das Umgekehrte. Diese sprechen häufig deutsch mit ihren Pferden. Vielleicht ist dem Esel und Maulthiere, als mehr südlichen Thieren, die italienische,

dem Pferde, das man hier häufig aus Norden empfängt, die deutsche Sprache vorbehalten.

Wohl wahr, dachte ich, „poverissimi Sette Comuni“, als wir nach dreistündigem Ritt Ronchi, das erste Dorf der Höhe, erreichten, und junge wie alte Bettler uns aus den Häusern entgegenkamen; eine Erscheinung, der man in der Ebene der Lombardei gänzlich entwöhnt wird. Besonders im verfloßenen Theuerungsjahre ist es den Einbern sehr schlimm gegangen. Sie haben mit den übrigen deutschen und germanischen Nationen aus einer Art Sympathie mehr gelitten als die Italiener, zum Theil in Folge des Umstandes, daß sie, wie alle Deutschen, große Verehrer und Cultivirer der Kartoffel sind.

Hinter Ronchi, das noch am Abhange des Plateaus liegt, tritt man plötzlich aus dem engen Einschnitte auf dieses selbst hinauf. Dieß ist ein gefälliger Wechsel. Man gewahrt große Wiesen, über die der Blick weit und breit hinschweift. Die Kirchthürme mehrerer oberen Communen sind darin zerstreut. In der Ferne zeigen sich die hohen Berggipfel, die das Plateau im Norden und Westen umzingeln. Es war Abend, und in den Feldern ertönten die Gesänge der Mädchen und Burschen, welche von der Arbeit heimkehrten. Ich suchte vergebens mich zu vergewissern, ob ihnen diese Lieder die italienische Muse gelehrt habe, oder ob es noch jüngste Nachklänge aus uralter Zeit, aus Germania oder Danimarca seien.

Raum hat man die obere Fläche erreicht, so bewegt sich das Leben leichter als in den felsigen Klüften. Es herrscht hier eine reine kühlgte Luft; die Mückenplage geht nicht bis zu diesen Höhen, und statt der Felsenpfade findet man breite Fahrstraßen von Dorf zu Dorf, auf denen Wagen rollen. Eben jetzt wird auch an einer Chaussee gearbeitet, die von der venetia-

nischen Stadt Triene zu dem Plateau hinaufführen soll. Diese Straße und die ihr vielleicht später noch nachfolgenden Fahrwege werden dann die „Siben Kameun“ noch enger mit „Beloseland“ — so nennen die Cimbern Italien oder Welschland — verflechten. Von Norden, von der Seite von „Teusscheland“ her, wo alle Zugänge zu schroff sind, wird schwerlich je eine Straße heraufführen.

Wir passirten die Commune Galleo, in der in Bezug auf Bauart und sonstige Ortsorganisation Alles vollkommen italienisch aussah. Alle Häuser waren zweistöckig und ganz wie in Italien aus Stein gebaut. Bei dem Reichthum an Tannenhholz hatte ich erwartet, die Häuser der Cimbern, wie die der anderen deutschen Alpenbewohner, aus Holz zu finden. Mich verwunderte es, daß auch ihre Felder nicht mit Holz eingefast waren, sondern mit solchen hohen platten Steinen, die unseren norddeutschen Leichensteinen ähnlich sehen und in vielen Berggegenden des nördlichen Italiens üblich sind.

Auch in Slege — oder, wenn ich italienisch reden soll, in Asiago — wurde ich ganz auf italienische Weise einquartiert, in einem Wirthshause, dessen Zimmer und Vorzimmer in ihren Dimensionen den Räumen einer Caserne glichen, wobei ich denn auch zugleich den Vortheil genoß, statt in einem kleinen, kurzen, schmalen, deutschen Procrustesbette, auf einem weitläufigen italienischen Kissen- und Matrazengebirge von meinen Strapazen auszuruhen.

Am anderen Tage besuchte ich die Schule, die Gerichtszimmer, die Kirche und sonstigen Institute des Ortes. Auf dem Markte fand ich eine Menge Leute aus den übrigen Communen versammelt, und man zeichnete mir die von Fozza als die tüchtigsten und ächtesten Cimbern aus, erzählte mir auch von ihnen, daß sie in ihrem Dialekte noch eine Menge alter und eigenthüm-

licher Ausdrücke hätten, die sonst in den übrigen Theilen des Landes gänzlich verloren gegangen seien. Sie schienen mir durchweg große, schöngewachsene, kräftige Männer zu sein. Dieß war aber auch die einzige Beziehung, in welcher ihr Aeußeres an alte Germanen erinnerte.

Die Cimberleut rühmen sich häufig, daß einer von ihnen es mit Zweien aus der „Pianura“ (lombardisch = venetianischen Ebene) aufnehmen könnte, und sie schreiben ihre größere Kraft ihrer einfacheren Lebensweise, ihrer Vergnügung, ihrer Milch und sonstigen Hirtenkost zu, während sie von den Ebenenbewohnern sagen, daß der schlechte Wein ihre Kraft ausmergle. Im Uebrigen aber sahen meine Leute mehr den Italienern ähnlich. Ich sah keine Blondhaarigen; fast alle hatten schwarze Locken, von denen eine lange nach der Weise anderer italienischer Bergvölker von jedem Ohre herabhing. Auch von blauen Augen, die man neben dem hellen Haar gewöhnlich nach Tacitus Anleitung bei allen Sproßlingen unseres Stammes sucht, bemerkte ich nicht viel. Sie hatten meist dunkle Augen und oft — jedoch nicht immer — ganz die scharf ausgeprägte, ausdrucksvolle, italienische Gesichtsbildung.

Ein Freund von mir hatte mich aufgefordert, auch auf die Schädelbildung der Cimbern aufmerksam zu sein. Es schien mir, als fände ich auch in dieser Beziehung eine merkwürdige Mischung. Bei einigen glaubte ich ganz entschieden den deutschen Schädel mit vollem protuberanzenreichen Vorhaupt, mit etwas eingedrückter Nasenwurzel, mit nähergerückten Augenhöhlen und mit kürzerem Hinterhaupte zu erkennen, während wieder andere den so verschiedenen italienischen Schädel zur Schau trugen, mit glatter, schmaler, nach oben zurücktretender Stirn, mit hoher Nasenwurzel und langem Hinterkopfe.

Diese Beobachtungen, die auf eine gemischte Race deuten

stehen im Einklange mit dem Lichte, das man sich aus der Betrachtung der cimbrischen Familiennamen über den Zustand dieses interessanten Volksstammes verschaffen kann. Es scheint, daß eine Menge, vielleicht die Mehrzahl der Einwohner rein italienische Familiennamen hat. Als sehr häufig vorkommende wurden mir die Basso, die Beneditti, Sylvani, Rigoni bezeichnet. Sehr viele doppelte Familiennamen gibt es, die aus einem italienischen und deutschen Worte zusammengesetzt sind und daher auf eine Verschmelzung deutscher und italienischer Stämme deuten. Als Beispiele solcher componirter Familien wurden mir z. B. von den Rigoni folgende gegeben: Rigoni=Stern, Rigoni=Penner, Rigoni=Schütt, Rigoni=Graver, Rigoni=Zurlaub, Rigoni=Reutle. Natürlich kommen auch Familien vor, welche bloß rein germanische Namen tragen.

Eine der interessantesten Bekanntschaften in Assiago machte ich an einem 80jährigen Greise, der sich seit langer Zeit damit beschäftigt, den ganzen annoch existirenden Sprachschatz seiner aussterbenden Muttersprache zu sammeln. Dieser würdige Alte zeigte uns seine fleißige Arbeit, die er mit Beihülfe einiger seiner Landsleute zu Stande gebracht hatte. Er sagte uns, er erbäte sich nur noch zwei Jahre von der Vorsehung, weil er in dieser Zeit sein Werk glaube vollenden zu können. Alsdann sollte es einem aus den „Siben Kameun“ gebürtigen Professor in Pavia übergeben werden, der das ganze Buch redigiren, revidiren und dem Druck übergeben werde. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß nicht nur in Pavia, sondern auch in Padua, Venedig und anderen Orten sich bedeutende Gelehrte befinden, die aus „unsern“ Cimbricommunen ebenso hervorgegangen sind, wie viele der tüchtigen Soldaten und Corporale, die vor der kaiserlichen Burg in Wien auf die Wache ziehen und die Rekruten üben. Auf der Universität von Padua

und in dem Seminarium daselbst sollen sich jetzt 60 junge Müssensöhne von diesen Bergen befinden.

Es wird jetzt eine neue Kirche in Aſtago gebaut, ein schönes Werk, besonders durch die Art und Weise, wie es zu Stande kommt, nämlich „tutto per carità“, ganz und gar durch Liebe und milde Beiträge, welche von den Mitgliedern der sieben Gemeinden beigeſteuert werden, sowohl von denen, welche noch selber in ihren vaterländischen Bergen wohnen, als von denen, welche in der Fremde weilen. Sie leisten die Woche über alle der Reihe nach freiwillige und unentgeltliche Hand- und Spanndienste. Am Sonntag aber kommen sie alle zusammen und arbeiten gemeinschaftlich an ihrem Gotteshause.

Es that mir sehr leid, daß ich nicht einen Sonntag abwarten konnte, um ein solches frommes Schauspiel zu genießen. Allein ich wünschte auch noch den waldigen Theil ihres Landes zu durchstreifen, ihre anderen deutschen Nachbarn im Aſticothal zu besuchen, und reiste daher am zweiten Morgen in Begleitung eines kräftigen Cimbern in nordwestlicher Richtung weiter. Dieser Mann war ebenfalls in Wien gewesen. Er sprach daher außer dem Cimbrischen und Italienischen noch ein gebrochenes Deutsch, was ich zum Nutzen späterer Reisenden anführe, weil dieser Umstand sehr häufig ist und man immer auf der Hut sein muß, die eigentlichen cimbrischen Ausdrücke der Leute von den sonstigen deutschen Worten, die sie aufgehascht haben, zu unterscheiden. Am leichtesten verkehrte es sich aber mit ihm im Italienischen. Er mischte das Italienische beständig mit dem Deutschen und machte von deutschen Phrasen zuweilen eine ganz wunderliche Anwendung. Als ich z. B. einmal nieſte, sprach er zu mir: „Gott grüß!“ indem er sich sehr höflich gegen mich verneigte. In allen Dörfern, durch welche wir kamen, fanden wir Italiener, welche Kirschen und anderes

Obst aus der Ebene ausboten. Während in Venedig und am Ufer der benachbarten Seen schon die Feigen reif waren, hatten hier die wenigen Kirschbäume nur erst grüne Früchte ange-
 setzt, die zuweilen im August wirklich reif werden. Von an-
 deren Laubbäumen finden sich, außer den Buchen, nur hie und da
 einige alte Lindenbäume, die in den Dörfern stehen wie bei uns
 in „Teusschelant“, jetzt aber schon sehr rar geworden sind.
 Aepfel- und Birnbäume gibt es nicht.

Non hic aspicias pendentes vitibus uvas,
 Invida quas nobis ferre recusat humus,
 Non fruges, toto queis victus gaudeat anno,
 Non artes, miseris unde parentur opes.
 Vellera si desint ovium, si munera pressi
 Lactis, spes omnis, vitaeque adempta cadit.

So heißt es in einem lateinischen „Elegidion“ über die
 Gasse Communi. Vor allen Häusern fanden wir Leute mit
 Holzschnitzern beschäftigt und daneben große Haufen von Bündeln
 rundgebogener Breterchen, die bereits für den Maulthier-
 transport in die Ebene bereitet waren und die dort unten zu
 Eimern und anderen Gefäßen zusammengesetzt werden sollten.
 Während unserer ganzen Tagereise stießen wir auf zerstreute
 kleine Maulthiertrupps, die mit solchen Breterchen oder mit
 Kohlen beladen waren. „Sehen Sie, mein Herr“, rief mehr-
 mals mein Führer aus, „hier ist Alles legnami, carboni,
 legnami, carboni! (Holz und Kohlen, Holz und Kohlen)“. Es
 sind besonders die Märkte der Städte Bassano, Triene, Vicenza
 und Padua, die diese Leute mit ihren Waaren besuchen. Für
 jene Orte haben sie daher auch eigene cimbrische Namen. Padua
 nennen sie Pádebe, — Vicenza: Bizen, — Bassano: Bas-

jän, — Trient: Trin, — Verona: Vern*), sie sprechen es gerade so aus wie die Schweizer ihr Bern, — Levico: Lévige u. „In der Ebene ist das Holz aber jetzt so gut im Preise, und unsere Leute schlagen daher so viele Bäume um, daß unsere Berge in einiger Zeit ganz kahl sein werden, und nach fünfzig Jahren werden wir Cimbren alle verhungert oder in die Ebene zu den Italienern hinabgezogen sein“, so klagten meine Begleiter.

Die Cimbren haben auch schon Notiz genommen von ihren Brüdern, den anderen Cimbren in den sogenannten dreizehn Communen von Verona, die ich oben erwähnte und die unter dem benachbarten Volke, so viel ich bei einem Aufenthalt in dem Thale von Recoaro habe bemerken können, unter dem Namen der „Campesani“**) bekannt sind. Sie erzählten mir, vor langer Zeit sei hier einmal ein Geistlicher der Campesani, Namens Andreas oder auf Cimbrisch abgekürzt „Drea“, zum Besuch bei einem Geistlichen in Siege gewesen, und als dieser beim Abschied ihm die Hand gedrückt und in einem cimbrischen Reim zu ihm gesprochen: „Luck net de Berge, net den schnee a, meinder Drea,“ (schau nicht die [wilden] Berge, nicht den [kalten] Schnee an, mein theurer Andreas! scilicet: sondern unsere warme Freundschaft und unseren guten Willen), da habe jener zu ihrer großen Verwunderung ebenfalls in einem ganz rein cimbrischen Reime geantwortet: „As der unser Gott lass mer laib un har, kehr ich von vier jaar“ (so mir der liebe Gott läßt Leib und Haar, kehre ich zu dir zurück nach vier Jahren). Und sie hätten daraus zu ihrer Verwunderung entnommen, daß die „Campesani“ ihre nächsten Brüder seien und eben ein solches Cimbrisch sprächen wie sie selbst.

*) Man erinnere sich dabei an „Dietrich von Bern.“

**) Weil mehre ihrer vornehmsten Orte Campo heißen.

Ich meinerseits hätte noch gern meinen Blick ein wenig über das Wiesenplateau und die fernen umstehenden Schneeberge schweifen lassen. Allein die „lange Leite“, so hieß der Bergpfad, den wir wanderten, führte uns bald tiefer in die wilden Thäler des nördlichen Theiles unseres Ländchens. Diese Nordseite hat weit größere Wälder als die Höhen nach Süden. Man sagt, die Venetianer hätten aus militärischen Rücksichten besonders darauf gehalten, daß die Nordwälder besser conservirt und weniger angegriffen würden, um die deutsche Seite desto unzugänglicher zu machen. In jene bewaldeten Berge schneiden viele tief ausgehöhlte Thäler ein. Der Boden dieser Thäler war jetzt ganz ausgetrocknet und mit einer zahllosen Menge von der Sonne erhitzter Steine erfüllt. Bei starkem Regen rauschen wilde und breite Ströme in diesen Thälern. Für gewöhnlich aber winden sich die Saumpfade zwischen und über den „Knoten“ (so heißt hier, was wir Flußgeröll nennen) hin. „Das sind in der That schlechte Wege“, sagte ich zu meinem Cimber. „Nein, mein Herr, wahrhaftig, das sind nicht schlechte Wege, wenigstens nach unserer cimbrischen Sprachweise nicht; aber es sind „böse“ Wege. Das ist etwas Sonderbares in Guerex reinen viennesischen Aussprache, daß Ihr unter „schlecht“ immer etwas Schlimmes versteht. Bei uns ist ein „schlechter Mann“ „un galantuomo, un uomo dritto“, und ebenso ist auch ein schlechter Weg „una via dritta piana“. „Una via cattiva“ aber nennen wir einen „bösen“ oder „krummen (krummen) Weg.“

Unser Thal führte uns abwechselnd durch Wald — meistens war es „schwarzer Wald“, in dem entweder „Tannen“ oder „Weuchten“ (Fichten) wuchsen, selten nur „Buchender Wald“ (Buchenwald), abwechselnd durch „Raut“ (terreno incultivato), wo „Kramewette“ (Wacholder) und andere cim-

brische Gesträuche wuchsen — bis zu einem sehr einsamen kleinen Bohnorte, Bertelle genannt, den wir in der Mittagsstunde nach dreistündigem Marsche erreichten. Derselbe liegt am Fuße des Monte Berena, des höchsten Berges im Innern des Cimperlandes, der nun lange der Mittelpunkt und vornehmste Gegenstand aller der Landschaftsbilder blieb, die auf unserer weiteren Reise an uns vorübergingen. Es ist auffallend, daß dieser Berg einen italienischen Namen hat, während sonst den meisten natürlichen Localitäten des Landes cimbrische Benennungen geblieben sind. So hieß ein Verggelände: „de lange Leite von Roß“, ein anderes „de lange Leite von Roben“, ein Wald hieß „der Busch von Pusterle“ u. s. f.

Als wir höher kamen, bemerkte ich etwas Wasser in den Thälern, die wir passirten, und noch weiter oben sahen wir völlig ausgebildete kleine Flüsse in denselben Thälern rauschen, die wir unten vollkommen und bis zum letzten Wassertropfen ausgetrocknet gefunden hatten. Ich fragte die Leute, wo alles das Wasser der oberen Thäler bliebe. „Si perde fra i sassi!“ (es verläuft sich zwischen den Felsen!) war überall die Antwort. Ich führe diesen merkwürdigen Umstand an, weil er vielleicht dazu dienen kann, die große Wassermenge zu erklären, welche am Fuße des Bergplateaus der sieben Communen aus der berühmten Höhle von Oliero, die an Größe und Interesse nur der Adelsberger Höhle nachsteht, ausströmt. Im Innern dieser Höhle findet man einen See, und dieser sendet eine Quelle von sich, die gleich fast als ein mächtiger Strom aus dem Berge hervortritt. Schon viele Gelehrte haben sich bemüht, diese Erscheinung zu erklären. Einige haben die Vermuthung aufgestellt, es möchte der See von Caldonazzo, der jenseits des cimbrischen Bergplateaus im Nordwesten liegt, durch einen unterirdischen Gang mit dieser Höhle zusammen-

hängen und seinen Ueberfluß durch sie ausgießen. Man soll sogar die Identität des Gewässers der Höhle und des Sees chemisch und auf andere Weise constatirt haben. Allein die Entfernung des Sees von der Höhle, die wenigstens zwölf Stunden beträgt, setzt eine, wenn auch nicht unmögliche, doch ganz außerordentliche unterirdische Verbindung voraus. Die Schwierigkeit wird etwas geringer, wenn man eine solche Verbindung zwischen dem Höhlenflusse und den unter den Felsen verschwindenden Gewässern der oberen Thäler des Cimberlandes annimmt. Wäre es nicht möglich, daß alle diese Gewässer sich unter dem kleinen Gebirgsplateau von Asstago in einen See sammelten, der dann am Fuße des Plateaus bei Ollero seinen Ausfluß hätte? Das Volk der Berge selbst scheint an einen solchen Zusammenhang der Dinge zu glauben und erzählt von einem großen unterirdischen See unter Asstago, den aber Niemand gesehen hat. Ein Factum bleibt es, daß ich in den oberen Thälern mehrere starke Flüsse bemerkte, von denen unten keine Spur war, und die doch viel zu viel Wasser führten, um dem Glauben an ein Verschwinden durch Verdampfung Raum zu geben. Da sie alle Jahre so fließen, so müssen sie sich unten an einem Orte sammeln, mit der Zeit überlaufen und irgendwo zu Tage kommen.

Der Monte Berena, an dessen Seite uns jetzt ein hübscher Wald- und Wiesenweg hinführte, ist so hoch, daß sich nicht geringe Schneemassen auf seinem Gipfel häufen, die dann zuweilen nach allen Seiten als „Balangas“ (Lawinen) oder, wie die Cimbern sagen, als „Ednas“ herunterfallen. Wir setzten quer durch die Steine und andere Trümmer, welche eine solche „Edna“ herabgebracht hatte, und cimbrische Kohlenbrenner, die wir dort beschäftigt fanden, erzählten uns, daß sie aus den Baumstämmen,

welche die Lawine von der Höhe herabgeschafft, schon seit drei Jahren Kohlen brennten.

Dichte Wälder und große Alpenwiesen wechselten in dieser Gegend anmuthig ab. Alle Hirten, die wir in diesem Strich anredeten, verstanden bis an die Gränzen Tyrols sowohl italienisch als cimbrisch. Mehre aber, die wir cimbrisch anredeten, antworteten uns italienisch, und mein Führer sagte dann: „Die Schelme verläugnen das Cimbrische“. Ich konnte den Beweggrund zu dieser „schelmischen Verläugnung“ nicht ergründen.

Wir kehrten in einer der Casaras oder, wie die Cimbern sagen „Käserles“ (Käsereien, d. i. Sennhütten) ein, um etwas von dem „frommaggio dulce delle sette comuni“ an der Quelle zu genießen und uns einige in der Nähe wachsende „Rothbeeren“ (so heißen hier die Erdbeeren) dazu zu pflücken. Ich fand, daß sie für Alles, was mit ihrer Viehwirthschaft in Verbindung steht, uralte reindeutsche Namen beibehalten hatten. Selbst wenn sie italienisch mit mir sprachen, nannten sie das Schwein nicht „porco“, sondern „Schwein“, die Kuh nicht „vacca“, sondern „Kua“, das Kalb nicht „vitello“, sondern „Kalberla“, den Ochsen nicht „bovo“, sondern „Ochse“, den Stier nicht „toro“, sondern „Stier“. Das Schaf heißt auf Cimbrisch „Dewa“. Sie haben auch das Wort „Schafe“; damit bezeichnen sie aber, wie sie mir wohl zwölfmal wiederholt haben, nie ein einzelnes Thier dieser Gattung, sondern die ganze Heerde der Schafe, was die Italiener „pecore“ nennen. Ein „Schäfer“ heißt nicht der Wächter der Schafe, sondern „il padrone delle pecore“ (der Eigenthümer). Der dienende Wächter aber (il domestico del padrone) wird „Hirt“ genannt. Ich gedachte hier der Angelsachsen in Großbritannien, die sich ebenfalls ihre alten deutschen Hirtenausdrücke nicht nehmen lassen wollten. Vielleicht sind solche

termini technici der Hirten, Kohlenbrenner, Holzhacker, und Waldeute die ältesten und in allen Dialekten unseres germanischen Sprachstammes am gleichmäßigsten conservirten Ausdrücke.

Bei dem einsamen Bauerhose und Wirthshause, „Terminé“ genannt, erreichten wir die Gränze der sieben Kameun und Tyrols, und wir betraten nun die Länder des deutschen Bundes. Die Bewohner von Terminé verstanden noch cimbrisch. Drei Stunden von hier gelangt man nach Lavarone mitten in jenen kleinen deutschen Bergdistrict, auf den ich schon oben hindeutete, der sich zunächst an das Gimberland anschließt, der aber bereits der Grafschaft Tyrol angehört. Zu diesem District gehören etwa zehn Dorfschaften: Lavarone, Meselari, Laserna, Bedemonte, Folgaria, St. Sebastian, Serada u., die in den oberen Theilen des Val Astico und des Val Folgaria und auf den benachbarten hohen Bergen liegen. Diese Leute haben eine ähnliche Sage von ihrem Ursprunge wie die von Astitago. „Wir stammen“, sagten sie, „von den Sueven ab, die auch einmal von den Römern geschlagen wurden und, in diese Berge fliehend, sich, ihren Kindern und uns, ihren Nachkommen, den Besitz dieser Alpen erwarben“. Sie sind ebenfalls wie die Gimbern rund umher von italienischen Anbauern umgeben. Ihre Sprache ist total von der der Gimbern verschieden und nähert sich so sehr den deutschen Dialekten der eigentlichen Tyroler, daß man sie als Eins mit diesen annehmen und jeder Deutsche mit seinem Oberdeutsch ohne Schwierigkeit mit ihnen verkehren kann. Sie haben auch einige deutsche Bücher unter sich, und diejenigen, welche noch ihren alten deutschen Dialekt gut verstehen, können diese Bücher ohne viel Schwierigkeit lesen. Die Gimbern dagegen haben gar keine deutschen Bücher und können sie auch nicht lesen.

Auch ihr Dialekt ist indeß ebenso wie der cimbrische im raschen Untergange begriffen, obwohl er in Folge ihres häufigen

Verkehres mit den deutschen Tyrolern noch etwas gestützt wird. Sie lernen in den Schulen bloß italienisch, und die italienische Sprache ist auch wie in Assiago die Sprache ihrer Kirche, ihrer Gerichte und ihrer sonstigen Verhandlungen. Es ist schon so weit gekommen, daß die ganze Jugend unter dreißig Jahren bloß noch italienisch versteht und die Sprache der Väter vollkommen vergessen hat. Der suevische Dialekt existirt nur noch im Munde der Alten. Die Leute bedauern dieß selbst, weil ihnen, als Gränzbewohnern zwischen Deutschland und Italien, der Besitz beider Sprachen in ihrem Verkehr nach Süden und Norden nicht unbedeutende Vortheile brachte.

Zwischen dem suevischen und cimbrischen Ländchen giebt es ein ziemlich wüßtes Wald- und Wiesenterrain, das nur jetzt im Sommer von einigen Hirten aus beiden Strichen bevölkert wird, und das ich jetzt durchstreifte. Zuweilen begegnete uns in dieser Einsamkeit ein cimbrischer Kohlenbrenner, der mit seinem Maulthier von einem der unten gelegenen italienischen Thäler heraufkam. Mein Führer unterhielt sich dann mit ihm in seinem barbarischen und unverständlichen „linguaggio“, und beim Scheiden rief er ihm dann gewöhnlich zu: „Grüze mer d'au da!“ (grüße mir die auf da, d. h. die Freunde droben). Wir stiegen allmählig etwas aus unseren hohen Regionen herunter. Die Gegend wurde sanfter und zahmer. Es zeigten sich höherer Graswuchs, kleine Haferfelder, mehr Laubbäume, rund herum nahm die Landschaft einen lieblicheren Charakter an. Wir gewannen Ausichten in tief unter uns liegende reizende Thäler und auf entfernte Gipfel rechts und links, und bei „Schlagenauf“ erreichten wir endlich das erste Dörfchen der Sueven.

Ich fand einen alten Mann im Felde Gras mähen und redete ihn deutsch an: „Guten Abend, Alter, noch immer so

fleißig?" Da sie in Asiago gesagt hatten, die Leute von Lavarone, Raserna u. sprächen das reinste Cimbrisch*), und da ich gar keinen Begriff von ihrem Dialekt hatte, so war ich neugierig zu sehen, welchen Effect meine deutsche Frage auf den Alten haben würde. Statt nun mich blöde anzublicken und achselzuckend weiter zu schaffen, wie es die Cimbern gethan hatten, wenn ich sie so landsmännisch begrüßte, sah ich zu meiner Freude und Verwunderung den Alten munter aufhören, seine Sense (cimbrisch „Sengesa“, lavaronisch „Sengs“) bei Seite stellen und im schönsten Tyrolerdeutsch antworten: „Ei jo, jo, man muß wohl halt noch a bißl' arbeiten, so lang's hall isch.“ — Ich freute mich nicht wenig über diese Entdeckung und war im Stande, eine regelmäßige deutsche Conversation mit meinem Alten zu führen. Mein cimbrischer Begleiter dagegen konnte fast nichts mit seinem Cimbrisch ausrichten, das diese schwäbischen Lavaroner so wenig verstehen wie die übrigen Deutschen. Er unterhielt sich unterdessen in italienischer Sprache mit dem etwa 30jährigen Sohne, der seinerseits kein Wort von meinem und seines Vaters Deutsch verstand. — Der Alte zeigte mir sein Kartoffelfeld und erzählte mir dabei, er und alle seine suevischen Landsleute in diesen Bergen seien so große Liebhaber der Kartoffeln geworden, daß, obwohl dieses Gewächs unter ihnen erst seit 30 bis 40 Jahren bekannt sei, es doch bereits ganz allgemein gebaut würde. Von den umwohnenden Italienern würden sie daher „Pattatari“ (Kartoffler) genannt, so wie auch wohl ihr ganzes Ländchen den Namen „Pattataria“ (die Kartoffelei) bekäme.

*) Die gemeinen Leute nennen in diesen Gegenden zuweilen alle deutschen Bergdialekte cimbrisch. Sie wollen damit also sagen: das reinste Deutsch.

Wie wunderbar sind doch die Liebhabereien und Sympathieen, welche ganze große Volksstämme in allen ihren Mitgliedern gleichmäßig zu solchen winzigen Kartoffelpflanzen hingiehen! dachte ich bei mir, indem ich mich an die Kartoffelbauenden Deutschen in Rußland und anderen Orten und an ganz ähnliche Beinamen, welche ihnen die Russen und andere Völker in dieser Beziehung geben, erinnerte.

Außer Schlangenauf giebt es in diesem suevischen „Pattataria“ noch einige wenige andere Wohnorte, die deutsche Namen haben (z. B. das Dörfchen Stengele), da sonst die Hauptdörfer alle italienisch benannt sind. Die natürlichen Localitäten, die Wälder, Berge, Bergtheile u. s. w. haben fast alle deutsche Namen, was wenigstens auf eine uralte deutsche Bewohnerschaft schließen läßt. So heißt z. B. ein gewisser Wald „der Rudentanz“, ein gewisser Berg „der Erker“, ein anderer „der Ruen“, ein dritter „Hohenleit“. Ein Thal wird „Orkenthal“ genannt. „Gäterle“, „Freudenzins“, „Weiserlen“, „Tschowald“, „Jungholz“, „Wasserknol“, „Zewegerispig“ sind andere hiesige Namen für gewisse Gebirgspartieen, Alpen und Höhen, die ich mir bemerkte. „Nel catastro non è una palma di terra del nostro paese, che non sia Tedesco“ (in dem Kataster ist nicht eine Handbreit Erdreich unseres Landes, das nicht deutsch wäre), versicherte uns einer der italienisch redenden Beamten.

In dem hochgelegenen Lavarone, wo ich zu Abend blieb, versammelten sich viele Leute um mich, die sich begierig zeigten, ihren deutschen Landsmann über sich zu belehren. Leider kostete es mir viele Mühe, sie bei der deutschen Conversation festzuhalten. Sie verfielen immer wieder gleich in das italienische Gerede, das selbst manchem Alten bequemer zu sein schien. Auch producirten sie mir einen 84jährigen Greis, der mir, statt Schiller und Göthe zu recitiren, ganze Contos aus

Tasso vordeclamirte. Schiller und Göthe waren hier unbekannte Namen. Dagegen versicherten sie mir, sie wären sehr wohl mit den großen italienischen Dichtern bekannt und hätten auch die Werke dieser Dichter in ihren Häusern. Sie brachten mir, als ich den Ungläubigen spielte, ein halbes Duzend uralter Tasso und zerlumpter Ariosto aus ihren Häusern hervor. Mein alter suevischer Alpenbewohner konnte mir fast jeden Gesang der *Gerusalemme liberata* ebenso geläufig aussagen, wie ein venetianischer Gondolier, und er behauptete, er kenne noch mehr Leute hier oben in den Bergen, die dasselbe vermöchten. Es ist viel von der Verehrung gesprochen worden, welche die venetianische und die neapolitanische Hafenbevölkerung für Tasso und Ariosto haben, aber der Umstand, daß selbst in den entlegenen Thälern dieser italienischen Alpen jene angebeteten Namen eine so ausgebreitete und allgemeine Verehrung genießen, ist, dünkt mich, im Stande, ein neues Licht auf die eigenthümlichen literarischen Zustände Italiens zu werfen. Welche entlegene Sennhüttenbewohner deutscher Zunge citiren Schiller und Göthe? Welche englische Matrosen oder HIGHLÄNDER den Shakespeare und Byron?

Trotz ihrer Vorliebe für die italienischen Dichter, deren schöne Reime sie alle mit Andacht anhörten, bedauerten sie doch den schleunigen Untergang ihres alten deutschen Dialekts. „Mi pare“, ließ sich einer von ihnen vernehmen, „che il nostro linguaggio è più bello, che il vero Tedesco“ (mir scheint sogar, daß unsere Sprache noch schöner ist als das eigentliche Deutsche). Sie erinnerten sich, von ihren Müttern gehört zu haben, daß, als diese jung gewesen, noch in allen Dörfern hier nicht nur deutsch gepredigt, sondern auch deutsch gebeichtet worden sei. Jetzt wußten sie mir nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen, ob dieß noch in einem der Dörfer der Fall sei.

Die Berge der Cimbern und Sueven setzen nach Norden hin mit einer schroffern Gebirgswand ab. An dieser stieg ich am folgenden Tage auf einem rauhen Gebirgspfade in das entseßlich wilde Val Centa hinab. „Corpo di Christo!“ rief mein Cimber, der zum ersten Male dieses Thales ansichtig wurde, aus, „che bello orrore! Corpo di Bacco! (Bacchus bis an die deutsche Gränze!) questo è un luogo proprio orrobile!“ — Wir sahen ein unbeschreiblich wildes Labyrinth von gigantischen Felsenblöcken, schroffen Wänden und Zerklüftungen unter uns; links, ganz in der Tiefe, blinkerte ein grüner See aus diesen fahlen Klüften heraus. Er erschien mir, wie eine schöne Wassernymphé, die ein Zauberer auf ewig in dieß wilde Gefängniß gesperrt. Dieser kleine See gibt den längsten Zufluß der Brenta von sich und sollte also als die eigentliche Wiege und Quelle dieses Flusses betrachtet werden. Ich grüßte von hier aus im Stillen die Lagunen von Venedig, wo ich vor einiger Zeit die hier geborenen frischen Gewässer im Meere und zwischen dem Lagunenschlamme hatte verschwinden sehen. — Das Val Centa ist nach Norden gerichtet und daher nicht wie die südlichen Thäler, welche ich an den Tagen vorher durchwandert hatte, ausgetrocknet. Es wurde von einer ziemlich kräftig pulstrenden Wasserader belebt. Als wir am Abend in den oberen Theil des Val Sugana hinabkamen, wehten uns heiße Lüfte entgegen, die von mancherlei italienischen Gerüchen gewürzt, hier und da aber auch von den fatalen Ausdünstungen, welche in der Umgebung der Seidenspinnereien lauern und die größtentheils von den Cadavern der Seidenwürmer herrühren, verdorben waren. In allen Büschen glimmten die reizenden Funken der „Leuchterle.“ Dieß war das letzte cimbrische Wort (es bedeutet so viel als Leuchtkäfer), das ich vernahm. Alles war nun wieder ganz italienisch, und ich blickte zu den vom Abendshim-

mer schwach erhellten Bergwänden empor, auf und hinter denen meine Lavaroner und Sleger, Cimbern und Sueven saßen, und bedauerte zu bemerken, wie schwer es sei, ihnen und ihrer mit dem Tode ringenden Sprache von dieser Seite her Hülfe zu senden. Ich nahm, mich der Adige zuwendend, von ihnen Abschied, und wir Deutschen müssen uns auch alle entschließen, von ihnen, die ihrer alten Mutter unabwendlich entfremdet werden, und die sich einem anderen Vaterlande hingeben, in einem anderen Sinne Abschied zu nehmen.

13. Trient.

Das Thal Sugana oder das obere Thal der Brenta ist wieder reich an Naturschönheiten und berühmt durch sie. Allein mit diesen Alpenhöhlen geht es einem, wie in einem Ballsaale, wo alle Schönheiten der Stadt versammelt sind. Man wird es da fast überdrüssig, an jede Bella Donna ein eigenes Sonett zu richten. Als eigentlicher Ursprung der Brenta werden zwei kleine Seen betrachtet, die am äußersten Ende des Thales liegen, und aus denen eine einigermaßen bedeutende Wasserader für die Brenta hervorgeht. Es existirt hier in der Nähe der Brenta-Quellenseen eine Art Hochebene oder Massenerhebung des Terrains, was man daraus abnehmen kann, daß man ganz allmählig — ich meine, ohne daß man nöthig hätte, über trennende Gebirgsmauern zu klettern, — zu denjenigen Quellen übergeht, welche in die Adige fließen. Erst wenn man sich dem Thale der Adige nähert, fallen

die Wände des Plateaus rasch zu dem Boden ab, in dessen Mitte Trient liegt. Es findet hier also ganz etwas Aehnliches statt, wie bei den Quellenseen der Abige und bei den Quellenseen des Inn. Auch dort geht man ganz allmählig und fast auf ebenem Boden aus einem Flußgebiet ins andere hinüber.

Die Quellen der Brenta beherrscht das Schloß Tergine, das mit dem dazu gehörigen Dorfe nicht weit davon entfernt liegt und jetzt dem Bisthume von Trient gehört. — Ich traf hier eine deutsche Schaffnerin, so wie einen deutschen Diener. Auch das freundliche Wirthshaus in Tergine wurde von Deutschen gehalten, die mir mit so dienstfertigen Redensarten: „was schaffen's?“ und „womit kann i dienen?“ so freundlich entgegenkamen, wie es mir lange nicht geschehen war. — Auch unser Postillon, obwohl ein Italiener, bediente sich deutscher Worte bei seinen Pferden, denen er „Chi Fuchs“, oder „Vorwärts“, oder „Zurugge“ zukommandirte. — Das ist hier in dem italienischen Tyrol ein eigenes Gemisch von Italienischem und Deutschem. — Das Italienische giebt zwar den herrschenden Grundton und die Grundfarbe, aber es hat offenbar sehr bedeutenden deutschen Anstrich. Trotz der italienischen Sprache erinnern einen die Oberfläche des Landes und die Physiognomie der Leute schon deutlich an Tyrol. Es ist hier jedenfalls ganz anders als in dem Lombardo-Veneto, und das, was anders ist, rührt von den Deutschen her. — Zuweilen scheint hier so viel deutscher Beischnack dem Italienischen beigemischt zu sein, wie in einigen Gegenden Böhmens dem Tschechischen. Selbst im Val Sugana giebt es neben den deutschen Wirthen und den deutsch radebrechenden Postillonen auch deutsche Adelsfamilien, welche seit alten Zeiten dort Landgüter und Schlösser besitzen, z. B. die Grafen Wolfenstein. So giebt es auch auf

der anderen Seite der Etsch, im italienischen Val di Non, eben solche deutsche Besitzer, z. B. die Grafen Thun. Von vielen deutschen Familien dieses Landstriches ist es zweifelhaft, ob man sie den Italienern oder Deutschen zurechnen soll. Bei einigen ist nur noch der Name deutsch. Sonst erklärten sich weit mehr für die deutsche Seite, seit einiger Zeit aber haben viele, die ehemals sich für Deutsche hielten, sich für Italiener erklärt, so sagte man mir damals.

Das Herabrollen von dem Brenta-Quellen-Plateau von Termine über Givizzano nach Trient ist prachtwoll. Man sieht von oben das schöne Etschthal nach Süden und Norden sich ausdehnen und schwebt, auf Zickzackwegen zwischen Dörfern und Gärten bequem dahinrollend, wie in einem Luftballon darin hinab. — Diese raschen Fahrten an hohen Bergabhängen hinunter gehören zu den eigenthümlichen Genüssen der Alpen. Weil man schnell abwärts kommt, so verändert sich die Scenerie in jedem Momente. In wenigen Stunden gelangt man aus der kalten Höhe in das warme Thal. Wagen und Pferde laufen von selbst. Man verliert alle Gedanken an Mühe und Anstrengung. Dieß Alles ist bei dem langsamen Erklimmen der Berghöhen nicht der Fall. Dazu haben die tiefen Thäler mit ihren munteren Städten und silbernen Flußstreifen, von oben herab gesehen, eben so viel zauberische Attraction auf die Seele, wie die kühlen Bergspitzen, von dem dumpfen Thale aus erblickt. Mit ausgestreckten verlangenden Armen läuft man in die Thäler hinab und sieht dann aus den engen Gassen ihrer Städte wieder zu den Bergen empor, indem man alsbald wieder Pläne schmiedet für die Erstiegung des Gebirges auf der anderen Seite des Thales, ganz wie der Horazische Schiffer, der kaum nach seiner glücklichen Ankunft im ersehnten Hafen wieder auf neue Meerfahrten denkt.

Trient hat die gewöhnliche prachtvolle Umgebung aller in den Alpenthälern versteckten Städte. Es ist die äußerste von Italienern bewohnte Stadt im Etschthale. Einige Meilen oberhalb Trient wird die Grundbevölkerung des Landes ganz deutsch. Neumarkt ist der äußerste von den Deutschen nach Süden vorgeschobene Posten. Schon damals wurde, vielleicht im Vorgefühl der Dinge, die bald kommen würden, im ganzen südlichen Tyrol die Frage zwischen deutscher und italienischer Nationalität sehr eifrig abgehandelt. Schon damals äußerten die Italiener die Idee, daß die Gränze zwischen den Deutschen und Italienern auf dem Brenner gesucht werden müsse. Bis dorthin, sagten sie, auf der Höhe des, Tyrol quer durchschneidenden Alpenrückens, an der Gränzscheide der nördlichen und südlichen Flüsse, werden wir vordringen, sei es im Kriege mit Gewalt, sei es im Frieden durch allmälige Verschmelzung und Metamorphosirung der Deutschen. — Es ist erstaunlich, wie weit uns Menschen gleich die Phantasie mit unseren Erwartungen und Hoffnungen führt, sobald wir nur die geringste Aussicht auf Erfüllung unserer Wünsche bekommen. — Die Italiener machten es damals ebenso, wie jetzt die Polen, die schon nach den deutschen Ostseeprovinzen und den Schwarzen-Meeres-Steppen greifen wollen, da sie noch nicht einmal den Grundstein ihres Hauses fest hingelegt haben. — Im Grunde gehen die heutigen Italiener in ihren Ansprüchen noch weiter als die Römer zur Zeit des Augustus. Denn bis dahin fiel es keinem Italiener ein, diese oberen Etschgegenden zu Italien zu rechnen. Erst Drusus trieb die barbarischen Breunier bis zum Brenner zurück. Und selbst dann, als sie die Bewohner dieser Gegenden besiegt hatten, schlugen die Römer sie doch noch nicht zu Italien, sondern machten die eigenthümlichen Provinzen Noricum und Rhätien daraus. Es ist dieß Alles also uraltes nichtitalienisches Land, dieß

Land, aus dem die Hofer hervorgingen und die „devota mortis pectora liberae“, welche Horaz besingt und die Franzosen zu respectiren Gelegenheit bekamen. Damals sagten mir viele Deutsche, daß seit Pio Nono auch in dem südlichen Tyrol ein entschiedener italienischer Wind wehe, und daß man jetzt am besten thäte, diesem Winde ein wenig nachzugeben und sich der italienischen Bewegung anzuschließen. Alle diejenigen Zwitterwesen, die nicht recht wußten, ob sie ihrer Abstammung gemäß Deutsche oder Italiener seien, hätten in neuerer Zeit weit mehr italienische Farbe angenommen. Damals vertraute man mir dieß insgeheim. Jetzt darf ich es ja wohl, ohne zu verlegen, laut sagen, etwa mit demselben Rechte, wie jener Diplomat, der nach dem Tode eines Fürsten sagte: „Ich habe bisher über diesen traurigen Fall geschwiegen. Aber da jetzt Seine Durchlaucht todt, so darf ich wohl sagen, daß Hochdieselben sehr schwer krank waren.“ Es ist wohl zu vermuthen, daß durch Gewalt der Waffen es den Italienern nie gelingen wird, uns alle die schönen im Süden des Brenner liegenden deutschen Thäler zu entreißen. Allein im Frieden haben wir sie fast mehr zu fürchten. Die deutschen Tyroler, so sagte man mir hier in Trient, wo man sich natürlich auf diese Angelegenheit versteht, sind Querköpfe, sie sind eigensinnig, lassen sich nicht bedeuten. Sie bleiben immer beim Alten und gehen nicht leicht auf neue Ideen ein. Dieser Umstand stellt sie überall in Nachtheil gegen den Italiener, der sich eben so leicht fügt, schmiegt und einschmeichelt, wie seine Sprache. Wie ihr Charakter und persönliches Wesen, so sind auch ihre geselligen Verhältnisse schwerfälliger und unfügamer. Die deutschen Tyroler haben ihre großen Bauerhöfe, die immer in der Familie bleiben. Der italienische Bauer dagegen hat gewöhnlich gar kein eigenes Besitzthum. Er ist bloß Pächter oder Tagelöhner. Die Classe der Tagelöhner ist daher

im italienischen Tyrol sehr groß. Weil sie nichts zu vererben haben, so sind sie industriöser, speculativer und auch auswanderungslustiger. Sie bilden gleichsam die Avantgarde und die leichten Truppen der Italiener, die man in gar mancherlei Beschäftigungen in allen deutschen Thälern des Etschflusssysteme findet. — Es ist bemerkenswerth, daß dieses Etschflusssystem das einzige ist, in welches sich Deutsche und Italiener auf die besagte Weise theilen, denn alle anderen Flüsse Italiens sind sonst bis zu ihrer Quelle, wie bis zur Mündung von eingeborenen Italienern selber besetzt. — Sollten einmal die Staatengränzen in Europa nach den Bevölkerungsgränzen bestimmt werden, so würde die Auseinanderreißung des italienischen und deutschen Tyrols ebenso viel Schwierigkeiten machen, wie die Sonderung des dänischen und deutschen Schleswig oder des slavischen und deutschen Steiermark. Eigentlich stehen die italienischen Tyroler zwischen zwei Feuern. Ihre nationalen Sympathieen, ihre Begeisterung für Pio Nono und la bella Italia treibt sie nach dem Süden. Aber ihre materiellen Interessen verknüpfen sie sehr stark mit den übrigen Thälern des Quellengebiets der Etsch und überhaupt mit Deutschland. Denn für alle ihre Producte finden sie dort weit mehr Abnehmer und weit weniger Concurrenten als im Süden. — Für Gioberti und seinen „Primato morale e civile“, ein dickes Buch, in welchem er beweist, daß die Italiener von jeher in Kunst, Religion, Wissenschaft und Größe die leitende Macht Europa's waren, und daß ihnen dieser „Primato“ auch jetzt wieder zu Theil werden müsse, — schwärmte man hier in Südtirol eben so wie in der Lombardei, und für Pio Nono wurden im Theater mit demselben Enthusiasmus Hymnen gesungen, wie in Mailand, Turin und Florenz. — Die Schauspieler erschienen dabei in Feierkleidern, mußten ihre Hymne zweimal vortragen und wurden nachher mit Blumen beworfen. Am Schluß

der Hymne wurde noch ein anderes Gedicht auf Pio Nono in zahllosen Exemplaren von den Gallerieen heruntergeworfen. Die Blätter flogen überall in die Logen und wurden von den eifrigen Patrioten aus der Luft gehascht. Auch hier in Trient herrscht schon die italienische Sitte, daß man die Fremden ins Theater zu sich einladet. „Ich hoffe, Sie heute Abend in meiner Loge zu sehen“, spricht der Mann, dem man empfohlen ist und dem man seine Visite abstattet. — Auch ist das Theater hier, wie im übrigen Italien der Ort, wo man Bekanntschaften macht. Dort führt man den Fremden von Loge zu Loge herum und stellt ihn den Freunden vor. — Diese italienische Sitte ist vermuthlich sehr alt und stammt wahrscheinlich schon aus den Zeiten der Alten, die bekanntlich sich halbe Tage lang in den Theatern aufhielten und dort wie die Kaufleute auf ihren Börsen Besuche annahmen.

14. Am Gardasee.

Ich hatte früher einmal das ganze Etschthal und seine meisten Nebenthäler bis zu den Quellen des Flusses zu Fuß bereist. Dießmal ging ich bloß quer durch das Thal, um einen kleinen Winkel Tyrols aufzusuchen, den ich damals nicht erreichen konnte, nämlich Riva an der nördlichsten Spitze des Gardasees, und dann diesen See selber. Es führen dahin aus dem Etschthale zwei Hauptwege. Der eine geht von Roveredo, der andere von Trient aus quer durch die Berge. Jener ist eine uralte, schon von den Zeiten der Venetianer her bekannte Heerstraße. Dieser dagegen ward erst in der neueren Zeit fahrbar gemacht. Wir erhoben uns von Trient aus an den Etschthalbergen auf

ähnliche Weise in die Höhe, wie wir von den Quellen der Brenta aus ins Thal hinabgestiegen waren, und erreichten bald einen kleinen See zwischen den Bergen, der seine Gewässer dem Garda zuschickte und ganz ähnlich den Seen der Brenta war. — Nur war er noch kleiner und lag vereinsamter da in der ungeheuren, wilden und großartigen Gebirgsnatur. In der Mitte des Sees erblickt man einen alten Thurm, die Ueberreste einer ehemaligen Burg, die noch jetzt den Namen Doblino tragen.

Diese Passage durch die Berge zum Gardasee hin gehört zu den malerischsten Passagen, die man machen kann. Die Berge zu beiden Seiten sind erstaunlich hoch, sehr vereinsamt und wild. Wie die meisten Gipfel der italienischen Alpen sind sie kahl und baumlos. Die anmuthigeren Naturreize concentriren sich in den italienischen Alpen mehr in der Tiefe der Thäler. Ich habe einmal, ich weiß nicht mehr in welchem Buche, die Idee ausgeführt gesehen, daß die Cultur in der Länge der Zeit nicht den Gang der Natur fördere, sondern vielmehr ihn hemme und störe, die Natur in ihrer schöpferischen Kraft lähme, und daß man daher den Weg, den die Cultur des Menschengeschlechtes und namentlich der Ackerbau über die Erdoberfläche verfolgt habe, noch durch die Verwüstungen und Ausmergelungen, die sie hinter sich gelassen, nachweisen könne. So sei die Natur in den alten Ländern Persien, Syrien, Aegypten, dann Kleinasien ganz gelähmt und ausgestorben, darauf in Griechenland, und in Italien auch schon in höherem Grade als in Deutschland, wo die Menschen noch nicht so lange wie in Italien mit Flußbauten an der Verbesserung der Ströme, mit Waldverordnungen an der Verbesserung der Wälder arbeiten. — Bei dem Anblick der italienischen Alpen und bei ihrer Vergleichung mit den deutschen möchte man dieser Idee beipflichten.

Die erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit cultivirten deut-

schen Alpen haben etwas viel Jugendlicheres, Frischeres, gleichsam Jungfräulicheres. Die italienischen sehen abgenutzter und ausgemergelter aus. Auch darin mag eine Ursache davon gefunden werden, daß die italienische Bevölkerung so gern in den Alpenthälern weiter um sich greifen will. — Daß der Mensch nicht nur den Boden ausmergelt, sondern auch die Natur anderswo selbst noch durch seine Verbesserungen und Anordnungen stört und in Unordnung bringt, ist auch hier in diesen Gegenden die allgemeine Behauptung. Der Eischfluß ist vielleicht von allen Alpenflüssen derjenige, an dem am meisten gebaut, gegraben und gestickt wurde, und doch ist er derjenige, von dessen fortschreitenden und um sich greifenden Verwüstungen ich immer die meisten Klagen vernahm. Er erhöht beständig sein Bett, seit 50 Jahren hat er es stellenweise 4 bis 6 Fuß höher gebracht. Er bricht alle Jahre aus und verwüstet ganze Landstriche. Alle Regulirungen, Dämme und Mauern, die man vorgeschlagen hat, wirken bei ihm so wenig, wie Medicin bei einem unheilbaren Kranken, und man scheint an einen fortschreitenden Rückzug der Cultur aus der Nachbarschaft der Eisch zu glauben. Auch alle Nebenflüsse der Eisch und alle Bäche sollen beständig an Spielraum gewinnen. — Ebenso wenig wie dem Umsichgreifen der Flüsse, kann man, wie es scheint, hier dem Verschwinden und Zusammenschmelzen der Wälder steuern. Wenigstens ist das Geschrei und die Furcht darüber allgemein im Lande. Die österreichische Regierung hat schon drei Mal in diesem Jahrhundert die Waldgesetzgebung geändert; statt aber die Holzverschwendung zu hemmen, haben alle diese Bestimmungen gerade den umgekehrten Erfolg gehabt. Da die Regierung auf keine Weise und mit keinerlei Vorschriften das Rechte treffen und die Leute zu einer vernünftigen und sparsamen Wirthschaft bringen kann, so soll dieselbe, wie verlautete, nun die Ab-

sicht haben, bei neuen Waldverordnungen die Polizei und Verwaltung aller Wälder selbst in die Hand zu nehmen und durch Staatsbeamte besorgen zu lassen. — Dieß Gerücht aber hat die Waldzerstörung nun erst recht auf den höchsten Gipfel gebracht. Denn nun hacken die Gemeinden in ihren Wäldern weg, was sie können, und verkaufen das Holz zu Spottpreisen, weil sie die Einführung einer Verwaltung ihrer Gemeindewälder durch Staatsbeamte eben so fürchten wie eine völlige Wegnahme ihres ganzen Waldeigenthums und daher zuvor noch so viel wie möglich davon profitiren wollen. Um die Wälder also nicht völlig verfallen zu lassen, muß daher die Regierung die Vorbereitungen zu einer solchen Reformirung der Waldverwaltung wieder einstellen und den ganzen Plan aufgeben.

Bei dem besagten kleinen See von Doblino gelangt man in das Thal der Sarca, eines Flusses, der in den Gardasee fließt. Dieß Thal ist wieder wundervoll wild und wenig bewohnt. An einer Stelle des Thales führt der Weg durch eine Gegend, welche die Italiener „le marocchie“ nennen. Es sind hier durch einen in unvordenklichen Zeiten stattgehabten Bergsturz Wasseraufstauungen und Sümpfe entstanden, und außerdem hat sich ein Irrgarten von nackten Felsblöcken und Steinfloßen gebildet, der an Größe und Rauheit noch die berühmten von Goldau bei Weitem übertrifft. Die Italiener, in deren Thälern solche Bergstürze eben so häufig und oft vorgekommen sind, wie in denen der Schweiz, nennen einen solchen Bergsturz „montagna caduta“ oder „monte caduto.“ Und die ganze Gegend „le marocchie“ wird auch wohl „il monte caduto“ (der gefallene Berg) genannt.

Endlich bei Arco, eine Meile vom Gardasee, öffnet sich das Sarcatthal. Da lösen sich die hohen Seitenberge zu kleinen

und niedrigen Felsen und Anhöhen auf, auf deren einer eine uralte Burg liegt, die Stammburg der alten Dynasten dieser Gegend, der Grafen von Arco. — Hier bei Arco stellt sich gleich das ganze große und tiefe Alpenbecken dar, das noch jetzt der Gardasee größtentheils ausfüllt. Von Arco bis zur Spitze des Sees giebt es eine kleine fruchtbare Fläche, die ehemals wahrscheinlich auch noch vom See bedeckt war, die aber allmählig von der Sarca mit Erdreich und Steinen gefüllt worden ist.

Keines der vielen italienischen oder überhaupt alpinischen Seebecken liegt so isolirt, wie das des Gardasees. Die Sarca, ein Flüßchen von höchstens 8 Meilen Länge, ist der größte Fluß, der in dieses Becken hineinfließt. Sonst eröffnen sich zu den Seiten nirgends bedeutende Nebenthäler. Der See ruht ganz in sich selbst verschlossen zwischen den Bergen, die sich nach einer Seite hin in große Thäler öffnen, wie dieß bei fast allen anderen Seen statthat. Daher führt denn auch durch das Thalbecken und längs der Ufer des Sees keine einzige große Handelsstraße, wie längs des Comersees die Splügenstraße, längs des Lago Maggiore die Simplonstrafe, längs des Vierwaldstättersees die Gotthardsstraße, längs des Genfer- und Bodensees mehr andere Straßen. Die große Etsch wäre ein der Größe des Gardasees würdiger und angemessener Strom. Allein sie geht wenige Meilen ostwärts an dem See vorüber.

Aus dieser Abgesondertheit des Gardasees erklären sich manche Eigenthümlichkeiten seiner Natur, seines Wassers, seiner Fische und auch die besonderen Verhältnisse der Bewohner seiner Ufer. Diese haben sich in dem Becken am nördlichen Ende des Sees einen kleinen Hauptort, Riva, gebaut. Seiner Entlegenheit und Absonderung verdankt es dieser kleine Erdwinkel, daß er sich in allen Zeiten der Geschichte mehr Privilegien und mehr Eigenthümlichkeit bewahrt hat als andere italienische Städte.

Wie Gersau am Vierwaldstätter-See, wie andere kleine Alpenörter, denen die hohen Gebirge selbst als Stadtmauern dienen, war Niva ehemals eine kleine Republik für sich, zuweilen in größerer, zuweilen in geringerer Abhängigkeit von den Visconti in Mailand, oder den Scaligeri in Verona, oder den Ezzelino in Vicenza, oder den Dogen von Venedig, oder den Bischöfen von Trient, oder, wie jetzt, von den Oesterreichern. Es erwählte sich zu allen Zeiten seine Magistratspersonen selbst, und seine Geseze, Münzen, Gewichte, Marktvorschriften und sein Wasserrecht galten auf dem ganzen Gardasee und in dessen Küstenorten, eben so wie einst Bischofliches Wasserrecht und Handelswesen auf der Ostsee. Es ist noch jetzt hier viel freier als anderswo in dem österreichischen Italien. Man bekommt aus der Schweiz über die Berge leicht allerlei Bücher herüber, die dann wieder von hieraus den Mincio hinunter nach Mantua u. verließen werden. In den Kaffeehäusern am Hafenplatz liest man allerlei Journale und studirt die Allgemeineugsburger Zeitung, die damals schon seit lange für das österreichische Italien das einzige Blatt war, das etwas Licht und Luft ins Land brachte. Hier, wie auch überall in den Städten der Lombardei, fand ich viele Italiener, die sich einander die Allgemeine Zeitung übersezten. Manche versicherten auch, sie sei ihre einzige deutsche Lectüre, und sie hätten bloß ein Bißchen Deutsch gelernt, um die Allgemeine Zeitung verstehen zu können. — Ein Maler könnte ein hübsches Bild davon machen, wie eine Gruppe von Italienern mit lauschenden Ohren und ernsten Gesichtern in Niva zusammensteht, und wie Einer in ihrer Mitte die rauhen Laute des deutschen Blattes vorträgt und sie mit Beihülfe einer lebhaften Mimik seinen Landsleuten entziffert. — Niva ist daher auch selbst im Winter der Sammelplatz einer kleinen Gesellschaft gebildeter Familien. Der landbesitzende Adel der Umgegend geht

für die Winterfaison nicht nach Trient, sondern sammelt sich in Niva und zerstreut sich dann im Frühling auf seine Villen am See oder am Fuße der Berge. — Wie eine gebildete Gesellschaft, so hätten sie hier auch, dessen rühmten sich die Leute gegen mich, einen besonders reinen Dialekt. Die Trienter, sagten sie mir, hätten schon viele Unarten von den Deutschen angenommen, und die Mailänder redeten halb französisch, halb spanisch. Sie, die Nivaner, dagegen hätten am meisten von dem reinen florentiner Dialekte. Italienisch zu reden strengt also diese Gardasee-Italiener nicht so an, wie dieß oft bei den Mailändern und Venetianern der Fall ist. Ich hörte einmal eine venetianische Dame in Mailand freudig auffauchen, als Venetianer in ihr Zimmer traten. „Gott sei Dank“, sagte sie, „nun kann ich doch einmal wieder venetianisch reden. Von diesem milanesischen Jargon verstehe ich gar nichts, und es ist mir auch unbequem, immer rein italienisch reden zu müssen, wodurch wir Mailänder und Venetianer uns doch allein geläufig verständlich machen können. Venetianisch schwagt's sich so leicht.“

Auf diese kleinen Orte, wie Niva, deren es übrigens am Fuße der Alpen des österreichischen Italiens noch viele andere giebt, haben die österreichischen Soldaten und Polizisten nicht eben schwer gelastet. „Wir haben hier unsere eigene Polizei“, sagte man mir, „und gar kein Militär, und unsere Beamten sind eben so italienisch gesinnt wie wir selber. — Die österreichischen Polizisten und Militärs sind alle in Mailand concentrirt. Dort drücken sie am stärksten. Daher gehen wir auch so selten als möglich nach Milano.“ — Auch darin äußert sich ein die Freiheit und individuelle Unabhängigkeit befördernder Einfluß der Gebirge, daß in diesen italienischen Gebirgsstrichen die landbesitzenden Signori nicht so mächtig sind wie in dem ebenen Po-lande. Dort in den Ebenen der Lombardei sind die Ländereien

und Gütercomplexe außerordentlich groß. Hier in den Bergen giebt es nicht nur mehr kleine Signori, sondern auch die Bauern sind selbst hier und da die Signori des Bodens, und nicht solche abhängige und traurige Coloni und Pächter wie in der Lombardei. Auch haben hier die Bauern weit mehr kräftige und wohlhabende Dorfgemeinden gebildet als in der Lombardei. Und im ganzen italienischen Tyrol, so wie auch in den anderen italienischen Alpenhöhlen haben sie fast überall Gemeindevermögen, Gemeindeweiden, Gemeindewälder, fast wie in der Schweiz, Dinge, die in den Ebenen fast unbekannt sind.

Nicht nur jetzt, sondern auch schon früher haben sich die Rivaner, wie es scheint, einer besonderen Bildung und Humanität gerühmt. Mit gerechtem Stolge zeigte man mir hier ein über 300 Jahre altes Document, aus welchem hervorging, daß der Senat zu Riva schon damals die Tortur in den Gerichten abgeschafft habe. „Wir Rivaner“, sagten sie, „sind also die, welche früher als irgend ein anderes Volk Europa's die Tortur verboten und verbannt haben.“

Ich suchte hier eine deutsche Dame auf, die, an einen Italiener verheirathet, am Gardasee lebt und seit Jahren gegen Alle, welche aus dem Lande „di là dello Alpi“ kommen, eine sehr wohlthuende Gastfreundlichkeit übt. In dieser Zeit der Villesgiatura wohnte sie schon draußen in der „Frescura“, denn sie hat, wie mir mein italienischer Führer sagte, in den Bergen in der Nähe der Stadt, „una bella palazzola“ (ein hübsches Palästchen). — „Frescura“ (die Frische) nennen die Leute hier sowohl die Zeitperiode, während deren sie auf dem Lande leben, als auch den Landstz selbst. Es ist, als wenn in diesem warmen Lande Frische und Kühlung der einzige Zweck des Landlebens wäre, — so wie es auch in Venedig der einzige Zweck des Spaziergangs zu sein scheint, Frische und Kühlung zu suchen.

Sie sagen nicht „spazieren gehen“, sondern „prendere il fresco“ (Kühlung nehmen). (Welcher Unterschied zwischen einem solchen italienischen „prendere il fresco“ und einem englischen „walk“, was ja wohl mit unserem deutschen „Walfen“ zusammenhängt!) Aus diesem italienischen Fresco und Frescura haben die deutschen Tyroler von Meran und Bozen ihre „Sommerfrischen“ (Sommerwohnungen) hergenommen.

Nicht über der Fläche des Gardasees brütet eine sehr heiße und schwüle Luftschicht. Doch ist Niva schon einige Grade milder als das Südenbe des Sees, so wie es denn auch umgekehrt im Winter dort nie so kalt wird wie in den lombardischen Ebenen. — Wer eine Villa hat, die um 25 Fuß höher liegt als der See, der schlägt dieß schon hoch an. Es ist da viel kühler, heißt es, und man läuft auf der 20 Fuß hohen Terrasse des Gartens hinaus, um die Kühlung auf irgend einer Gartenbank hingestreckt zu genießen, beneidet aber den Nachbar, dessen Villa einige Ellen höher liegt und den man gern besucht, weil sein Garten noch einige Grade mehr Kühlung hat. — Um aber die Italiener zu befriedigen, muß die Luft nur gerade so recht hübsch frisch sein. Geht sie nur ein wenig über das Frische hinaus zum Kalten hinüber, so fangen sie gleich an zu klagen und zu zittern. Und man weiß in der That nicht, was die Italiener mehr scheuen, die Hitze oder die Kälte. Ist die Luft nur ein wenig schaurig, so sind gleich die öffentlichen Plätze in Venedig und in den anderen Städten öde und wie ausgekehrt. Die Italiener jammern über den unbarmherzigen Witterungswechsel, den die abgehärteten Nerven eines Deutschen noch kaum wahrgenommen haben, und hocken zu Tausenden in den Theatern, um sich zu wärmen. Eben so empfindsam aber, sage ich, sind sie gegen die Hitze, und in der Mitte einer „giornata forte“ (eines starken Tages, so nennen sie einen heißen) sind Niva und die

anderen kleinen italienischen Alpenstädte eben so todt und ausgestorben. Die Meisten sitzen dann still beschäftigt zu Hause oder schlafen, oder schlürfen Eis hinter den Vorhängen der Kaffeehäuser. Nur ein Deutscher, der kein Arg daraus hat, trabt, sich den Schweiß vom Angesichte wischend, tapfer in den Straßen des Ortes umher.

Bei uns im Norden ist der Sommer, und somit auch die *Villegiatura* nebst allen ackerbaulichen Sommerbeschäftigungen, nur auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt. Namentlich ist bei der Einförmigkeit unseres Ackerbaues diejenige Zeit, während welcher der Gutsbesitzer am liebsten selber an Ort und Stelle ist, die Zeit der Ernte, sehr kurz. Wir haben Heu im Juli, Korn im August und höchstens etwas Obst und Wein im October, und damit Punctum! Bei den so äußerst componirten und mannigfaltigen Culturen des nördlichen Italiens giebt es dort dagegen fast zu jeder Jahreszeit etwas zu ernten. Schon gleich im Frühling sehr frühzeitig beginnt die Blätterernte des Maulbeerbaumes und die bald aus ihr hervorgehende Ernte der Seidenwurmcocons, der die Heu- und Kornernte folgt. Nun kommen der Reihe nach der Weizen, der Hafer, der Roggen, der Fromentone (Mais), darauf der Reis, der Tabak, der Wein, im Herbst endlich bis in den November und December die Oliven. Citronenernten werden fast das ganze Jahr durch von Monat zu Monat gehalten. Und in einigen Gegenden der Lombardei giebt es auch das ganze Jahr hindurch frisches Gras zu schneiden. Bei Lodi stehen die Röhre oft im Januar tief im Grase. Die lombardischen Landwirthe kommen also fast das ganze Jahr hindurch nicht heraus aus den Erntesorgen und dem Erntesegen. Sie bringen daher den größten Theil des Jahres auf dem Lande zu, um alle diese Ernten zu überwachen. Gewöhnlich hilft dabei die ganze Familie,

die Mutter mit den Töchtern. „Ich muß mit meiner Frau und meinen Töchtern bald auf's Land hinaus, es beginnen dort allerlei Ernten“, sagte mir ein reicher lombardischer Gutbesitzer. Wenn ich seine Töchter ansah, die nicht im Geringsten an Drescher oder Sensenmänner erinnerten, so fand ich diese Rede wunderbarlich. Allein man begreift, daß hier, wo häufig mehr Seidencocons zu sammeln und goldene Hesperidenfrüchte zu pflücken als Aehren zu schneiden und Garben zu dreschen sind, auch die zartesten Töchter der Familie angemessene Beschäftigungen bei der Ernte finden können. — Diese vielerlei Ernten, die wir zu überwachen haben, sagte man mir, sind auch der Grund, warum wir Lombarden so wenig in der Welt reisen. Wir haben zuviel an eigenen Heerde zu thun. Die Engländer haben ihre Capitalien in der Bank von England, und Niemandem wird es so leicht, seine Einkünfte an jedem Puncte der Erde zu beziehen, wie ihnen. Niemand kann daher auch so sorgen- und verlegenheitslos umher reisen, wie sie. Ich dachte sonst, daß das süße Nichtsthun an dem Mangel italienischer Reisenden im übrigen Europa schuld sei, und entdeckte hier also ein ganz entgegengesetztes Verhältniß als Ursache davon, nämlich die Vielgeschäftigkeit.

Ueber allen nicht allzu hohen Hügeln und Terrassen des hohen Alpengebirges in dem Becken von Niva, so wie auch über den ganzen Niederungen dieses Beckens bis Arco schwebt eine mattgrüne Farbe, die von den Olivenwäldern herrührt, mit denen hier alle Zwischenräume zwischen den Gärten und Dörfern und Villen gefüllt sind. Die Oliven wachsen hier fast in halbwillkürlichem Zustande und bedürfen nur geringen Schutzes und weniger Pflege. Da sie das ganze Jahr hindurch grün bleiben, so sind sie im Winter der erfreulichste Schmuck der Gegend. Man findet Olivenbäume hier wie überall an dem Südfuße der Alpen bis zu

einer Höhe von 500 Meter. Hauptsächlich sind die Ufer der lombardischen Seen die Region der Oliven, wie sich denn überhaupt alle zarteren Pflanzen an diesen milden Seeufern zusammenfinden. Doch giebt es „oliveti“ (Olivenhaine) auch hier und da in anderen Thälern der italienischen Alpen. Eine „torchia“ (Oelpresse), wie eine Weinpresse, gehört zu den gewöhnlichen Bestandtheilen einer hiesigen Wirthschaft. Vor allen Dingen gehört dann aber dahin die „sorra d'agrumi“ (der Citronengarten). — „Agrumi“ (von agro, bitter) nennt man hier alle die verschiedenen Arten der goldenen Hesperidenfrüchte, die Citronen, Drangen, Citronate. Während die schon viel weniger empfindliche Olive, wie gesagt, überall in den lombardischen Gebirgen gefunden wird, sind die viel zarteren Agrumi fast nur am Gardasee bedeutend häufig. Die Oberfläche des Gardasees liegt nur 69 Meter über dem Adriatischen Meere, das heißt etwa 120 Meter tiefer als alle die übrigen lombardischen Seen, von denen ein jeder beinahe 200 Meter über dem Meere erhaben ist. Diesem Umstande und seiner Abgeschlossenheit verdankt er sein außerordentlich warmes Klima. Das Becken, dessen Boden er bedeckt, ist ein wahres Treibhaus. Die Gardaseeufer, die Meeresufer im Süden der Bergmauer bei Genua und die niedrigen Lagunen von Venedig sind die wärmsten Landstriche im nördlichen Italien und zugleich auch die an Südfrüchten ergiebigsten. — Man erzeugt freilich schon bei Meran und Bozen und auch sonst überall hie und da im Süden der Alpenkette und im Lombardo-Venetianischen Drangen und Citronen. Allein nur am Gardasee ist die Production so bedeutend, daß sie ein Element des Reichthums der Bewohner und eine Quelle bedeutenden Handelslebens wird. — Fast jeder Besitzer hier „si fa delizia di coltivare ameni giardini“, wie es bei einem italienischen Schriftsteller heißt, und hat, wie ich oben sagte, neben

seiner Villa seine „serra d'agrumi.“ Diese Citronengärten sind vermuthlich die einträglichsten Gärten und Grundstücke, die es in der Welt giebt. Denn man hat Gärten dieser Art, welche nicht so viel Raum wegnehmen als ein einziges kleines Roggenfeld bei uns und die Hunderttausende von Lire Austriache einbringen.

Die Drangen und Citronen werden hier gerade so behandelt, wie unsere deutschen Obst-, Birnen- und Aepfelbäume bei Petersburg und Moskau. Dort im Norden sieht man oft große Gartenstriche im Winter mit Glasdächern bedeckt, und die Birn- und Aepfelbäume darin sorgfältig rangirt und gewässert. Eben so hat man hier ganze Striche an den Bergen hin mit Glasdächern bedeckt. Im Frühling werden diese weggenommen, und nur die Säulenpfeiler und Mauerstücke, welche diese Dächer tragen, bleiben stehen. Die Gärten sind alle terrassenförmig gebildet, mit mehreren Absätzen und Stufen. Dieß geschieht, um die künstliche Bewässerung zu erleichtern. Gewöhnlich führt nur ein kleiner Bergquell in den Garten hinein. Jeder Baum ist mit einer ringförmigen Vertiefung umgeben, die durch Canäle mit dem Quell in Verbindung steht. Es sieht hübsch aus, wenn Speisung der Bäume ist, und der kleine Quell auf vorgeschriebenen und ausgemessenen Wegen sich überall hin vertheilt und jeden Baum mit seinem gehörigen Quantum versorgt. — Wo man an den Bergen keine Quellen findet, da kann man keine solche Citronengärten anlegen.

Auf jeder Terrasse des Gartens steht nur eine Reihe von Citronenbäumen. Der viereckige Platz, den ein Baum in einer solchen Reihe einnimmt, heißt eine „Campata.“ Die Größe eines Gartens, die Kosten der Anlage, den Ertrag der Ernte, dieß Alles berechnet man nach „Campaten.“ Ein Garten, heißt es, hat 50 Campaten. Es giebt Gartenbesitzer,

die 500 bis 600 Campaten besitzen. Die Herrichtung dieser Gärten ist so kostspielig, daß die Kosten für eine Campata auf 500 bis 600 Zwanziger steigen. Die Einrichtung eines Gartenbesitzes für 600 Bäume kostet also über 300,000 Zwanziger. Da der Citronen- und Drangen-Gartenbau fast nur an der westlichen dem Südosten zugekehrten Seite des Gardasees stattfindet, diese aber sehr felsig ist und wenig Erdreich darbietet, so hat man zu vielen Gärten die Erde auf Schiffen von dem östlichen Ufer des Sees herüberführen müssen. Weil die Erde oft erneuert werden muß, so kann man sich denken, daß schon dieser einzige Umstand hinreicht, die Gärten sehr kostspielig zu machen.

Die Hauptfrucht ist die Citrone. Ein Baum, wenn er recht gesund und groß ist, trägt 800, 1000, auch wohl bis 2000 Früchte im Jahre. Es giebt viele Leute am Gardasee, die mehre Hunderttausend Stück Citronen jährlich ernten. — An Ort und Stelle sind diese Citronen 50 bis 60 Zwanziger das Tausend werth. Ein Baum kann also für 100 bis 120 Zwanziger in einem Jahre tragen. Man hält schon am ersten Mai die erste Citronenernte und hat dann im Laufe des Sommers 5 bis 6 foche Ernten. Die Citronen vom Gardasee sind herber, bitterer, aber kräftiger als die aus Sicilien, lassen sich auch besser transportiren und halten sich länger. Es wird daher ein großer Theil des nördlichen Europa mit dieser Frucht vom Gardasee aus versehen, Oesterreich, Polen, Rußland. Man schätzt, daß über 50 Millionen Citronen am Gardasee für diese Länder wachsen. Es soll einzelne reiche Besitzer am See geben, die eine halbe Million Franken Revenuen aus Citronengärten ziehen. Auch die Bauern haben gewöhnlich ein paar Campatas neben ihren Hütten. Für einen Deutschen, dessen Phantasie von Jugend auf mit wundervollen Ideen vom Lande, wo die

Citronen blühen, gefüllt ist, gewährt es einen eigenen Genuß, mit einer anmuthigen und freundlichen italienischen Familie unter diesen Bäumen sich zu ergehen und in ihren kühligten Schatten Kaffee zu trinken, wie unter den Fliedersträuchern oder Sauerkirschen der Heimath.

Die Gastfreundschaft, welche ein Deutscher von Italienern empfängt, hat etwas besonders Wohlthuenendes, ja ich möchte sagen Rührendes. Denn, da wir stets die Unterdrücker der Italiener waren, und sie in uns ihre natürlichen Feinde sehen müssen, so liegt dieser Gastfreundschaft eine sehr edle Selbstverleugnung zum Grunde. In Folge der Wolke von Vorurtheilen, in welche uns unsere heimathliche Umgebung einzuhüllen nicht verabsäumt, rückte ich in jedes neue italienische Alpenthal mit der Erwartung von Raubansfall und Mord und mit der Aussicht auf Verwünschungen des maledetto Tedesco ein, und in jedem Thale fand ich mich denn wieder auf höchst angenehme Weise enttäuscht. Selbst die geringen Lombarden, die Bauern, haben sehr gastfreundliche Gewohnheiten, z. B. diese, daß sie beim Speisen jeden Vorübergehenden zum Mitessen auffordern. Oft ist es mir passirt, daß ich in einer einsamen Gegend bei Bauergruppen vorüberging und schon von Weitem von ihnen angerufen wurde, um ihre Polenta, die sie unter dem Schatten eines Baumes verzehrten, mitzugenießen. Sie hoben dabei den gefüllten Pokal hoch in die Höhe und schrielen: „Kommen Sie! Setzen Sie sich und thun Sie uns die Ehre, mit uns zu speisen!“ — Sie halten es für eine Pflicht, diese Aufforderung an jeden Vorübergehenden ergehen zu lassen. — Solche uralte Sitten, wie man sie nur noch etwa bei den patriarchalischen Araberstämmen zu finden erwartet, entdeckt man, sage ich, noch heute bei den seit uralter Zeit civilisirten Italienern. — Eine englische Familie, die ich in Niva traf, war ganz entzückt von

der Zuvorkommenheit und Gastfreundlichkeit der Italiener. Sie wären, sagten sie mir, zufällig, aus Deutschland kommend, hierher gereist, und obwohl sie Anfangs bloß einige Tage hier hätten bleiben wollen, so hätten sie sich doch sehr bald in so viele angenehme Beziehungen verstrickt, von so vielen freundlichen Menschen umgeben gefunden, daß aus den wenigen Tagen jetzt beinahe ein halbes Jahr geworden sei, und daß sie sich geneigt fühlten, zu betheuern, Riva sei „the most delightful place in the world.“

Es giebt aber in der Lombardei längs dem Fuße der Alpen eine große Anzahl solcher kleiner delightful places, an denen sich eine angenehme Sommergesellschaft zusammenfindet. Fast jedes lombardische Dorf ist im Sommer der Sammelplatz für den Adel und die gebildeten Stände. Unsere deutschen Dörfer sind, möchte ich sagen, mehr von monarchischer Verfassung, diese lombardischen aber mehr aristokratische. Bei uns findet man bei jedem Dorfe fast nur einen dominirenden Grundherrn, einen Mittergutsbesitzer, einen Grafen oder mediatisirten Fürsten, der dort seinen kleinen Hof hält und Alles ekkipirt. Ein lombardisches Dorf aber besteht aus einer Menge nebeneinander gebauter Landwohnungen oder — wenn man sie so nennen will — Edelsitze, zwischen und neben denen dann die Wohnungen der kleinen Leute herum liegen. Die lombardischen Dörfer erinnerten mich daher an die kleinrussischen, in denen auch gewöhnlich 20 bis 30 landbesitzende Adelsfamilien nebeneinander wohnen, nur mit dem Unterschiede, daß dort Alles im Italienischen Style eingerichtet ist, hier im kosakischen, der indeß doch weit minder barbarisch ist, als man sich gewöhnlich vorstellt.

Von einer deutschen Dame, die hier schon lange unter den Italienern wohnte, und die sich unendlich freute, einem deutschen

Landsmanne zu begegnen, vernahm ich eine Klage, die mich etwas in Verwunderung setzte. Sie sagte, das Land und Volk mache sie traurig; die Italiener seien viel ernster als wir Deutschen, man lache hier nie so herzlich, nie bis zu Thränen, wie bei uns in Deutschland; auch habe sie seit Jahren niemals Jemanden so ein Liedchen für sich hinpfeifen oder trillern hören, wie dieß bei uns von den „munteren Seifensiedern“ und anderen wohl geschähe. Ich erinnerte mich dabei, daß ich in Kopenhagen von einem Deutschen ganz ähnliche Bemerkungen in Bezug auf die Dänen gehört und auch selber in Rußland ähnliche Sensationen empfunden hatte. — Ich weiß nicht, sind wir Deutschen wirklich lustiger, heiterer, vergnüglicher und gemüthlicher als alle anderen Völker, oder bildet nur eben Jeder unter Fremden sich ein, daß das Ausland traurig und elend und das Vaterland, das Land unserer Jugend, schön, heiter und sonnig sei.

Mit der vergnüglichen, lachlustigen Gemüthlichkeit, wie sie uns Deutschen eigen ist, gehen den Italienern aber auch manche deutsche Schwächen ab, die ebenfalls in unserer Gemüthlichkeit wurzeln, z. B. unsere melancholischen und trüben Stimmungen, in die wir oft verfallen, unsere Weinerlichkeit, eben so auch unsere Ueberschwänglichkeit und Schwärmerei, der wir uns hinzugeben geneigt sind. Ueber unsere Schwärmerei tabeln uns die Italiener ebenso wie die Engländer und Franzosen. „Vom Schwärmen“, so sagte mir eine deutsche Mutter italienischer Kinder, „haben meine italienisch erzogenen Töchter keine Spur und nicht die geringste Anlage zur Ueberschwänglichkeit. Davon weiß man die jungen Mädchen hier völlig fern zu halten; auch von Gespensterfurcht, Angst vor Spuk und Geistern wissen meine Kinder nichts. Märchen, Elfen- und Hexengeschichten hat man für die italienische Jugend nie geschrieben. Neu

lich kam eine meiner Töchter, die in ein deutsches Buch geblickt hatte, zu mir und fragte mich, was eine See sei, und sie lachte nicht wenig über unsere deutschen Einbildungen, als ich ihr sagte, was wir Deutschen darunter dächten."

Nicht weit von Riva oben in den Bergen über dem Gardasee befindet sich ein kleines Thal, das Val Ledro, zu dem wir zuerst zu Schiffe, alsdann an den Bergen hinauf eine kleine Ausflucht machten. — Dieses Thal oder Thälchen ist sehr einsam und wild. Es liegt hoch, hat Gras- und Waldwuchs und in der Mitte einen kleinen See. Hinten stößt es nachbarlich an das große schöne Thal von Giudicarien, das in neuerer Zeit viel genannt wurde, weil italienische Freischaaren von Idro aus durch Giudicarien einen Einfall in Tyrol machten. Die Bewohner des Val Ledro sind als Bärenjäger berühmt. Denn ihr einsames Thal, wie überhaupt alle die hohen Berge längs des Gardasees, wird nicht selten von Bären besucht. Auch „luvi“ (Wölfe) erscheinen noch häufig hier. Vor einigen Jahren, sagte man uns, sei hier ein Mann gestorben, der während seines Lebens nicht weniger als 30 Bären erlegt habe. Die österreichische Regierung thut durch Prämien-Ausbieten ihr Mögliches zur Ausrottung dieser Thiere. Doch ist ihr dieß bisher noch nicht gelungen.

Das Ungewöhnlichste am Val Ledro ist der Ein- oder Ausgang dahin vom Gardasee aus. Es ist hier ein schroffer enger Felsenspalt, durch den der Weg zum Thale hinaufführt. Durch ihn stürzen die Gewässer des Thales hervor und fallen in einer hübschen Cascade durch eine Höhle in den Gardasee hinab. Wenn die Sonne in diese schäumende Höhle scheint, so entstehen ganz eigenthümliche Lichteffecte. Vom See aus hineinschauend, glaubt man, sie sei voll Feuer und Flammen. Neben dieser Höhle, an den schroffen Felsen, in jenem Spalt

hat man mehre kleine Gebäude und Vorrichtungen, eine Mühle, Waarenmagazine &c. höchst wunderlich und malerisch eingefleht. Es ist hier nämlich der einzige Eingang zum Thal, durch den es seine Einfuhr (Wein, Früchte, Mehl &c.) empfängt und seine Ausfuhr (Holz, Kohlen, Käse, Thierselle &c.) in die Welt hinaus schafft. Die paar Häuserchen tempeln sich eines über dem anderen an der steilen Felswand empor. Ich sah nie einen so wunderlichen Hafenort. Im Winter rutschen sie mit diesen Waaren auf Schlitten („un Slitte“, so nennen sie auch hier am Gardasee jene nordische Rutschvorrichtung, für die sie das nordische Wort beibehalten haben) herab. Weiter oben geht dieß sehr leicht. Nach dem See zu aber, wo der Weg an den Felsenabhängen schroffer wird, hat man große eiserne Haken eingeschlagen, durch die man Stricke laufen läßt, um die Waarenschlitten daran allmählig zum See hinabzulassen. — Nicht Ledro's wegen allein beschreibe ich diese Dinge, sondern überhaupt der Alpen wegen, in denen überall Menschen und Waaren auf ähnliche Weise transportirt werden, und wo es an vielen Seen ähnliche kleine Hafenplätze giebt, wie diesen von Ledro.

Nur die nördlichste Spitze des Gardasees gehört noch zu Tyrol. Tyrols Gränzen sind überhaupt bis zu der Spitze mehrerer Seen hinausgelaufen und an diesen Spitzen stehen geblieben, wie bis zu der äußersten Spitze des Gardasees, so auch zu der des Lago d'Iseo und dann zu der des Bodensees. — Selbst mit dem Dampfschiffe braucht man mehre Stunden, um aus dem schmalen nördlichen Felsenbecken des Sees hervorzukommen, bis dahin, wo das Gewässer sich verbreitert und die Gestade sanfter und bewohnter werden. Wir fuhren längs der schönsten und bebauteften Küste, dem sogenannten Brescianer Ufer. Die Einwohner nennen die Westküste des Sees so, weil in dieser

Richtung Brescia der Hauptort ist. Die Ostküste heißen sie das Veroneser-Ufer. Dieses letztere ist, wie mir ein Stallener sagte, nur „una povera riviera di pescatori“ (ein armes Ufer von Fischern und Hirten).

Der Hauptberg ist daselbst der Monte Baldo, welcher sich auf allen Puncten des Gardasees dem Blicke darstellt, und der überhaupt im nördlichen Italien fast ein gleich berühmter und eben so viel genannter Berg ist wie der Monte Rosa, obgleich er kaum halb so hoch ist wie dieser. Allein die Berühmtheit eines Berges hängt nicht immer bloß von seiner Höhe, sondern vor allen Dingen auch von seinem Verhältniß zu anderen Bergen, von seiner Position, seiner Gestalt und anderen Nebenumständen ab. Der Monte Baldo ist etwa 6500 Fuß hoch und ein breiter, ziemlich mächtiger Bergknoten, mit vielen hübschen Absätzen und mehr anmuthiger abgerundeter als wilder und schroffer Physiognomie. Weil kein höherer Berg nach Süden hin ihm vorliegt, so ist er in vielen Gegenden sichtbar. Er hat schöne Weiden, und seine Hirtenbewohner wie deren Heerdenproducte sind berühmt. Er ist leicht zu ersteigen und deßhalb ein sehr gewöhnliches Ziel der Ausflüge in diesen Gegenden. Daher mag es, sage ich, kommen, daß der Monte Baldo so häufig wie sonst kein anderer Berg hier genannt wird, daß schon die alten römischen Dichter ihn besungen haben, daß man die Beschaffenheit keines Berges besser kennt, und daß man daher in den geologischen und lateinischen Werken der Lombarden die Flora und die Mineralien des Monte Baldo häufiger als die irgend eines anderen Berges erwähnt und beschrieben findet. Es sind hier die schönsten Weiden für die Veroneser. Auch durch seine Versteinerungen ist der Monte Baldo berühmt, so wie er denn auch endlich in der Geschichte der Kriege zwischen den Venetianern, Lombarden und Tyrolern alle Augenblicke

genannt wird. Der Monte Baldo scheint mir hier fast so populär, wie der Brocken in Hannover.

Die Westseite des Gardasees war früher auch bloß eine riviera di pescatori. Aber seitdem die Mönche von der riviera di ponente bei Genua die Drangen und Citronen hierher gepflanzt haben, ist es eine reiche riviera di agrumi geworden. — Man zeigt noch das Franziskaner-Kloster am See, von welchem diese ganze merkwürdige Citronencultur sich am See hin ausgebreitet haben soll. — Die heiße Bergküste bei Genua ist als das ursprüngliche Vaterland vieler südlicher Pflanzenculturen anzusehen, die von da aus sich in nördlichere Regionen verbreiteten. Die Genueser brachten von da aus Oliven- und Citronenbäume sogar nach dem Lande der Tataren und machten sie einheimisch in den Gärten der Krim. — Bei Toscolano und dann in dem hübschen Busen des vielgepriesenen und reichen Ortes Saló findet man die meisten Citronengärten. Und Saló ist wohl eigentlich das Centrum und der Lebenspunct dieser ganzen Beschäftigung. Doch sieht man sie sonst auch einzeln längs der ganzen riviera Bresciana hin an den Bergen zerstreut. Die meisten sind in der Nähe der Oberfläche des Sees; doch bemerkte ich noch einzelne kleinere in der Nähe kleiner Dörfer oder Gehöfte in einer Höhe von 500 Fuß. Da, wie gesagt, die Glasdächer und Fenster im Sommer weggenommen werden, die gemauerten Pfeiler aber, welche diese Dächer und Fenster tragen, stehen bleiben, so gewähren solche Gärten einen ganz eigenthümlichen Anblick und gereichen dem Felsenufer sehr zur Zierde. Von ferne glaubt man, das ganze Ufer sei mit Säulengängen und antiken Tempelruinen geschmückt. Zuweilen ist ein halbes Duzend langer Pfeilerreihen übereinander empor gebaut. Zwischen je zwei Säulen, die eine Campata abtheilen, entdeckt man das schöne frische Laub eines Baumes mit seinen

goldenen Früchten. — Ende October ist die Zeit, wo man die Bäume hier verdeckt, und Mitte April werden sie wieder freigestellt. Mithin dauert doch auch hier die Wintersaison noch etwas über 5 Monate. Die Drangen in Dresden setzt man der freien Luft nur vom 15ten Mai bis zum 15ten September aus, also nur 4 Monate. — Nach dem, was ich oben über das Verhältniß des Klimas der ebenen Lombardei zu dem der Bergthäler sagte, kann man es sich wohl erklären, daß die Winde, welche die Citronengärten-Besitzer am meisten fürchten, nicht aus Norden von den eisigen Alpen herkommen, sondern aus dem Süden aus der „Planura“ (Ebene). Die Ora, der Südwind, läßt im Frühling, wenn man die Gärten kaum abgedeckt hat, die Blüthen und jungen Früchte häufig erfrieren. Es ist auch die Ora, und nicht die Tramontana, derjenige Wind, der im Winter am häufigsten die Glasdächer der Terras mit etwas Schnee überstreut.

Das Wasser des Gardasees ist seiner ganz besonders blauen Farbe wegen berühmt, und in der That, ich konnte mein Auge nicht genug an dem herrlichen brillanten Indigoblau seiner kristallinen Tiefe erlaben. Es war ein sehr schwüler trüber Tag, und die ganze Landschaft dämmerte durch ein graues Nebelgewand, durch das die Sonne kaum hindurchdringen konnte. Das Azur des Himmels war vollständig in Aschgrau aufgegangen, und doch leuchtete der See wie ein Saphir. Es wurde uns daraus klar, daß die Farbe nicht, wie man oft gesagt, ein Reflex von der Himmelsfarbe ist, sondern dem Wasser eigen thümlich sein muß. Da der Gardasee, wie ich oben zeigte, der größte aller Seen auf der italienischen Seite der Alpen ist und doch dabei viel weniger Zuflüsse und Bergströme in sich aufnimmt als irgend ein anderer See, so wird ihm natürlich auch weniger Bergmaterial und Schmutz zugeführt. Vielleicht hängt hiermit der Umstand zusammen, daß es aus seiner Tiefe so klar

heraufbläuet. — Auch in der Tiefe dieses Sees will das Volk noch die Thürme und Mauern von versunkenen Städten erkennen, wie die Friesen und Bataver auf dem Boden ihres Meeres. Namentlich soll dieß mit einer uralten Stadt Venaco der Fall sein, die einst am See geblüht und bei einem Erdbeben in ihm untergegangen sein soll. Von ihr bekam der See seinen alten Namen Lago di Venaco. Nach dem Untergange der Stadt wurde er dem später blühenden Garda zu Ehren Lago di Garda genannt. Jetzt ist dieses alte Garda auch schon wieder höchst unbedeutend geworden, und man sollte den See wieder umtaufen und ihn Lago di Niva oder Lago di Peschiera nennen.

Am südlichen Ende wird der Venaco so breit, daß man kaum die entgegengesetzten Ufer noch erkennt, und die Handelsschiffe, die ihn befahren, sind fast so groß wie kleine Meerschiffe. Sie müssen stark gebaut sein, weil sie zuweilen ziemlich heftige Stürme zu bestehen haben. Da das nördliche Ende des Sees auf beiden Seiten schroffe Felsenufer und keinen Hafen darbietet, so existiren hier für die Schifffahrt dieselben Schwierigkeiten, wie auf den Schweizeralpen-Seen. — Die größte Tiefe des Sees beträgt nach dem Dottore Cattaneo 584 Meter. Da seine Wasseroberfläche nur 69 Meter über dem Meere liegt, so haben wir hier also eine Ausbuchtung, deren Boden noch 300 bis 500 Meter oder 1000 bis 1500 Fuß unter den Boden der Lombardei hinabgeht. Der Lago Maggiore steigt über 600 Meter oder 1800 Fuß tief unter den Boden der Lombardei und unter die Oberfläche des Meeres hinab. Diese merkwürdigen tiefen Löcher in der Erdoberfläche bleiben mir ein Räthsel. Keine von den Arten, auf welche die Geologen ihre Entstehungsweise erklären, befriedigt mich. Wenn man von dem breiten Ende des Sees zu dem schmalen zurückblickt, so sieht man, wie es sich in den großen

Felsenspalt der Berge zurückzieht. Dieser präsentirt sich, wie ein breites Thor. Es war, als wir es sahen, dick mit grauen Nebeln gefüllt.

15. Lugano.

Wir kamen von Como, um aus der erdrückenden Hitze der Lombardei den kühlen Berglüften der Alpen wieder zuzueilen. Wir betraten den Schweizerboden bei Chiasso und hatten bei Capo Lago bald die südlichste Spitze des reizenden Sees, den die Italiener lieber bei seinem alten Namen Lago Ceriso, wir aber den See von Lugano nennen, erreicht. Das erste Zeichen und Unterpfand davon, daß wir uns nun wieder in einem Lande, in welchem sich der Gedanke freier bewegt, befanden, war eine Druckerei und Buchhandlung, welche hier mitten in der zauberischen Gebirgsnatur, in dem kleinen Dörfchen an der südlichsten Spitze des Sees erbaut ist. Die Worte „Tipografia Elvetica“ mit großen goldenen Buchstaben leuchteten uns schon von Weitem am Wege entgegen. Und auf langen Zetteln, die wie Preßfreiheitsfahnen im Winde das Haus umflatterten, waren die Werke von Manzini, von Gioberti, von Azeglio und von so vielen anderen in dem Lande, das wir soeben verlassen hatten, öffentlich proscribirt und verpönt, im Stillen aber angedeuteten Namen angekündigt. — Das Haus war rund umher mit Papieren, Annoncen und Plakaten besetzt. Es war ein Stück von einem Pariser Boulevard, in der Mitte von Waldeinsamkeit und idyllischer See- und Gebirgsnatur. — Wir besahen uns dieß merkwürdige Etablissement und fanden alle

feine Räume wie ein Waffenmagazin mit gefährlichem Papierstoff, der fast eben so entzündlich ist, wie Schießbaumwolle, angefüllt. — Der Besitzer dieses Etablissements verkauft nicht nur, sondern verlegt und druckt auch ohne Anstand Werke, die zwei Schritte weiter nach Süden, in den dortigen Censoren-bureaux tausend Schwierigkeiten gefunden haben würden. — Man sagte uns, daß man 50 Arbeiter in der Druckerei beschäftige. Die meisten Bücher waren schon reisefertig, sechs zu sechs packetweise zusammengebunden. Vielleicht hatte man dieß gethan, um sie gelegentlich auf bequeme Weise über die österreichische Gränze zu schmuggeln. — Schon am Gardasee hatte man mich auf diese tessinischen Buchhandlungen aufmerksam gemacht, als auf die Quellen, aus denen diejenigen dürstigen freien Gedankenbäche flossen, die dort in Riva, in Trient u. circuirlten. — „Die Schriftdruckereien“, sagt Frascini, der Statistiker des Cantons Tessin, „können gegenwärtig als einer der bedeutendsten tessinischen Gewerbzweige betrachtet werden.“ Und doch wurde die erste Druckerei nicht früher als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Weltgegend begründet. — Die Herren und Gebieter des Landes, die erner Landvögte, diese „*Illustrissimi e potentissimi Signori e padroni nostri clementissimi*“, wie in ihren Petitionen und Staatschriften, die Tessiner, diese „*umilissimi e fedelissimi servitori e sudditi*“, jene Hirten des Neufthals zu nennen gezwungen waren, beförderten dieß Geschäft wohl nicht sehr. Mit Hülfe der Lombarden und Franzosen machten sich dann die Ticineser von diesem Hirtenregimente am Ende des vorigen Jahrhunderts frei, und da sie nun seitdem, wie alle ehemals unterjochte Schweizercantone oder Cantonstheile sich immer mehr oder weniger zu der liberalen Seite gehalten haben, so haben sie nun, besonders seit 1830 durch Schriften und sonstige Anstrengung nach

Kräften nicht wenig zur Schürung und Nahrung des Freiheitsgeistes in der Lombardei beigetragen. Die Werke des Gioberti, welche eine so bedeutende Rolle in der jetzigen Bewegung der Geister in Italien gespielt haben, wurden beinahe alle in der Schweiz verlegt und gedruckt. Die Schweiz hat das Eigenthümliche, daß sie, mitten zwischen Italien, Frankreich und Deutschland gelegen, kleine Theile von allen diesen drei großen Ländern und Völkerstämmen unter die republikanische Fahne enrolirt hat. Es entstand in ihren Thälern und Bergen eine Menge von Journalen, die in den drei Sprachen alle die liberalen Grundsätze und Ideen der Schweizer entwickelten und besprachen. Der politische Flüchtling aus Deutschland und Frankreich, wie aus Italien, fand hier Landsleute, Sprachgenossen und eine Heimath. — So wie viele italienische, so wurden auch viele deutsche Werke in der Schweiz gedruckt, die man in Deutschland das Tageslicht nicht hätte erblicken lassen. Die Schweiz bildete daher sowohl nach Italien, als nach Deutschland, als auch nach Frankreich hin einen Schürheerd und Anhaltspunct für die Ansichten der Neuzeit, und wenn ein späterer Geschichtschreiber einmal alle die Impulse zu diesen neuen Bewegungen, welche von der Schweiz ausgingen, zusammengefaßt haben wird, so wird sich die Rolle, welche sie spielte, als eine sehr bedeutungsvolle zeigen. Nirgends wurde Guizot's und Metternich's Politik in den letzten Jahren in den drei großen gebildeten Sprachen des europäischen Continents, in der italienischen, der deutschen und der französischen, bitterer verfolgt, bespöttelt und in ihrer Haltlosigkeit gezeigt und gebrochen, als in der Schweiz, wo bald auch der erste Aufstand zur Befiegung und Vernichtung dieser Politik ausbrach.

Die Ticinesen hatten eben, als wir in ihrem Lande ankamen, ein recht merkwürdiges Werk vollendet, einen langen Damm

nämlich, der mitten durch den Luganersee geht und die entgegengesetzten Ufer auf die bequemste Weise verbindet. Wir waren die Ersten, welche über diesen Damm hinfuhren, der gerade den Tag vorher dem Verkehr übergeben worden war. Er ist an der Basis 40 Meter breit, steht 11 Meter tief im Wasser und beinahe noch eben so viele darüber erhaben. Er soll eine Million Lire gekostet haben. — So viel ich weiß, giebt es keinen zweiten See in den Alpen, der auf gleiche Weise von Menschenhand in zwei Theile geschnitten wäre. — Zur Rechten und Linken von diesem hohen Damme blickt man auf die verschiedenen Arme des vielgespaltenen Sees und rollt dann rasch am jenseitigen Ufer hin zu der Hauptstadt Lugano. — Dieß ist der bedeutendste und schönste Ort der ganzen italienischen Schweiz, und in seiner Nachbarschaft, so wie um seinen See herum, in der sogenannten alten *Comunità o Riviera* (Uferland) di Lugano sammelt sich auch die gebildetste und zahlreichste Bevölkerung des Landes. Der Ort hat eine reizende Lage, und es befinden sich in seiner Nachbarschaft, wie bei Como und Varese noch manche schöne Villen reicher Milanesen und Lombarden. — Weiter hinauf im Thale des Ticino findet man dann keine solche Besitzungen mehr.

Ich lernte in Lugano den Staatsrath Frانسcini kennen, der sein Vaterland in verschiedenen topographischen, historischen und statistischen Werken der Welt bekannt gemacht und der auch neuerdings die ganze Schweiz mit einer alle Cantone umfassenden Statistik beschenkt hat. — Es ist die erste vollständige neuere Statistik, die wir von der Schweiz erhalten haben, und es ist auffallend, daß eine solche zuerst in italienischer und nicht in deutscher oder französischer Sprache geschrieben wurde. Da Frانسcini mit an der Spitze der Regierung seines Landes steht und in Staatsgeschäften auch in allen übrigen Theilen der

Schweiz beständig mit kundigen Männern verkehrte und zu den authentischen Quellen, aus denen solche Werke hervorgehen müssen, gelangen konnte, so ist seine Statistik als eine nicht unbedeutende Erscheinung zu betrachten. — Ich besuchte mit ihm einige Schulen des Ortes, insbesondere die „scuola del disegno“, die mich am meisten interessirte, weil die meisten eigenthümlichen Gewerbe und Beschäftigungen der Ticinesen der Art sind, daß Zeichenschulen gewissermaßen die Grundlage ihrer Erziehung sein müssen. Alle diese tessinischen Bergthäler nämlich sind voll von Maurern, Steinmetzen, Bildhauern, Stubenmalern und Stuccaturarbeitern. Und doch hat man erst in den letzten Jahren daran gedacht, diesen Künstlern, die von hier aus in alle Welt wandern und von ihrer Kunst allein leben, eine nützliche Vorbereitung zu ihrem Berufe zu verschaffen. Doch will ich diese Vernachlässigung jetzt weniger beklagen, als vielmehr es freudig hervorheben, daß nun seit 10 Jahren in Lugano, in Locarno und Bellinzona Zeichenschulen für sie errichtet sind, welche munter und heilsam aufblühen. Es sollen ihrer bereits 5 oder 6 existiren. Ich freue mich über jeden Fortschritt in der Bildung und dem Zustande der Menschen. — Sonst waren die einzigen Schulen, welche die ticineser Künstler hatten, in Turino und Milano, und dort sind allerdings auch jetzt noch ihre hohen Akademien. Aber da sie nun den Vorunterricht wenigstens näher und auch billiger haben können (denn fast alle Schüler werden in jene Anstalten gratis aufgenommen), so können jetzt viele ganz Mittellose sich auch leichter ausbilden. Die jungen Leute brauchen ferner nicht mehr so frühzeitig das väterliche Haus zu verlassen, und endlich können sie auch ihre Ausbildung früher beginnen.

Es ist etwas Eigenes mit der Einheimischwerdung einer besonderen Anlage oder eines Talents in einer gewissen Gegend.

Jenseits des Gotthard „im Ennotbergischen“, wie sie von der Urschweiz sagen, sind alle Leute Hirten, und obgleich sie Arme genug haben, die auch etwas Anderes nebenher treiben könnten, so besitzen sie doch nicht das geringste Talent zu einem anderen Industriezweige. Hier dießseits des Gotthard oben im Cisalpinischen, obgleich sie auch, wie die Urner, Vieh zu hüten und Holz zu flößen haben, stecken alle Thäler voll mit mechanischen und künstlerischen Genies. Dabei hat beinahe jedes Thal seine eigene Gattung von Talenten und Geschäften, obgleich in der Natur der Gegend sich nichts auffinden läßt, was ein anderes Geschäft ausschloße. — Aus den Thälern bei Locarno z. B. gehen die Fumisten (Rauchfangverbesserer) und Holzschneider hervor. Val Blegno liefert Chocolatesfabrikanten, Val Colla die Magnani (Kupferschmiede), die Umgegend von Lugano am meisten Maurer, Steinmeger und Gypsarbeiter, gewisse Ortschaften am Cerisio bloß Kalk- und Ziegelbrenner, die Orte Brissago, Ascona am Lago Maggiore die besten Weinhändler, Wirths und Wirthsdiener. Bei Bellinzona sind die Glaser zu Hause und die sogenannten Barometti (Barometerhändler). Mit der Anlage zu diesen und noch vielen anderen Künsten, die ich nicht nannte, ziehen die Ticinesen, von Wander- und Gewinnlust getrieben, in die weite Welt hinaus, und man findet sie in allen Ländern. — In Petersburg nicht nur, sondern in ganz Rußland schwingen sie sich häufig zu Bau- und Werkmeistern und zu Directoren großer Bauunternehmungen empor. Dieß war schon in alten Zeiten so. Und bereits die Italiener, welche unter dem Czar Iwan Wassiliewitsch die berühmten Kirchen auf dem Kreml in Moskau bauten, waren aus diesen Thälern. Auch der Ritter Giarbi war von hier, der den Auftrag zum Wiederaufbau Moskaus nach dem Brande von 1812 erhielt. Wenn ich nicht irre, so sind auch einige der Hauptarchitekten bei

der Isaakskirche in Petersburg Ticinesen. Ein beständiger Zug von baumeisternden Handwerkern aus diesen Thälern geht nach Frankreich, wo sie an der fortbauernenden Metamorphosirung der Stadt Paris arbeiten. Auch sind die Leute, welche in den letzten zehn Jahren die Erbauung der neuen französischen Colonie in Afrika leiteten, größtentheils von hier. Das vornehmste Feld ihrer Thätigkeit ist aber die Lombardei und Piemont. Ehemals, da Venedig noch blühte, war auch diese Stadt für sie von Wichtigkeit. Ein großer Theil der die Lagunen belastenden Gebäude wurde von Händen aus dem Valle Maggia, aus dem Val Blegno, aus der Leventina, und wie die ticinesischen Thäler alle heißen, zusammengefügt. In Milano, Brescia, Cremona u. sind ebenfalls viele „Capomastri“ bei Bauunternehmungen aus diesen italienischen Alpenthälern. Der Staatsrath Francini giebt in seinem Werke über die italienische Schweiz Notizen über 16 noch jetzt in Italien lebende als Kirchen-, Brücken-, Straßen- und Palastbaumeister berühmte Ticinesen. — Weltbekannt unter den Todten sind die Fontana, die Sardi, die Albertosoli und andere. Eben so zahlreich sind die Verzeichnisse der ausgezeichneten Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Stuccatoren, welche man in den Annalen des Tessin als Einheimische verzeichnet findet.

Es werden jährlich nicht weniger als 6000 Pässe für die Leute aus Lugano und der nächsten Umgegend ausgegeben. Die Summe der jährlich Abwesenden aus dem ganzen Lande beträgt jetzt nahe an 15,000. Dieß ist der 9te Theil der Bevölkerung und folglich, da es lauter junge kräftige Männer sind, die Blüthe des Landes. Da jede Arbeit im Laufe des Jahres ihre eigenthümliche Saison hat, in der sie am lebhaftesten betrieben wird, und wiederum jede ihre eigenthümliche „Saison morte“, so kehren sie, vom Heimweh getrieben, gewöhnlich zu einer

bestimmten Zeit, wie die Wandervögel, in ihre Nester zurück, und wandern dann auch wieder zu einer bestimmten Zeit schaarenweise in die Fremde, und zwar jedes Handwerk zu einer besonderen Zeit. Die Maurer, Steinhauer, Kalk- und Ziegelbrenner z. B., deren Arbeiten im Winter ruhen, wandern im März aus und kehren im November oder December mit Schätzen (ihrem kleinen Erwerbe) in die Heimath zurück, um sich mit den Ihrigen des Ersparten zu freuen und zugleich bei ihnen billiger als in der Fremde die müßige Zeit zu verbringen. Die Glaser verreisen im Mai und kommen auf die Weihnachtstage wieder, weil es im Frühling, wo die Herrschaften auf's Land ziehen, und dann wieder im Herbst, wo sie ihre Gebäude in der Stadt einrichten, am meisten Arbeit draußen für sie giebt. Die Lastträger dagegen und die Kastanienbrater, welche letztere erst nach der Kastanienenernte auf den Märkten der französischen und italienischen Städte gesucht werden, verlassen ihr Land im Herbst und kehren im Frühling wieder. Auf diese Weise sind dann abwechselnd bald diese, bald jene Thäler bloß von Weibern, Greisen und Kindern bewohnt. — Man nennt hier eine solche Unternehmung ins Ausland eine „Campagna“. — Wie alle Fragen in der Welt streitig sind und zwei Seiten haben, so ist es denn auch die, ob diese merkwürdige Auswanderung dem Lande nützlich oder schädlich sei, und es entspann sich darüber zwischen den Anwesenden in unserer Zeichenschule gleich eine Discussion. Die Einen meinten, die Sitten des Landes würden durch die aus den Hauptstädten Europa's Zurückkehrenden vielfach verdorben, die Anderen aber, die Leute würden im Auslande aufgeklärter. Ein sehr merkwürdiger Umstand dabei ist aber, daß die Leute dieselbe Arbeit, die sie in Algerien und Sibirien suchen, in ihrer Heimath versäumen, und daß daher dieses Land, das so vielen fremden Städten Arbeiter giebt, nun selbst von fremden

Arbeitern wimmelt. Sie bauen dem Pariser seine Behausung und lassen ihr eigenes Nest von Anderen bauen. — So waren auch fast alle die Arbeiter, welche den großen Molo im Gerisio, den ich erwähnte, herstellten, fremde Arbeiter.

Es wurde mir eine Reihe junger Leute vorgeführt, die erst seit kurzer Zeit ihre väterliche Hütte in irgend einem verfallenen Alpenthale verlassen hatten, und die nun schon mit bewundernswürdigem Geschick die Werke eines Leonardo da Vinci oder Raphael nachahmten und mit Eifer die Baurisse und Pläne eines Palladio studirten. Das erste große schöne Kunstwerk, welches diese angehenden Baukünstler zu sehen bekommen, wenn sie aus ihren Alpenthälern hervorgehen, ist die „Facciata“ der Hauptkirche in Lugano, welche von Bramante herrührt, und die unter ihnen weit und breit gepriesen ist. Palladio's Werke sind hier in Norditalien in allen Schulen so einheimisch, so national und allbekannt, wie die Verse des Torquato Tasso oder Ariosto. Der italienische Lehrer, der mir Palladio's Musterwerke und die Nachbildungen der Schüler zeigte, nannte ihn in der Conversation mehrer Male in der höchsten Ekstase seiner bereiten Begeisterung einen „angellone“. — Sonst haben sie auch hier in Ermangelung guter Schulen, viele kleine und zum Theil sehr alte Haus- und Hülfsbücher in den Familien gehabt. So z. B. sollen die Väter, wenn sie von ihrer „Campagna“ zurückkehren, im Winter fleißig jede Feierstunde benutzen, um ihren heranwachsenden Söhnen die Elemente des Zeichnens und Einiges aus „Vignola's Ordnungen der Baukunst“ beizubringen.

Da ich den Ticinesen oft in der Fremde auf ihren Zügen von den Alpen in die Ebenen und von diesen zu den Alpen begegnet war, so interessirten mich nicht wenig alle Notizen, die man mir hier an der Quelle selbst über sie gab. Ich hatte viele von ihnen persönlich kennen gelernt, und bedauere jetzt das

Schicksal, das sie, wie viele andere, bei ihrer Ausweisung aus dem ungastlichen und seine Freiheit mißbrauchenden Frankreich getroffen hat. — Das kleine Land Tessin, das die ganze Blüthe seiner Bevölkerung alljährlich in die Arbeiterzünfte Europa's ausschüttet, ist verhältnißmäßig in höherem Grade als irgend ein anderes Land bei der jetzt unseren ganzen Welttheil agitirenden Arbeiterfrage theilhaftig. — Italien ist ihnen freilich nun etwas mehr geöffnet. Denn als die österreichische Gränz- zolljäger- und Papsvisitatorenlinie noch den Canton umgab, wurde mancher einwandernde Arbeiter an der Gränze zurückgewiesen. Die Oesterreicher hatten ihre Spione im Lande und ließen nicht jeden liberalen Brausekopf zu. Es verweigerte zuweilen ganz einfach den Eintritt, ohne eine Ursache anzugeben.

Von Lugano aus erstreckt sich eine gebirgige Halbinsel in den See hinaus, und die höchste Spitze derselben ist der seiner Aussicht wegen berühmte Monte San Salvatore, den ich bestieg. Der Weg dahin führt erst zwischen reizende Villen, dann zwischen kleine Gärten und malerische Hütten, die unter Mandel-, Wein- und Feigenbäumen versteckt sind, endlich durch Laubwälder zur Spitze, die mit einer kleinen weitschauenden Kapelle und einer Eremitage geschmückt ist. — Die Aussicht von hier, die ich ganz für mich allein genoß (denn die Italiener kommen nur hierher, wenn irgend 'ein Feiertag sie in die Capelle ruft), ist herrlich, obwohl beschränkt; denn man überblickt fast nur das Becken des Cerisio, den rund umher noch andere Berge umgeben.

Der Luganer See ist ein Miniaturbild des Vierwaldstätters. Wie dieser theilt er sich in Arme, die nach allen Weltgegenden hinausgreifen. Er konnte auch insofern mit Recht der italienische Waldstättersee genannt werden, als er so recht mitten zwischen Laub und Bäumen steckt. Seine Ufer sind viel frischer, grüner und bewaldeter, als es italienische Berge zu sein pflegen.

Schiffchen bewegten sich wie Schwäne auf dem See hin und her, den Handel seiner kleinen Hafenorte Porlezza, Ponte Tresa und Melide betreibend. — Nur zwei entfernte Punkte, die man in Norditalien fast überall sieht, oder doch fast immer sucht, verloren wir auch hier nicht aus dem Gesichte, nämlich westlich den hohen überall dominirenden Monte Rosa, den man fast das Wahrzeichen der Lombardei und Piemonts nennen könnte, und dann in der Mitte der Po-Ebene den Duomo di Milano, den man dem Reisenden als fernes Schattenbild, oder als kleinen Nebelfleck, oder doch als einen grauen Punkt von so vielen Alpenhöhen und Alpenthälern aus zeigt, und auf den beständig die spähenden Augen der hiesigen Bergbesteiger gerichtet sind. Unser Führer zeigte uns etwas, was wir dafür halten konnten, zwischen zwei Bergen, zwischen dem Monte Generoso und dem von Tremona, durch welche hindurch in einer schmalen Kluft sich eine weite Aussicht in die Lombardei hinein eröffnete. — Solche geschmälerte Durchblicke aus einem beschränkten Gesichtskreise in ein fernes ebenes Land haben in den Alpen denselben Reiz, wie in unseren Gärten die Durchsichten durch lange Alleen aufs freie Feld. Zum letzten Male fielen hier meine Blicke auf dieses reiche und schöne Land, dem ich meinen Abschiedsgruß durch die Bergkluft zuwarf.

Wir fanden hier oben einen sehr eigennützigen alten Einsiedler, der uns nicht den geringsten Dienst leistete, nicht einmal eine Schale Wasser reichte, ohne dabei mit einer sehr bezeichnenden Mimik mit dem Daumen auf die Hand zu klopfen und uns dadurch zu erinnern, daß wir etwas „per la mancia“ bezahlen sollten. Dieß sein per la mancia war die verständlichste Phrase, die er vorbrachte. Sonst konnten wir wenig aus seinem groben und mißthönigen ticinesischen Dialekt herausbringen. Als wir ihn z. B. fragten, wo Niva läge, sagte er: „puss,

puss.“ Dieß sollte heißen „opposito“ (gegenüber). Allen schönen Rhythmus in den Worten verdarb er durch Abkürzung, indem er z. B. „lag“ für ligo sagte. — Die Leute nähern sich darin hier, wie auch in allen Dialekten des Piemont und eines Theils der Lombardei schon den Franzosen; so z. B. sagen sie auch: „come ella völ“ statt „vuole“, — „cör“ statt „cuore“ (Herz). — Die italienischen Artikel il, la, lo haben sie sehr rauh umgewandelt in ol, la und or, oder in u und ul, oder auch in ro, ra und ru, was erstaunlich grob klingt und, da der Artikel alle Augenblicke vorkommt, allein im Stande ist, den Wohlklang der ganzen Sprache zu verderben. — Ich glaube, die Italiener werden ganz ähnliche Klagen über die Aussprache dieser italienischen Alpenbewohner, wie wir Deutsche über die deutschen Schweizer führen. — Ich habe oben einige Beispiele gegeben, wie sehr im Munde der schweizer Gebirgsleute unsere weichen Laute verküchern und verhärten. Ich will hier einige Beispiele davon anführen, wie auf der anderen Seite der Alpen ganz dasselbe mit der bella lingua Italiana der Fall ist. „Da mano diritta“ lautet es mit wohlgefälligem Lautfall im toscanischen Munde, „da magn dritscha“ mit Abstreifung alles Wohlklangs im ticinesischen, — dort: „come si chiama questa terra?“ hier: „comaschama sta tera?“ — dort: „quanto oro ho io ancora?“ hier: „quunc or mi gh'ò mò?“ — dort: „la caldissimo“, hier: „l'é caudissim!“ — und so Vieles. Man wird ordentlich erbittert auf die dummen Leute, wenn sie die schönen Worte so widerlich verbrechen. Bekanntlich sind auch die Franzosen mit dem Schweizerfranzösisch eben so wenig zufrieden, sie finden darin eine Menge eigenthümlicher Härten und auch viele Germanismen. Selbst in der Schreibart und dem Style der schweizer Schriftsteller finden die Pariser Kritiker eine eigenthümliche gebirgische (oder germanische?) Schwerfälligkeit. Ich könnte mich zum

Beweise dessen namentlich auf mehrere Kritiken des Genfer Schriftstellers Töpfer, die noch kürzlich in der Revue de Paris vorkamen, berufen.

Ich bemerkte auf meiner Reise durch Schwyz und Uri, daß die ennotbergischen Schweizer viele italienische Worte in ihre Umgangssprache aufgenommen haben. Umgekehrt haben die hiesigen Italiener, die 300 Jahre lang von Deutschen beherrscht wurden, und noch jetzt mit einem dem Wesen nach deutschen Staatenbunde verknüpft sind, manche deutsche Ausdrücke bei sich eingebürgert, besonders in dem großen hinteren Liviner Thale oder der sogenannten „Leventina“, wo sie beinahe im täglichen Verkehre mit den Urnern leben. Vorzugsweise sind diese adoptirten Worte Ausdrücke, die sich auf die Vieh- und Alpenwirthschaft oder auf einige Alpennatur-Erscheinungen beziehen. So heißt z. B. der bekannte magere Milchkäse, den man in der deutschen Schweiz „Ziger“ nennt, hier „Zigra“, — „Suffi“ (Käsemilch), „Zuffa“, — „Mahn“ „crama“, — „Schotten“ (die Wolken), „scoccia“, — „Schniß“ „sniz“, — „Gugseten“ (Wirbelwind) „chuss“, — „der Föhn“ „fogn“, — „die Alp“ „Alp.“ — Einige Beamtentitel und andere politische und gerichtliche Benennungen sind auch noch bei ihnen geblieben, z. B. „der Weibel“ = „il vebal“, — „der Landamman“ = „il landamano“, „der Schreiber“ = „il scribar“, — ebenso einige Handwerke, z. B. „der Schneider“ = „il snidar“. — Auch das deutsche „Madel“, „Maib“ scheint hier hingekommen zu sein. „Mata“ nennen sie ein junges Mädchen. Sogar unser „lustig“, ticinesisch: „lostig“, haben sie aufgenommen.

Ich will hier noch gleich anführen, daß auch hier im Tessin, wie im Piemontesischen, wie in einigen mailändischen und wie in mehreren venetianischen Alpenthälern ein kleines Trümmerstück

von unserem großen deutschen Volksstamme zu finden ist. Mit-
ten zwischen Italienern, nämlich in Val Maggia, in einer Höhe
von 3000 Fuß, findet sich eine deutsche, Alpenwirthschaft treibende
Gemeinde. „Bosco“ (Busch?) heißt dieses isolirte von nahe an
2000 versprengten Deutschen von Alters her bewohnte Dorf. —
Wahrscheinlich sind sie einst aus dem benachbarten Pommät
(Val Formazza), wo es auch noch deutsche Dörfer giebt, herüber-
gekommen. Ähnliche italienische Enclaven giebt es in den
fenseitigen deutschen Landen nicht. — Wie in anderen Gebir-
gen als Bergleute den Erzgängen, so sind die Deutschen hier
als Hirten den Alpentristen gefolgt und haben überall von ihnen
Besitz ergriffen und an ihrem Fuße ihre Viehstallungen und
Sennhütten gebaut.

Wo ich auf meinen Reisen eines unglücklichen, verbannten
Polen Grab finde, da ergreift es meine Seele immer wehmüthig,
und daher will ich erwähnen, daß ich auch hier oben auf der
Spitze des San Salvatore eines neben der kleinen Capelle
fand. „Badoschi di Browo, esule per la libertà“, hieß es in
der italienischen Inschrift, „morio un mese prima della gene-
rosa rivoluzione di Varsavia“. — Die ganze Welt von Si-
birien, wo der unglücklichen Polen von jeher viele starben,
bis zu diesen Alpengräbern, bis London, Paris und Amerika,
wohin sich auch viele dieser „Outlaws“ von Europa gewendet
haben, ist ein einziger großer Kirchhof für die Polen, von de-
nen seit 80 Jahren eine Reihe von Revolutionen und Kriegen
immer eine Menge über die Welt verschleucht hat. Jedesmal,
wenn der große russische Riese zuschlägt, flattern Tausende
von Polen, wie aus ihren Nestern verschleuchte Vögel, und ver-
kriechen sich sterbend in allen Schlupfwinkeln und Freiheitsasylen
Europas, wo man ihre melancholischen Grabmonumente ver-
streut findet.

16. Durch das Thal des Ticino.

Der Hauptfluß der italienischen Schweiz, der Ticino, mündet, aus Norden kommend, in den „Langen See“ (oder Lago Maggiore, auch Lago di Locarno und mit dem eigenthümlichen alten italienischen Namen il Verbano genannt). — Das Thal des Flusses und das des Sees bilden ein Ganzes, das sich lang nach Süden hin erstreckt. Von dem Luganer Seebecken und seinen Thälern wird dieses Ganze durch die Kette des Monte Genere getrennt. Demnach sollte man vermuthen, die Bevölkerung sei von den Alpenhöhen herabgekommen, und auch die Staatsgränzen und Straßenzüge hätten sich in dieser Richtung längs der Ufer des Lago Maggiore vorgeschoben. Dieß ist aber nicht der Fall. Die große Verkehrsstraße, welche vom St. Gotthard her auf Mailand herabzieht, verläßt in der Nähe der nördlichsten Spitze des Verbano dieses Becken, windet sich über den Monte Genere hinauf und wirft sich dann in die Thäler und das Becken des Sees von Lugano, durch sie weiter nach Süden vordringend. In derselben Richtung haben ehemals die Urner ihre Eroberungen verfolgt, und so keilt sich denn auch ihre ehemalige Besitzung, der Canton Tessin, mit einer langen Länderspize ausgreifend, nicht zum Lago Maggiore, sondern nach Südosten auf Como hin. Dieser See bleibt auf diese Weise der großen Tessiner Verkehrsstraße zur Seite liegen. — Es ist oft der Fall, daß die Seeufer sehr felsig und schroff sind und daher für die Errichtung von Landstraßen große Schwierigkeiten darbieten.

Auf der Höhe des Monte Genere genossen wir die Aussicht auf das Tessinertal, Bellinzona, Locarno und den Lago Maggiore unter den günstigsten Wetterverhältnissen. Es waren die von den Römern sogenannten caninischen Gefilde (Campi Ca-

nini), die wir vor uns sahen. — Die kleine Stadt liegt höchst malerisch von hohen Mauern, alten Schlössern und dann von Wällen, die man aus Steinen gegen das Wasser errichtete, dem sogenannten „riparo tondo“ (dicken Wall), umgeben. Diese kleinen Alpenstädte, die sich stets gegen Menschen = wie gegen Naturübermacht so vielfach zu schützen hatten, sind immer bis an die Zähne gewappnet und verschanzt.

Es war ein großer Fest- und Feiertag im Lande, der Maria Magdalena zu Ehren, und die Thäler und Dörfer oberwärts Bellinzona boten daher einen sehr heiteren Anblick. Aus allen Winkeln und von allen Höhen erscholl von den Kirchthürmen und Capellen das feierliche Geläute der Glocken. Ueberall sahen wir Versammlungen sonntäglich gekleideter Leute. Die Dörfer waren mit Triumphbogen aus Laub festlich geziert, und vor allen Kirchen waren Blumenlauben und mit Confituren beladene Tische aufgestellt. — Wir zogen fast triumphirend wie olim Kaiser Constantius, als er siegreich aus Rhätien in die caninischen Gefilde zurückkehrte, durch die engen Thäler empor.

Es war entsetzlich heiß, ein ganz heiterer Himmel, eine völlig stille Luft im Thale. Desto voller aber war die Ader des Ticino von den abschmelzenden Gletschern und Schneefeldern angeschwollen. Es ist in diesen Thälern ein wundervoller Segen der Natur, daß, je heißer und trockner es ist, diese schönen Wasserreservoirs ihr erquickendes Maß dann um so reichlicher spenden. — Je höher wir in den Gebirgen hinter Bellinzona hinaufkamen, desto häufiger und stärker wurden die frischen Wasserfälle, die zu den Seiten von den Bergen herabbrausten. Wir fühlten uns schon bei ihrem Anblick erlabt. Zuletzt verkündete uns fast an jedem Abhange und in jedem Thalhintergrunde eine volle Cascade, daß wir in die Gletscherregion eingetreten waren, und daß hier überall irgend ein noch nicht völlig wegge-

schmolzenes Schneefeld oder ein Eismagazin über uns schwebte, dessen Anblick uns die schroffen Thalwände verbargen.

Je höher man kommt, desto heimischer wird einem Deutschen zu Muth. Immer mehr und mehr südliche Bäume bleiben zurück. Nach und nach erscheinen Fichten und Tannengeshölzchen, endlich ganz dichte Nadelholzwälder. — Auch die Häuser wandeln sich nach nordischer Weise um. Die malerische italienische Bauart aus Steinen hört allmählig auf, und die nordische Bauart aus langen Fichtenstämmen tritt an ihre Stelle. Zuerst sind es nur Stallungen oder Heuscheunen, die so gebaut sind, während die Wohnhäuser der Menschen daneben noch italienisch sind. Endlich werden auch diese, wenn ich so sagen soll, germanisirt, und ein italienisches Dorf in einem der nördlichen Thalgründe des Tessin steht eher einem russischen oder norwegischen als einem sicilianischen Dorfe ähnlich. — Auch sind die Wiesen hier überall so grün und frisch und, wie die Botaniker beweisen, noch viel blumen- und kräuterreicher als auf der nördlichen Seite der Alpen. — Auch Kartoffeln, ja sogar Roggen baut man hier überall auf den Aeckern.

Die Italiener sind sonst nur die Bildhauer und Steinmeggen der Welt. Hier aber in diesen noch immer unerschöpflichen Waldungen des Tessin pfuschen sie den Germanen, so zu sagen, ins Handwerk, die sonst gewöhnlich die vornehmsten Holzschnitzer und Bretersäger Europas sind. — Wie die Alemannen im Schwarzwalde, die für Holland Bäume fällen, — wie die Sachsen im Erzgebirge und Thüringer-Walde und die Schlesier und Polen an der Oder und Weichsel, die für England arbeiten, — wie die Schweizer, Rhätier und tyroler Deutschen, die für Frankreich und Italien hacken und sägen, — eben so sind hier die Italiener, die man sich eher mit dem Steinmeißel als mit dem Holzbeil in Berührung und Verbindung denkt, mit dem

Fällen der Bäume, mit dem Abschälen der Rinde, mit dem Zersägen und mit dem schwierigen Transporte des Holzes in den Bergklüften und auf den Flüssen beschäftigt. „Borratori“ heißen hier die Leute, die sich diesem nördlichen Geschäfte widmen. Sie bilden sogar auf dem Ticino solche Flöße, wie bei uns die Schwaben auf dem Neckar.

Nicht bloß die Natur hier wird kühler, frischer und grüner, sondern auch die Menschen neigen sich in ihrem Wesen augenfällig ihren deutschen Nachbarn zu. In unserem Wagen, der eine gewöhnliche Postkutsche war, wie sie hier von Ort zu Ort fährt, setzten sich für eine kleine Strecke von einem Dorfe zum anderen ein paar Leventiner Mädchen, deren frische Rosentwangen es ohne Weiteres mit dem Teint der Bernerinnen hätten aufnehmen können. — Sie hatten sogar blaue Augen und waren scherzhaft und „lostig“*) wie steierische Sennerinnen. — Ich gedachte hier in den äußersten Nordgebieten der italienischen Nation und Sprache des entgegengesetzten südlichsten Endes Italiens! Wie verschieden von diesen rosenfarbenen blauäugigen deutschelnden Leventinerinnen mögen wohl die schwarzäugigen und brauntwangigen, maurisches Blut in ihren Adern fühlenen Sicilianerinnen sein. Wissen es die Neapolitaner und Palermitaner, daß sie hier Landsleute haben, die eben so gut wie die Hyperboräer 6 Monate lang im Winter im Schnee und Eise stecken? — Am meisten kommen sie vielleicht mit den Sicilianerinnen überein in Bezug auf die Vorstellung, die sie sich von einem Deutschen machen. Wenigstens hörte ich einmal in ihren Unterredungen ihnen eine Phrase entfallen, die frappant so klang, wie: „un Tedesco brutissimo“. — Als ich sie fragte, ob sie hier zu Lande auch so singen könnten wie die

*) Siehe S. 247.

Deutschen mit Ueberschnappen der Stimme in die Fistel (ich meinte das Jodeln und machte ihnen dieß so gut ich konnte vor), antworteten sie mir: „No signor, questo non è cantare, questo è urlare. I Tedeschi urlano, ma i Italiani cantano.“ Sie sagten dieß ganz freundlich und ohne mit dem „urlare“ (heulen) für mich etwas Beleidigendes beabsichtigen zu wollen. Es scheint also das „urlare“ hier ein angenommener Ausdruck für unser „Jodeln“ zu sein, der den Eindruck bezeichnet, welchen diese bei uns so beliebte Singweise unserer Altvordern auf die Italiener macht. Ein italienischer Viehhändler, der bei uns saß, bezeichnete mir diesen Eindruck noch bestimmter, indem er sich in unser Gespräch mit dem Ausruf einmischte: „si! si! Signore. Cosa straordinaria! I Tedeschi urlano come i lupi!“ (wie die Wölfe).

Der interessanteste Mann in meiner Gesellschaft war ein Lombarde, der seiner Gesundheit wegen ins Leuker Bad reisen wollte. Er war aus Mailand gebürtig und gehörte der dortigen mittleren Bürgerklasse an. Es war einer der in der Lombardei so zahlreichen Ingenieure, die bei der Bewässerung und dem Canal- und Brückenbau des Landes thätig sind. — Da wir rechts und links die „ghiacciaje“ (Gletscher) vor uns hatten, die, als die vorzüglichsten Quellen der ganzen lombardischen Bewässerung, natürlich sein Interesse im höchsten Grade erregten, so drehete sich unser Gespräch vorzugsweise um die so erstaunlich merkwürdige Bewässerung des Landes, über die er eine Menge praktische Kenntnisse besaß. Natürlich aber schweiften wir auch zuweilen auf das Gebiet der Politik hinüber, und da man gegenseitig ziemlich offenherzig wird, wenn man so einen ganzen Tag Schulter an Schulter nebeneinander im Wagen sitzt, einsame Thäler durchfahrend, und da ein Reisender demnach in entfernten einsamen Thälern über Länder und Städte Geständnisse ver-

nimmt, die ein Anderer, der selbst sehr lange mitten in den Städten unter den Leuten selber weilt, zu hören oft gar keine Gelegenheit hat, so waren mir die Aeußerungen dieses Mannes, die er hier inmitten der schönen Natur von sich gab, nicht uninteressant.

Im Ganzen zeigte sich mein Nachbar als ein Freund des österreichischen Gouvernements und führte eine ganze Reihe von Wohlthaten auf, welche seinem Vaterlande durch die Verbindung mit dem großen Kaiserreiche zu Theil wurden. Die meisten der Handels- und Gewerbetreibenden, meinte er, wären auch, wie er, den Oesterreichern ergeben, da sie nicht nur durch die Verbindung mit diesem großen Reiche, dessen Märkte sie sich nie verschlossen sehen möchten, wohlhabend geworden, sondern auch durch die von den Deutschen gut verwaltete Polizei- und Gerichtspflege besser als unter irgend einem italienischen Gouvernement im Stande wären, diese Wohlhabenheit zu genießen. — „Als Ingenieur“, sagte er, „habe ich viel mit allerlei Behörden des Landes zu thun. Aber ich freue mich immer, wenn ein Oesterreicher an der Spitze einer solchen Behörde steht. Ich weiß dann, daß ich eher auf Gerechtigkeit hoffen darf. Und nicht nur auf diese, sondern auch auf eine viel humanere Behandlung. Die stolzesten, insolentesten und strengsten Beamten sind unsere eigenen Landesleute. Auch sind alle die Branchen der Verwaltung, welche den Italienern selbst und allein überlassen sind, z. B. unsere Communalangelegenheiten, in einem am wenigsten erfreulichen Zustande“. — Dem lombardischen Adel schien er noch weniger hold zu sein als den eingeborenen Beamten, und er verhehlte seine Freude darüber nicht, daß diese hohen Herren von den Oesterreichern in bescheidenen Schranken gehalten würden. Er schien es dagegen sehr zu fürchten, daß noch einmal eine Zeit kommen könnte, wo die lombardischen

Großen wieder, wie ehemals, in der Lombardei herrschen würden. „Ich theile“, sagte er, „unseren Adel, der übrigens außer seinem Haß gegen Oesterreich gar keine eigene politische Meinung hat, bloß in zwei Classen, 1) in solche, die Maitreffen halten, und Carrossen und Pferde lieben, und 2) in solche, die Geld und Gold und Silber und Schätze und Bankscheine und Pretiosen und Capitalien zusammenscharren, d. h. in Verschwender und in Geizhalse. Zwischen beiden giebt es eine nur wenig zahlreiche Classe. In unserem Adel spukt noch jetzt der alte tyrannische Geist der Visconti, der Rusconi *) und der Scaligeri, und am meisten wären sie dazu gestimmt und geeignet, die alten kleinen Despotieen in unseren Städten wieder herzustellen. Sie haben keine Idee davon, welche tragische Geschichten noch heutigen Tages in diesen Familien sich ereignen. Hat doch noch neulich ein K. ein kleines Kind während der heiligen Handlung der Taufe umgebracht. Er hielt es zur Taufe, ließ es aber, während der Priester es segnete, fallen und brach ihm so das Genick. Niemand kann ihn des freiwilligen Mordes überführen. Aber wir wissen Alle, daß der kleine Täufeling ihm sehr im Wege war, und daß er dachte, so bequem würde er ihn wohl nie wieder in seine Hände geliefert bekommen“. — Da nun der Fall eingetreten ist, daß die Oesterreicher verjagt und die lombardischen Edelleute die Herren im Lande geworden sind, so mögen die Ansichten meines Reisegefährten, wenn sie etwas Wahres enthalten, interessant sein in Bezug auf das, was wir von dem künftigen Zustande der Lombardei zu erwarten haben. — Uebrigens gebe ich sie nur als die besonderen Ansichten eines Individuums oder einer Classe von Menschen, ohne zu entwickeln, was sich auf jene Aeußerungen etwa erwidern ließe.

*) Die alten Despoten von Como.

Je weniger mein Freund für den lombardischen Adel eingenommen war, desto mehr war er es für sein vaterländisches Bewässerungssystem. „Universalmento“, sagte er, müsse es in aller Welt eingeführt werden. Er schien sich gar kein Land und keinen Ackerbau ohne die Irrigazione denken zu können. Und mir fielen dabei die schottischen Ackerbauer ein, die alle Länder tief verachten, in denen noch nicht ihr gepriesenes „Subdrainage-system“ üblich ist.

Von Bellinzona an nordwärts heißt das Thal des Ticino die „Liventina“, auf deutsch „Livinien.“ Es ist ein uraltes Kampfgebiet zwischen Italienern und Deutschen, so wie der Schauplatz eines eben so langen und wilden Naturkampfes. Fast jeder Ort ist durch eine Schlacht zwischen den Urschwizern und den Ticinesen berühmt, und fast jeder Thalwinkel trägt Zeugniß und Spuren an sich von einer Zerstörung durch Wasser oder Feuer, durch Flüsse oder Bergstürze. — Man erhebt sich zum St. Gotthard von Thalstufe zu Thalstufe. Jede Thalstufe bildet einen eigenen Abschnitt in der Natur, hat ihre eigenthümliche Vegetation und Ackerbauwirthschaft. Auch bildet jede Thalstufe eine eigene politische Abtheilung, eine eigene Gemeinschaft (Vicinanza), und auf jeder Stufe in der Mitte liegt ein kleiner Hauptort: Giornico, Faldo, Quinto und endlich Airolo.

In Airolo (deutsch: Griel) übernachteten wir, 4000 Fuß über dem Meere, am Fuße des St. Gotthard. Seine Existenz und Wohlhabenheit verdankt es dem uralten Pässe über diesen Berg. Auch seine Berühmtheit, denn weil die nordischen Reisenden hier zuerst Italien erfassen, oder die Italiener hier ihrem schönen Vaterlande das letzte Lebewohl sagen, so bleibt es Jedem im Gedächtnisse. Es giebt am Fuße der Alpen hier eine ganze Reihe solcher kleiner Passageorte, die aus denselben Ursachen

einen so großen Namen haben, z. B. Sempeln (am Simplon), Airolo, Splügen, Worms (am Stilfser Joch), und welche sich alle außerordentlich ähnlich sehen, — lauter kleine hölzerne Fuhrmanns- und Gastwirthsdörfer, in öder Hochgebirgsgegend, vollgepfropft mit Waaren und Wagen, stets wimmelnd von Fuhrleuten, Reisenden und Zollbedienten und wiederhallend von ihrem Halloh und Getummel. Zur Uebersteigung der hohen Alpenkette sind immer ähnliche Vorbereitungen nöthig, wie bei der Einschiffung am Rande des Oceans, und man trifft hier also ein ähnliches Leben, wie in den kleinen Hafenplätzen an der Küste des Meeres. — Die Leute in den Wirthshäusern sprechen sowohl deutsch als italienisch. Und zuweilen begegnet man zwei Menschen, von denen der eine laut italienisch und der andere eben so laut deutsch conversirt. Der eine mischt einige italienische Wohllaute, der andere einige teutonische Mißlaute seiner Muttersprache bei, um die Sache seinem Freunde verständlich zu machen. — „Die Menschen in Airolo“, sagt ein italienischer Schriftsteller, „und auch die in Faedo und in einigen anderen Orten der Leventina haben die auffallende Sitte, daß sie in der Nacht die Stunden durch einen Mann ausrufen lassen, welcher zugleich auch auf die Feuersbrünste merken muß.“ — Also auch diese gute alte deutsche Sitte, die, wie durch ganz Deutschland bis nach Dänemark hinauf, so auch in der ganzen deutschen Schweiz herrscht, hat hier, wie die oben citirten Worte, wie die hölzernen Häuser die Alpen überstiegen und ist auf einige Meilen weit in Italien eingedrungen. Wenn der Deutsche einen Nachtwächter auf der Straße fromme Nachtlieder singen hört, so weiß er gleich, daß er sich seinem lieben gemüthlichen Vaterlande nähert. — Wie sehr das Institut der Nachtwächter deutsch ist, zeigt sich auch daran, daß die Nachtwächter hier in diesen italienischen Ortschaften die Stunden auf Deutsch abrufen.

Dasselbe ist in vielen slawonischen, magharischen und kroatischen Ortschaften der Fall; auch in ihnen ist die Sprache der Nachtwächter das Deutsche. Wenn ich mich recht besinne, so erhob sich aber vor wenigen Jahren in Ungarn eine große Opposition gegen diese unpatriotische Nachtwächtersprache, und die Leute mußten sich in vielen Orten magharisiren. -- Wie die Nachtwächter, so haben die Liviner Burschen auch die Sitte des Riltganges aus der deutschen Schweiz und nebenher noch manche andere deutsche Gewohnheit adoptirt.

17. Auf dem St. Gotthard.

Das letzte Stück des Tessinothales oder der Leventina heißt das Bedrettothal (Birkenthal). Es harmonirt in seiner Beschaffenheit außerordentlich mit dem Urserenthale auf der Nordseite des Gotthard. Wie dieses erstreckt es sich von Osten nach Westen, ungefähr in derselben Größe. -- Wie dieses ist es ein von Gletschern häufig heimgesuchtes, bloß mit Wiesen gesegnetes Hochalpenthal. Wie dieses erhebt es sich mit seiner Sohle etwa 4500 bis 5000 Fuß über das Meer. Die Quellen der Reuß liegen dort, wie die des Tessino hier ganz in derselben Höhe. Wie man nach Westen aus dem Urserenthale über die Furka nach Wallis kommt, so kommt man aus dem Bedrettothale im Westen über die Ruffenen dahin. Beide Pässe sind ungefähr gleich hoch, über 7000 Fuß. -- Da die Abhänge des Gotthard aber nach Süden schroffer sind als nach Norden, so ist das Bedrettothal etwas enger als das bequemere

Urseren. — Zwischen diesen beiden Thälern in der Mitte liegt nun die Hauptmasse des St. Gotthard mit ihren zahlreichen Spizen. — Da ich das Glück hatte, in Airolo mit dem Priester des St. Gotthardhospizes, dem einzigen gebildeten Menschen, der das ganze Jahr hindurch jene Höhen bewohnt, bekannt zu werden, so machte ich mich in seiner Gesellschaft zu Fuß auf den Weg dahin. Wir erhoben uns auf einem kleinen Gebirgspfade, der direct den Berg hinanlief und alle die vielen Windungen der Fahrstraße abschnitt. Im Wal Tremola, das sehr felsig und eng, und wo kein Ausweichen möglich ist, vereinigte sich unser Fußweg wieder mit der Fahrstraße. — Dieß Wal Tremola, das der zahlreichen Lawinen wegen im Frühling und Winter eine gefährliche Passage ist, hat seinen Namen vielleicht vom italienischen „tremolano“ (vielleicht aber auch vom deutschen Trümmern oder „trümmern“; es wird auch Wal Tremora genannt). Es giebt ein ganz ähnliches wildes, mit Stein- und Lawintrümmern stets erfülltes Thal am Fuße der Jungfrau, das einen ähnlichen Namen hat. Es heißt „das Trümmelenthal.“ Und ich will hierbei bemerken, daß, so wie an der ganzen hohen Alpenkette hin, so weit Deutsche und Italiener mit einander gränzen, einzelne südliche Worte in die nordische Sprache übergingen und umgekehrt nordische Worte in die südliche Sprache, so auch insbesondere einige Namen von Bergen, Flüssen und Städten auf beiden Seiten der Gebirge vorkommen. — So heißt z. B. der italienische Fluß Loccia im großen Formazzathale bei den Deutschen, die seine Quelle bewohnen, der Toson, und dieß deutsche Wort, das von „toson“, „toben“, abzuleiten, haben dann die Italiener vermuthlich in Loccia verwandelt. So haben die Italiener den deutschen Namen der Rhone, der ursprünglich „Rotten“ heißt, in „Rodano“ umgewandelt. So giebt es im Italienischen einen Monte Spiz (vom

deutschen „Spitze“). So heißt ein Theil des Gotthard: Madonna ai Leit (vom deutschen „Leit“, die „Leite“, d. h. eine mit Gras besetzte längliche Bergstrecke). So giebt es im Norden der Alpen eine Stadt Luzern und im Süden eine Stadt Luzerna und eine andere Locarno. So giebt es im Norden ein Bern und auch im Süden: Verona, von den Deutschen Bern genannt. Das deutsche Urserenthal im Norden hat vermuthlich vom italienischen „Urso“ (der Bär) seinen Namen. (Die Urserer führen noch heutiges Tages einen Bären im Wappen.) Kann man sich nun noch darüber wundern, daß die Italiener, wenn sie einen Versuch dazu machen, den Gotthard zu übersteigen, und wenn sie dabei auf Massen von Schnee und Eis treffen, und ihnen noch dazu ein kalter Boreas aus Deutschland entgegenbläst, und wenn sie, zuerst den Fuß auf deutsches Gebiet setzend, sofort auf ein Volk treffen, das sich selbst „Urseri“ (Bärenleute) nennt *), — kann man sich da wundern, sage ich, daß die Italiener sich eine so barbarische Vorstellung von unserem Lande machen, — und dazu, wenn diese Leute gar noch „jodeln“ („urlane come i lupi“).

Jene geschickten Maurer, Architekten, Maler, Glaser aus dem Tessin, die ich oben erwähnte, gehören zu den am häufigsten auf dem Gotthard passirenden Reisenden, und sie haben, wenn sie im Herbst von ihren „Campagnen“ zurückkehren, am meisten von den Schrecknissen des Val Tremola und der anderen wilden Schluchten dieser Gegend zu leiden. Alle Jahre hüßen einige von ihnen hier, in der Nähe ihrer Heimath, wie zurückkehrende Schiffer, die vor dem Hafen scheitern, ihr Leben ein, man sagt jährlich 4 bis 5. — Ueberschaut man die Chronik der Lawinenunglücksfälle in diesen Gegenden, so findet sich's, daß

*) Urani heißen bei den Italienern die Urner.

diese Leute hier zuweilen schaarenweise vertilgt wurden. Ein Theil des Tremolathales heißt noch jetzt „il Buco de Calanchetti“ (das Loch der Calanker), weil hier einst ein großer Trupp von Glasern aus dem Calancathale, die aus Frankreich zurückkehrten, von einer Lawine verschüttet wurde. — „Im Jahre 1624“, heißt es in jenen Chroniken, „begrub eine Lawine am Val Tremola eine Carawane von 300 Personen“, — „im Jahre 1816 eine andere einen Zug von 40 mit Waaren beladenen Wagen, mit ihren Pferden und Fuhrleuten.“

Jedes Schulkind in Deutschland weiß sofort, wenn man es fragt, was und wo der St. Gotthard sei, den Punct auf der Karte nachzuweisen. Es ist sonderbar, daß aber der Reisende, wenn er nun selber an Ort und Stelle gelangt, am Ende bemerkt, daß er kaum genau ausmachen kann, was und wo dieser St. Gotthard ist, und an welchem Erdgebilde dieser Name haften. Von den hohen Bergkolossen, welche er dort oben findet, heißt keiner St. Gotthard, sie heißen Tibia, Tiendo, Prosa, Stella u. s. w. Ein Berg St. Gotthard ist gar nicht sichtbar. Zuerst soll der Name bloß einer kleinen Kapelle eigen gewesen sein, die im 14ten Jahrhundert von den Mönchen des graubündenschen Klosters Dissentis hier gestiftet wurde, und dem heiligen Gotthard geweiht war. Nach dieser Kapelle benannten nun die Leute allmählig den ganzen Paß oder das Thalbecken, durch welches der Weg hier oben führt, und das bis auf eine Tiefe von circa 7000 Fuß über dem Meere hier zwischen höheren Felsmassen eingeschnitten ist. Man spräche daher richtiger von einem St.=Gotthards=Thale als von einem St.=Gotthards=Berge. Nachher aber ist dieser von der kleinen Kapelle ausgehende Name von den Geographen noch weiter ausgedehnt worden. Wie weit? ist eigentlich gar nicht zu bestimmen. — Aus dem Laufe der nach allen Weltgegenden abfließenden Flüsse

haben sie erkannt, daß hier eine gewisse große mächtige Erdwarze liegt, von welcher die kleine St.-Gotthards-Kapelle mitten zwischen nach Süden und Norden abfließenden Gewässern ungefähr das Centrum einnimmt, und dieser gewissen Erdwarze, oder dieser unbestimmbaren Erdschwellung, die eigentlich dem physischen Auge als ein bestimmt geformtes Gebilde nirgends sichtbar wird, die nicht weniger als 17 Hochthäler und ein Duzend hoher Berggipfel auf ihrem Rücken trägt, von der 8 oder 9 mächtige Gletscher und 6 große Flüsse herabkommen, und in deren Runzeln und Schluchten sich 30 kleine Alpenseen verkriechen, haben sie dann den Namen jenes Centralpunctes beigelegt.

Vielleicht steigt auch der Name Gotthard, wie Einige sicher glauben, noch in uralte Zeiten hinauf und hängt mit dem Namen „Mons Jovis“, welchen die Römer für diese Höhe gehabt haben sollen, zusammen. Gewiß ist es, daß schon in den urältesten Zeiten dieser Berg oder vielmehr dieser Bergeinschnitt als Paß benutzt wurde. Hierfür, so wie auch dafür, daß in der Zukunft diese Passage eine der hauptsächlichsten in den Alpen bleiben wird und muß, bürgt ihre Position und die ganze Gestaltung der Umgegend. Man ziehe einmal auf der Landkarte 20 Meilen rechts und 20 Meilen links vom Gotthard Linien von Norden nach Süden durch die Alpen, d. h. also in der Richtung, die der Verkehr zwischen Deutschland und Italien hauptsächlich einzuhalten hat, so wird man finden, daß alle diese Linien zwei große Gebirgszüge durchkreuzen, und daß, wenn man ihnen als Verkehrsstraße folgen wollte, man also zweimal hohe Rücken zu passiren hätte. Da die doppelten Gebirgszüge von Osten und Westen her am Gotthard wie in einen Knoten zusammenlaufen, so ist er auf dieser Strecke der einzige Punkt, wo man, jene Richtung verfolgend, nur einmal

eine solche schwierige Passage zu überwinden hat. Das Neufthal auf der einen und das Tessinthal auf der anderen Seite laufen in nordsüdliche Richtung hier zusammen und bahnen die besagte Straße an.

Ich verweilte oben einen Tag, leider einen zu schönen und klaren. Denn mit der wilden Zerrissenheit der öden Natur, die in diesem hohen Schlunde herrscht, steht ein wolkgiger Himmel in viel besserer Harmonie als ein blauer und sonniger. — Neben dem alten Hospiz, in dem ein sogenannter „Spittler“ wohnt, ist jetzt noch ein neues großes und gutes Wirthshaus errichtet, in welchem auch mein Pfarrer wohnte. Dieser junge Mann hatte seit einigen Jahren hier Witterungsbeobachtungen angestellt. Doch waren sie nicht besonders ernstlich geführt worden, und selbst das Wenige, was er aufgeschrieben hatte, war noch wenig, wie er mir sagte, von Gelehrten benutzt. Er sagte, er stände mit keiner Gelehrtengeellschaft in Correspondenz, keine Universität, keine Akademie habe ihn zu Mittheilungen aufgefordert. Sollte aber dieß einmal geschehen, so würde er gerne seine Beobachtungen eifriger fortsetzen. — Begreift man eine solche Vernachlässigung in der für so ausgebildet verschrieenen Gelehrtenrepublik unserer Zeit? Daß die Meteorologen den Gotthard auf diese Weise aufgeben, ist eben so unverzeihlich, als wenn ein Staatsregiment z. B. eine wichtige Festung unbefestigt lassen wollte. Die einzigen seit einer Reihe von Jahren fortgesetzten Witterungsbeobachtungen aus den hohen Alpenpuncten haben wir von den Geistlichen auf dem großen St. Bernhard. Sie werden regelmäßig alle Monate in der trefflichen Bibliothèque universelle de Genève, einer der Hauptquellen der Alpenkunde, publicirt. Ein dem St.-Bernhard-Hospiz ähnliches Observatorium sucht man in der ganzen Alpenkette vergebens.

Seit Wahlenberg bewiesen hat, daß die Flora dieser hohen

Gebirge mit der Lapplands, Grönlands, Sibiriens so viele Aehnlichkeit hat, denkt man sich die Winterkälte auf diesen Bergen auch gewöhnlich entsetzlich grön=lappländisch, — täuscht sich aber darin. Denn es ist ein höchst merkwürdiges, aber ausgemachtes Factum, daß in diesen Höhen ein äußerst gemäßigtes Klima herrscht. Es ist hier weder im Winter so kalt, noch im Sommer so heiß wie in den Thälern und den Ebenen. — Selbst in den strengsten Wintern sinkt das Barometer höchst selten bis auf 20° herab, was doch in München und anderen deutschen Orten gar nichts Seltenes ist. In den Ebenen und Thälern, wo der Kälte und Wärme erzeugenden Gegenstände viel mehr sind, schwankt das Thermometer weit häufiger zwischen den Extremen. Es ist zu vermuthen, daß in noch größeren Höhen eine noch gleichmäßigere Temperatur gefunden wird. Nicht bloß die Fremden, sondern auch die Schweizer selbst haben gewöhnlich übertriebene Vorstellungen von der Kälte ihrer Berge, was wohl daher kommt, daß schon ein geringerer Kältegrad auf den Bergen für den sich dort abmühenden und häufig ermattenden Menschen viel gefahrbringender ist. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Russen in diesen Gegenden streiften, mochten sie sich hier ganz heimisch fühlen und manchen Schweizers Uebertreibungen verlachen.

Der Pfarrer zeigte mir seine kleine Kapelle und die Einrichtungen zur unentgeltlichen Aufnahme und Verpflegung der Armen unter den Reisenden. Es sollen jährlich deren nicht weniger als 4000 den Gotthard passiren. Meistens sind es Bettler, oder Handwerksburschen, oder Heimathslose, wie sie in der Schweiz häufig von Canton zu Canton ihr geplagtes Leben herumschleppen. Von allen Gattungen von Reisenden sollen jährlich 20,000 über den St. Gotthard gehen. In jener Kapelle wird der Gottesdienst ebenfalls wie in dem größten Theile des

Tessin nach dem Ambrosianischen Ritus gehalten, der bekanntlich eine besondere katholische Gottesdienstform ist, die von Mailand ausging, in der ganzen Lombardie angenommen wurde und auch im Canton Tessin bis hier hinauf zum St.=Gotthardshospiz herrscht. Die Höhe des St. Gotthard gehört nämlich noch den Italienern. Italienische Hirten weiden hier ihr Vieh, italienische Geistliche und Wirthe bewirthen die Fremden, und italienische Doganisten (Mauthbeamte) untersuchen ihre Waaren. Im Sommer beläuft sich die ganze italienische Bevölkerung des St. Gotthard, Knechte, Ziegenhirten und alles Andere mit gerechnet, auf nahe an 100 Menschen. Auch beim Splügen haben die Italiener die Höhe des Passes inne. Beim Simplon aber ist der höchste Rücken von Deutschen besetzt.

Vielleicht ist der Umstand, daß die Mailänder Erzbischöfe, namentlich die Borromeo, sich zuerst der Errichtung eines Hospiziums annahmen, die Ursache davon, daß diese Höhe an die Italiener kam. Uebrigens giebt es hier auch immer zwischen den deutschen und italienischen Hirten kleine Gränzstreitigkeiten, die fortwährend seit Jahrhunderten unentschiedene Fragen geblieben sind. Ohnedieß ist auch noch das Feuer der Eifersucht der erner Deutschen gegen die Ticinesen, die einst ihre Unterthanen waren, nicht völlig erloschen, und es war daher ziemlich natürlich, daß das erste Blut in dem schweizer Sonderbundskriege hier auf der Höhe des St. Gotthard vergossen wurde. Ich erinnere mich noch, wie mich, einen erklärten Friedensmann und ein begeistertes (leider getäushtes) Mitglied der London=Pariser Friedensgesellschaft, die Nachrichten von den ersten hier gemordeten Menschen empörten. Nun seit dem sind wir denn schon wieder an mehr Blutvergießen gewöhnt und nicht mehr so empfindsam wie damals. — Man könnte fast sagen, die kriegerische Volksbewegung dieser 6 Monate habe hier auf dem

St. Gotthard zu allererst begonnen, wie der Rhein hier beginnt, und habe dann, wie dieser, ganz Europa durchzogen.

Wie die Urner ihre Eifersucht, so haben die Tessiner ihren alten Schrecken vor ihren ehemaligen Herren noch nicht vergessen. Die Urner besetzten den Gotthardgipfel ohne viel Mühe, stürmten nach Airolo hinunter und verbreiteten wie ein Nordsturm Angst und Entsetzen in den tessinischen Thälern, in denen fast jeder Ort noch jetzt das Andenken an einen ihrer Siege über die Italiener trägt. Als das alte Horn von Uri auf dem Gotthard erkörnte und der urner Stier dort sich drohend erhob, erzitterte die ganze italienische Schweiz, ähnlich wie der freigelassene Sklave im Lucian, der die Peitsche seines alten Herrn knallen hört und zusammenschrückt. — Die Tessiner lieben die Urner nicht, wie überhaupt die Italiener die Deutschen nicht lieben. Und sollte sich das ganze große Italien, wie es jetzt den Anschein hat, wirklich bald als eine einige und freisinnigen Institutionen huldigende Macht hinstellen, so könnten wohl die Tessiner sich einmal ganz von der Schweiz löstrennen und sich der Lombardei auch politisch anschließen, mit der sie ohnedieß schon alle anderen geistigen und materiellen Interessen gemein haben. Sie haben früher gewöhnlich zu den Staaten im Pothale gehört und sind nur durch schweizerische Eroberung davon losgetrennt worden. Enthusiasmus und Sympathieen für die Eidgenossenschaft sind bei den Tessinern weniger eingewurzelt als in der französischen oder deutschen Schweiz. Die deutsche und die französische Schweiz sind unter einander durch hundert gemeinsame Fäden viel inniger verwebt, und sie werden so leicht nicht aus einander fallen. Die italienische Schweiz ist aber ganz für sich gesondert, durch den höchsten Alpenkamm von dem übrigen Helvetien geschieden, von diesem sehr wenig gekannt, mit ihm

in sehr geringem Verkehr, ein fast unnatürliches Anhängsel, das einmal leicht wieder abfallen wird.

Ich besichtigte die kleinen Seen der Gotthardhöhe und machte einen Ausflug zu dem größten derselben, dem Lago Luzendro. Auch der italienische Name dieser Seen, so wie die Namen der Bergspitzen Sibia, Orsino, Piossa, alle bezeugen, daß hier oben wohl Alles altitalienisch ist. Man sollte daher auch streng genommen den Berg San Gottardo heißen, wie die italienischen Bewohner ihn nennen. — Die kleinen Seen, aus denen die Neuß auf der einen, der Ticino auf der anderen Seite ihre Quellen beziehen, liegen so nahe bei einander, daß bei heftigen Stürmen der Wind das Wasser aus dem Ticinosee in den Neußsee hinüberführt, oder umgekehrt, und sich so die Wellen und der Schaum beider Flußsysteme mit einander vermischen. — Im granitischen, rauhen Grunde des Gotthardthales irren mehre kleine Gewässer, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, herum. Diese wilden kleinen Gewässer fließen, je nachdem sie sich Bahn brechen und je nachdem sie ihr Flußbett so oder so verändern, bald den Lagunen Venedigs, bald den Poldern Hollands zu. Es giebt hier auch zwei kleine Seen, die, wenn das Wasser sehr hoch anschwillt, nur ein einziges Becken bilden, aus dem dann zugleich dem adriatischen und dem deutschen Meere Wasser zufließt.

Der See von Luzendro liegt eine halbe Stunde seitwärts vom Hospiz in einer völlig öden Thalluft, in deren Hintergrunde der Luzendrogletscher herabsteigt. Vor der Mündung des Thales häufen sich Granitfelsen auf, so daß der See völlig versteckt ist. Nach allen Seiten hin steigen die Erdmassen in mächtigen Geländen, mit Urtrümmern überdeckt, zum Himmel empor. Es steht in vielen Büchern, daß dieser See köstliche Forellen nähre. Der Hospizwirth, der mich begleitete, sagte,

bis 1798 hätte man Fische darin gefunden, seitdem nicht wieder. Er habe schon zweimal neue hineinzusetzen versucht, aber vergebens; sie seien wieder ausgestorben. Die Leute deuten dieß auf eine fortschreitende Verschlechterung und Erkältung des Klimas. In vielen Büchern heißt es auch, daß jedes Jahr im Durchschnitt 6 bis 8 Personen auf dem Gotthard von Lawinen getödtet würden. Pfarrer, Spittler und Wirth sagten mir, in den letzten 10 Jahren wüßten sie nur von 6 Verunglückten.

An den Küsten von Novaja Semla und Spitzbergen ist der Sommer nicht kürzer als an diesem Luzendrosee. Wir hatten jetzt Ende Juli, und der Frühling hatte noch nicht sehr lange begonnen. Anfangs August ist hier die beste und reichlichste Vegetation. Gewöhnlich bleiben hier die Leute $2\frac{1}{2}$ Monate oben, also ungefähr eben so lange, wie die Fischer der Russen, Norweger und Lappen am Nordkap bleiben. Es sind aber schon Jahre gewesen, in denen Hirten und Heerden hier nur 30 Tage aushalten konnten, weil früh einfallender Schnee sie wieder vertrieb. Wir kletterten, Pflanzen suchend, an den Abhängen der Tibia hin. Die Hirten, welche wir dort fanden, sagten, sie wären erst seit 8 Tagen hinaufgekommen. Einer von diesen Hirten hatte seinen kleinen 10jährigen Sohn bei sich, der uns durch seine Keckheit nicht weniger als seine Ziegen, die er hütete, erfreute. „Wenn eine Ziege sich verklettert hat und nicht weiter kann“, sagte der Vater, „so schick ich meinen Duben hin, der muß sie holen.“ — „Hast du denn keine Furcht, Kleiner, von den Felsen zu fallen?“ fragte ich ihn. — Er lachte bloß, mit seiner Peitsche die Blumen vor sich köpfend, und schwieg still. Der Vater antwortete für ihn: „O nein, Herr, der hat keine Furcht; denn er ist als Säugling mit Ziegenmilch genährt worden, das giebt Verggeseck und Muth.“ „Non ha paura di cervello“ (er hat keine Gehirnfurcht — Schwindel), setzte er hin-

zu, „non ha cervello! — Ich glaube, der Bube hat gar kein Gehirn.“

Merkwürdig war es mir, daß die Leute hier alle von den Schrecknissen des Föhn so wenig zu erzählen wußten. Sie sagten, er sei hier auf dem Gotthard nie stark. Und doch muß dieser Wind den Gotthard passieren, bevor er in die nördlichen Schweizerthäler kommt, wo er gewöhnlich mit so sehr gefürchteter Heftigkeit einfällt. — Auch in den oberen Thälern des Ticino, auch bei Airolo war es mir schon aufgefallen, daß dort die Leute ihre hölzernen Dächer gar nicht mit so schweren Steinen belastet hatten, wie die Urner und Glarner im Norden der Alpen, die diese Maßregel des Föhn wegen für durchaus nöthig halten. — Als ich sie fragte, ob sie auch glaubten, daß das Klima hier oben sich immer verschlechtere, gab einer der Hirten, nachdem er sich besonnen und geräuspert, mit einer Art Feierlichkeit und mit ernststen Mienen in sonderbar gebrechelter Phrase den entschiedenen Ausspruch: „Si signore! dopo il corso ordinario (nach dem gewöhnlichen Verlaufe) si deve credere, che il clima diviene piu freddo! In complesso si, signore! (Im Complex muß man die Frage bejahen, mein Herr!)“ Dieser italienische Hirte, dachte ich, spricht wie ein Professor, und als hätte er die Sibia zu seinem Rathgeber erkoren.

Im Fremdenbuche des St.-Gotthard-Hospizes fand ich kein Memorandum, das mich mehr rührte als eins, das von 4 Schweizercapuzinern herrührte. Es lautete ungefähr so: „Wir unterschriebene 4 Capuziner aus dem Canton Schwyz haben, von unserem Obern entsendet, das ganze schöne Land Italien durchstreift. Aber Traurigkeit und Sehnsucht nach dem Vaterlande wohnte in unseren Herzen. Erst hier auf dieser Höhe im Anblick unserer heimatlichen Alpenwelt verließ uns der böse Dämon der Melancholie. Hier sind wir völlig genesen,

und Trost und Freude zog ein in unser Gemüth. Wir danken dem Herrn für das uns geschehene Heil und für eine glückselige Heimkehr! — Also auch in der Brust dieser vielangeseindeten Mönche schlägt ein warmes und patriotisches Herz! — Möchten doch solche Anzeichen von den oft sehr unbarmherzigen Verfolgern der Mönche mehr beachtet werden und sie zur Milde und Bruderliebe stimmen.

18. Das Urserenthal.

Die große Fluth von Reisenden, welche im Sommer alle Thäler der Schweiz anmuthig belebt, brandet gleich bis hart an den Fuß des St. Gotthard hinan. Ueber diesen Paß hinaus kommen von den vielen tausend Schweizerreisenden nur wenige, und diese wenigen haben dann schon ein weiteres Ziel, Mailand, Rom &c. Die deutschen Fußreisenden wagen sich selten in die italienische Schweiz hinein. Ihre unvortheilhaften Vorstellungen von der Unsicherheit der Straßen und die fremde Sprache mögen sie davon abhalten. Der Canton Tessin ist daher der am wenigsten besuchte und bekannte Theil der Schweiz. Man reist meistens allein durch seine einsamen Thäler. Der Postwagen, die Waaren- und Frachtwagen, oder die Reisecalesche einer reichen, nach dem Süden pilgernden Familie bilden fast die einzige Passage seiner Heerstraßen.

Dieß wurde Alles anders, so wie wir in das grüne Thal Urseren hinabgekommen waren. Da war Leben und Bewegung überall. Es war gerade die Zeit der höchsten Fluth der Alpenreiseflust. Alle Wirthshäuser waren voll mit Europäern aller

Galtung. Schon auf der Gotthardstraße begegneten wir Spaziergängern, die wenigstens bis auf einen gewissen Punct sich dem berühmten Pässe zu nähern wünschten. Am Wege trafen wir ein deutsches Ehepaar. Er wandelte botanisirend umher, und sie saß im Grase die Blumen puzend und in die Kapsel bergend. — Auf jedem Felsen saß eine zeichnende Engländerin, um eine rasche Skizze von diesem Winkel der Welt in ihr Album zu bringen. — Auf der Hauptstraße im Thale bewegten sich Karavanen von Lustreisenden aufwärts und abwärts. Aus den Straßen und Häusern des kleinen Ortes Hospenthal erschollen die Instrumente und Stimmen von Sängern und Musikern. Kurz es sah hier aus, wie am Oster-sonntagmorgen in der Umgebung jenes deutschen Städtchens, aus dem Doctor Faust mit seinem Famulus ins Freie hervorpilgerte. — Dieses lebhafteste Treiben dauert in diesem Alpen-thale drei Monate hindurch ohne Unterbrechung fort. Dann kommt bald wieder die kalte Jahreszeit und deckt das Thal für 8 Monate mit Schnee zu, und Alles ist so still und ausgestorben, wie in einem Todtenhause.

Die meisten Menschen nehmen ein Aergerniß an diesem geselligen Treiben in dieser schönen und erhabenen Gebirgsnatur. Sie eifern auf den Schwall der neugierigen Touristen, zu denen sie selber gehören. Sie sehen sich unter einander mit spöttischen Blicken an und sehnen sich seufzend nach einsamen Thälern und versteckten, noch unbesuchten Höhen, wo sie sich ungestört dem Genuß des Erhabenen hingeben könnten. Sie klagen, daß der Mensch nun auch hierher und überall hinkomme mit seiner Qual und seiner Thorheit und die Natur nicht mehr vollkommen sei. — Allein man kann, deucht mich, auch dieser Sache eine wohlthunende und heitere Seite abgewinnen. Kommt man aus Italien und den einsamen Thälern des Tessin, so ist man be-

sonders geneigt, dieß friedliche Getümmel deutscher und überhaupt nordischer Landsleute von ganzem Herzen willkommen zu heißen.

Da sind ja Tausende von gebildeten Menschen im Namen der Natur, im Namen einer freundlichen Gottheit, zur Verfolgung eines unschuldigen und eines erfreulichen Zweckes beisammen. Ist dieß nicht eine sehr ansprechende und wohlthuende Vorstellung? — Im Namen welcher ernststen oder welcher frivolen oder welcher eigennützigen Gottheiten sind wir doch auf unseren Börsen, auf unseren Märkten, in unseren Tanzsälen, bei unseren Theetischen beisammen! Wo haben wir denn anmuthigere Vereine und Gesellschaften als die, welche auf den Spitzen der Alpenhörner, am Fuße der Gletscher alle Jahre aus allen Theilen Europas sich einfinden? Fragt man einen Jeden, was ihn hierher trieb, so wird man fast immer irgend einen lobenswerthen, oft einen das Herz rührenden Anlaß hierzu finden. Zerlegt man die Elemente, aus denen jene Vereine bestehen, so wird man weit seltener auf bloß müßige, reiche Günstlinge des Glücks stoßen, die nur in die Alpen kommen, um mit den Gletschern und Wasserfällen gegen die Plage der Langenweile zu Felde zu ziehen. Bald ist es ein englischer Lawyer, der im räucherigen London seine Richterrobe und seine Perücke zurückließ, um frische Alpenluft zu athmen. Ihm ist nur eine kurze Frist von 4 Wochen gegönnt, und er füllt eilig seine Lungen, seine Augen und sein Gedächtniß mit frischer Luft, mit schönen Ansichten und Erinnerungen, mit denen er dann, wer weiß auf wie lange, sein prosaisches Leben würzen muß. — Bald ist es ein liebendes Pärchen junger eben vermählter Eheleute aus einer norddeutschen Stadt, die ihre Honigmonate in den Alpen feiern. Er läßt sie in einem Palanquin wie eine Königin über die Berge tragen und geht selber zu Fuß nebenher. Wie lieb-

lich vermischt sich ihr Jubel über die schöne Natur mit dem Entzücken, das sie aneinander finden. Da hat sie auf Schritt und Tritt Veranlassung, ihre liebenswürdige Weiblichkeit, ihre Begeisterung, ihr Vertrauen zu ihm zu zeigen. Da hat er hundert Gelegenheiten, ihr als Mann zur Seite zu sein, in wildem Wetter, an gefährlichen Abhängen mit tröstenden Worten, mit zärtlichem Händedrucke ihr helfend beizustehen, ihre Schritte zu wahren, ja ihr Leben zu retten. — Da findet man Gelehrte und Künstler aus allen Ländern, die ein wissenschaftliches Interesse herbeiführt, und die mit eigenen Augen in der freien Natur deutlich zu sehen wünschen, was sie sich bisher in ihren Studirstuben bei der Lampe Schein nur unklar dachten. Und hier in diesen wunder- und räthselvollen Gebirgen, wo die Natur so reiche Schätze zur Betrachtung und Forschung aufgeschlossen hat, wird fast jeder ein Stück von einem Gelehrten und Forscher. — Selbst die Laien, selbst die jungen Mädchen werden zu Mineralogen, Geologen und Botanikern, und man sieht sie sich abmühen mit Pflanzensammeln und mit Leopolds von Buch oder Eyell's dickbändigen Schriften, die sie mit sich in die Felsgeklüfte schleppten. — Die Kreide und der Bleistift sind überall thätig, um diesen oder jenen reizenden Anblick zu verewigen, und die Albums, die daraus entstehen, werden dann auf irgend einem Landsttze im Norden Englands, Deutschlands oder Scandinaviens als Heiligthümer und als Schatzkästlein werther Erinnerungen niedergelegt. — Fast jeder führt sein Tagebuch, schreibt eifrig des Abends an seiner Reiseschilderung, und wer viele Landsttze englischer oder livländischer oder dänischer Familien besuchte, der weiß, daß kein Theil der Welt von reisebeschreibender, in Manuscripten versteckter Literatur so reich ist, wie die Schweizeralpen.

Vielen Menschen erscheint ein bewundernswerther Gegen-

stand um so alltäglicher und um so weniger anziehend, je allgemeiner bekannt, je häufiger beschaut und besucht und besprochen er ist. Durch vielfältiges Betreten und Berühren scheint ihnen die Natur entheiligt zu werden. Ich bin so gestimmt, daß es mir gerade umgekehrt geht. Ich denke wie die Araber, die den Stein in der Kaaba um so mehr verehren, je dunkler er durch die vielen ihm von den Frommen zu Theil gewordenen Küsse gefärbt erscheint. Mir sind die allbekanntesten Dinge in Natur und Menschenvvelt die interessantesten. Die Ueberzeugung, daß das Denken und Fühlen vieler Wesen und ganzer Geschlechter mit ihnen verknüpft ist, erhebt mich. — In diesen von aller Welt besuchten Schweizeralpenthälern fühle ich mich in Rapport mit allen naturliebenden Seelen der gebildeten Welt, sogar mit denen jenseits des Oceans, die auch nicht weniger Pilgrime hierher schicken.

Am Abend in Hospenthal bot unser großer Wirthshaus-salon den anmuthigsten Anblick dar. Einen Tisch hatte das botanisirende Paar, das wir an der Landstraße getroffen, für sich in Beschlag genommen. Sie kramten ihre Pflanzen aus und schlugen in ihren Büchern nach, um zu sehen, welche Namen Linné diesen oder jenen Kindern der Alpen gegeben. — An einem anderen Tische saß eine englische Gesellschaft, worunter drei jugendliche Schwestern, alle drei ihre Zeichnungen corrigirend und in ihren Tagebüchern nachtragend. — An einem dritten hielt ein Professor aus Zürich einer wißbegierigen Gesellschaft einen Vortrag über einige geologische Fragen. — In einer Ecke ruhte, ihr Leibliches stärkend, eine Gesellschaft deutscher Jünglinge von den Strapazen des Tages aus. Man wanderte, in allerlei Sprachen sich begrüßend, von Gruppe zu Gruppe herum, überall leicht Bekanntschaften knüpfend und überall mit gefälliger Auskunft bedient.

So waren damals dort diese Zusammenkünfte in den Ge-

birgen beschaffen. Jetzt werden wohl wir mit ernstern An= gelegenheiten beschäftigten Europäer solchen anmuthigen Rendez= vous, die wir uns in den verfloßnen Friedensjahren in den Alpenthalern zu geben gewohnt waren, wer weiß, wie lange, entsagen müssen!

Naturgetreue Reliefnachbildungen von Bergen und Thälern haben den Vortheil, daß man sich nicht bloß durch das Auge, sondern auch durch die Finger und durch Austastung von der eigenthümlichen Gestalt der Höhen überzeugen kann. Ich habe daher auch das Urferenthal, wie es sich mir in einem schönen Relief, das ich in Zürich sah, darstellte, ausgetastet und mich überzeugt, daß es eine herrlich gebildete, muschelartige Schale oder Mulde ist, die in einer Höhe von 4000 Fuß dem Gebirge eingedrückt ist. Diese merkwürdige Thalmulde ist 4 Stunden lang, am Boden nicht ganz eine halbe Stunde breit, durchweg grünes Wiesenland, auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben und geschützt. — In den Urzeiten muß es ein großer schöner Alpensee gewesen sein, von den größeren wahrscheinlich der höchste, der irgendwo in der Alpenkette existirt hat. Die Gewässer dieses Sees bohrten sich endlich in dem Schöllenschlunde, der nach Uri hinabführt, ein Loch und entsandten dorthin die Reuß, deren Ufer am Ende dem See alles Wasser entführte und nun den Grund, in bescheidenen Gränzen sich zusammenhaltend, durchströmt.

Die Hand voll Menschen, welche diese Mulde bewohnen, scheinen von jeher Deutsche gewesen zu sein. Von welcher Seite sie bis hierher vorgedrungen, weiß man nicht, vermuthlich über die Furka aus dem benachbarten deutschen Wallis, mit dem auch ihre Alpenweiden noch jetzt nachbarlich gränzen. Aus Uri konnten sie nicht kommen, weil der Schöllenschlund, der dahin

führt, erst später durch allerlei schwierige, künstliche Vorrichtungen gangbar wurde.

Von aller Welt abgeschlossen, waren die Urserer auch von aller Weltunabhängig und bildeten eine kleine Republik für sich. Doch fanden am Ende auch zu ihnen die Reichsvögte und die Klosterherren aus dem benachbarten Dissentis in Graubünden den Weg. Zuweilen nahmen sie jedoch auch gegen diese Bedrücker ihre Reichsfreiheit in Anspruch. Endlich bohrten sich die kriegerischen Urner, welche sogar noch jenseits des Gottthard in Welschland Eroberungen machen wollten, durch das Urnerloch zu ihnen heran und verbanden die Republik Urseren mit ihrem Staatswesen auf ewige Zeiten.

Doch haben selbst noch jetzt die Urserer ihren eigenen Sinn, ihr eigenes Gemeinwesen, ihren besonderen Rath, ihre besondere Landsgemeinde, Vortheile, die sonst keines der mit Uri verbundenen Thäler genießt. Sie handhaben die Polizei ihres Thales selbst. Von ihren Gerichten giebt es in Sachen unter 200 Franken keine Appellation an die urner Obergerichte. Sie führen auch noch ihr eigenes Wappen, einen Bären. In der Kirche des Hauptorts des Thales kann man noch den alten Doppeladler des deutschen Reichs über dem Bären schweben sehen. Auch bewahren sie in ihren Archiven noch alte Documente, die von deutschen Kaisern herrühren, sorgfältig auf. Nur selten besuchen sie die große urner Landsgemeinde unten im Thale und bilden auch meistens eine Opposition gegen ihre Beschlüsse. — So verfolgten sie namentlich jetzt in den Sonderbundsangelegenheiten eine mehr liberale Tendenz und waren nur sehr laue und widerwillige Anhänger des Sonderbunds. Vielleicht indeß nicht sowohl aus Liebe zu den liberalen Grundsätzen und zu der radicalen Schweiz, als blos aus Abneigung gegen die Urner

und aus Willkür, mit ihnen denselben Strich zu segeln. Ich vermuthe daher, daß jetzt, wo der liberale Wind in der ganzen Schweiz und auch in Uri die Oberhand hat, die Urserer wieder in umgekehrter Richtung steuern.

Die Urserer sind die eigentlichen Wächter des Gotthardpässes und die Aufseher und Fuhrleute der Gotthardstraße, die ihnen vielfache Geschäfte und mancherlei Erwerb gewährt. — Ihre Armen sind zu Hunderten im Winter mit dem Auskehren des Schnees auf dem Gotthard beschäftigt. Sie liefern die Ochsen, deren in der kalten Jahreszeit die Post- und Frachtschlitten sich zuweilen bedienen müssen. Sie sind die Wirthsleute, welche dem nach Norden durch Unwetter und unwirthliche Gebirge vordringenden Reisenden mit gut bezahlten Erquickungen und Gasthausbequemlichkeiten entgegenkommen. Sie sind daher auch wohlhabender, und man findet hier nicht die zahlreichen Bettler, wie in den unteren Thälern der Reuß. Dazu sind sie der gesündeste und kräftigste Menschenschlag im Lande Uri, was sie wohl der stets frischen, nie dumpfigen Luft ihres hohen Thales zu danken haben.

Weil die Urserer mit den Welschen auf der anderen Seite des Berges täglich verkehren, so haben sie Manches von den italienischen Sitten angenommen. Auch sprechen sie häufig beide Sprachen und haben ihr Deutsch viel mit corrumpirten italienischen Worten ausgeschmückt. Im Grunde aber, ihrem Wesen und ihrem Genius nach, sind diese südlichsten aller Deutschen eben so gute Deutsche, wie irgend welche, die am Ufer der Ost- oder Nordsee wohnen. Dieß merkten wir gleich den ersten Abend, als uns ein paar Urserinnen ein, wie sie sagten, urserisches Lied — das aber seinem Geiste und seinen Worten nach ein ächt deutsches war — vorsangen. Mir thut es leid, daß ich es nicht ganz behalten habe. Ein unglücklicher, entsagender

Geliebter beklagt darin sein trauriges Geschick. Indem er seine Geliebte, die ihn verstieß, anredet, sagt er ihr, daß sie noch einmal aller seiner Güte und Aufopferung bedauernd gedenken werde, und findet einen Trost darin, daß sie dann dereinst seiner sich in Dankbarkeit erinnern werde.

Wenn i gestorben bin,
 Geh auf mein'n Grabstein hin,
 Da wird's geschrieben sein:
 Vergiß nit mein.

Mich erinnerten diese Verse, welche die im Gesang geschickten Urserinnen sehr hübsch vortrugen, an Goethe's zertretenes Veilchen, das sich auch im Tode noch damit tröstet, daß es ihn von ihr, der treu Angebeteten, erleidet. Dieß und die Entsagung im Gedichte und dann das Vergißmeinnicht darin ergriff mich, den aus Welschland Zurückkehrenden, tief, und ich fühlte mich getroffen von Bewunderung der Größe und Gewalt des Volksgenius, der in der Seele unseres großen Dichters, wie in der Brust dieser entlegenen Alpenleute, sie auf ganz gleiche Weise erregend, so ähnliche Geistesproducte hervorrief.

Ich machte den folgenden Tag eine kleine Excursion zu dem berühmten Aenerloch und dem Schöllenschlund hinab, um meine Kenntniß dieses merkwürdigen Alpenpasses zu vervollständigen, dem ich mich schon früher einmal von unten herauf genähert hatte.

Die Oeffnung, durch welche hier die Aeuß aus dem ebenen Urserenthale thalabwärts stürzt, ist so eng, und die Felsen zu den Seiten sind so schroff und hoch, daß hier, wo jetzt große schwere Wierspanner bequem auf- und abfahren, ehemals nicht einmal eine Maus passiren konnte. — Das erste Kunstwerk, das Menschen erfanden, um hier durchzukommen, war eine hölzerne Galerie,

die sie längs der Felsenwand über der Mauer befestigten. Diese Galerie hing an schweren eisernen Ketten, die in dem Gestein angeklammert waren. — Noch jetzt giebt es in entlegenen Theilen der Alpen hie und da solche wunderliche Hängebrücken an den Felswänden hin, und Eschudi beschreibt ähnliche in den Pässen der Anden. — Sehr spät, erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts, kam man endlich zu dem Entschlusse, den Felsen, statt ihn auf einem so gefährlichen, oft morschen, zuweilen zusammenbrechenden Gerüste zu umgehen, zu durchbohren. So entstand das Urnerloch, das Anfangs bloß für Fußgänger und Maulthiere passirbar war, zu unserer Zeit aber bei Anlegung der Gotthardstraße zu einem großen breiten Gewölbe erweitert wurde.

Diese Straße, die der kleine Canton Uri — freilich natürlich mit Unterstützung vieler dabei auch theiliger fremder Staaten — zu Stande brachte, gehört zu einem der sieben Wunder der Welt. Sie zieht sich in einer vier Meilen langen Zickzacklinie wie ein rettender Faden durch das gigantische Felsen-Labyrinth, das die Natur hier gebildet hat. — Das Ganze ist eine furchtbar wilde Kluft, durch die sich die Straße hindurch schmiegt.

Lassen sich die Wände auf keine Weise umgehen, so bohrt sich die Straße mitten durch den Felsen hindurch. Die Natur schleudert mit Lawinen und zertrümmernden Blöcken auf den armen Menschen in der Tiefe des Thales herab. Dieser zieht sich glatte Schilder und die festen Dächer der Gallerieen über den Kopf, auf denen die fallenden Lasten unschädlich in die Tiefe abgleiten. Die Natur wirft dem Menschen einen brausenden Wassersturz, einen wilden Strom quer in den Weg. Der Mensch schwingt sich hinüber auf dem grazlosen Bogen einer Brücke, —

an dem schwierigsten Punkte des Passes mit Hülfe des Teufels, wie die Leute, welche die Brücke „Teufelsbrücke“ nannten, geglaubt zu haben schienen, — jetzt aber, wie ich in Luzern erfuhr, mit Hülfe des ausgezeichneten Ingenieurs, des Regierungsrathes Müller. Dieser Mann, den ich selber kennen lernte, ist der Geist, dessen kühnes Werk die Reisenden in jenem prachtvollen Pässe bewundern, und der überhaupt mehrere der herrlichsten Wasserbauten der neueren Zeit in der Schweiz ausgeführt hat, unter anderen auch die prachtvolle Brücke über die Aar bei Bern. Die alte Teufelsbrücke steht noch neben und unter der neuen Müllers-Brücke und macht ihr zur Seite eine sehr bescheidene Figur. Sie scheint den Einsturz zu drohen, aber wir fanden sie doch noch fest genug, unser Gewicht zu tragen, und genossen, 90 Fuß über der Aar auf ihrem dünnen, schmalen, bemosten Steinbogen schwebend, von hier aus den Anblick des herrlichen neuen Brückenbogens, des prächtigen Wasserfalls, der vor ihm niederstürzt, und der ganzen unvergleichlichen Scenerie umher, die zu beschreiben ein sehr gewagtes Unternehmen sein würde. Denn durch solche, über alle Beschreibung großartige und wilde Schluchten konnten der Wanderer und die Straße zwar glücklich hindurch, auch der Fluß findet seinen Weg, auch der Maler bricht sich Bahn, aber der Schriftsteller scheitert in diesem Schlunde und bleibt in der Enge, vergebens nach Worten und Bildern ringend, stecken.

19. Andermatt.

Wenn im Herbst das Geschrei der wandernden Enten, Gänse oder Kraniche aus der Höhe bis tief in die Straßen unserer Städte hinabbrang, wer schaute dann nicht, wie von zauberischen Klängen getroffen, empor, mit seinen Blicken dem über die Thurmspitzen hinflatternden Zuge sehnsüchtig folgend. Welcher wanderlustige Deutsche gedachte da nicht Italiens und der anderen südlichen Länder, denen diese freien Segler der Lüfte zuflogen, und wessen Phantasie folgte ihnen nicht zu den Thälern und Gipfeln der Alpen, durch welche hin sie ihren Weg zu jenen warmen und schönen Gefilden nahmen. — Was mich betrifft, so erschienen mir die wandernden Kraniche „des Ibycus“, die unser deutscher Schiller eine so große Rolle in einer seiner schönen Dichtungen spielen läßt, — und die Zugenten und Zuggänse, unter denen ein Norddeutscher, so zu sagen, aufwächst, — und die Aegypten und Norddeutschland vermittelnden Störche, die dem Deutschen wie dem Nilbewohner als heilige Vögel erscheinen, — und die von unwiderstehlichem Triebe über die Meere hin- und hergeführten Schwäne, die ich zuweilen auf ostpreussischen und lithauischen Seen ruhen sah, — immer als besonders anziehende Thiere. Ich dachte oft daran, wie sie sich wohl bei ihrem Uebergange über die Alpen benehmen, welche Schicksale sie dort erleiden möchten. Ich forschte daher bei meinen Alpenreisen auch immer nach ihnen und ihren Wegen in diesem Labyrinth von Erdfolossen. Wie froh war ich daher, als ich in Andermatt in dem Landammann des Ländchens Urseren einen Mann fand, der sich seit Jahren der Beobachtung der Vögelwanderung hingeegeben und darüber viele treffliche Erfahrungen an diesem Orte gesammelt hatte, der, als am Fuße des

Gotthardpasse gelegen, zu solchen Beobachtungen so vorzüglich geeignet ist.

Die Zugvögel erheben sich, wie es scheint, nicht gern höher in die Luftregion, als eben nöthig ist, um sich theils vor dem Geschoß des Menschen sicher zu stellen, theils das Terrain, das vor ihnen liegt, bequem überschauen, die Richtung ihres Weges erkennen, geeignete Ruheplätze wählen zu können. — In den höheren Luftregionen ist ihnen die Luft zu dünn und zugleich zu stürmisch. In hohen Gebirgen kommen sie daher dem Boden besonders nahe, überschreiten nie die Berggipfel, sondern wählen sich immer die Einschnitte, Gebirgsthore und Pässe aus. Seit den urältesten Zeiten wandern sie daher in denselben Thälern, in denen die Menschheit auf- und abfluthete, und sie überschreiten die Alpen in denselben Pässen, in denen Hannibal und die Römer, und Karl der Große und die deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen, und Napoleon die Alpen überschritten. Durch diese Vögel, kann man sagen, wurde schon längst die Richtung aller der schönen Kunststraßen bezeichnet, deren Plan in neuester Zeit unsere Ingenieure entworfen und ausgeführt haben. — Der besagte Landammann von Urseren hat sich nun am Gotthardpasse postirt, um diese Wandervögel, ihre Bewegungen, ihre Sitten, ihre Gattungen, ihre Anzahl da zu beobachten. Er hat sich von allen in seinem hohen Thale erscheinenden Vögeln ein Exemplar zu verschaffen gewußt und sich ein fast vollständiges und höchst lehrreiches Vögelmuseum angelegt. — Wie sehr wäre es zu wünschen, daß an jedem Alpenpasse sich ein so intelligenter und eifriger Naturfreund postirte. Zu welchen interessanten Resultaten könnte die Wissenschaft, wenn sie alle Erfahrungen solcher Beobachter zusammenstellte und vergliche, gelangen! — Leider aber ist der Landammann von Urseren selber nur eine rara avis. — Selbst

dieses vereinzelt Beobachters Erfahrungen sind der gelehrten Welt noch nicht einmal vollständig zu Gute gekommen. — Und selbst von seiner zweistündigen Vorlesung über Wandervögel, die er ertheilte, habe ich nur wieder einige Bruchstücke im Gedächtniß behalten.

Am meisten frappirten mich folgende Mittheilungen: Alle Wandervögel aus Norden kommen das Neufthäl vom Vierwaldstättersee her herauf. Der unzugängliche Schöllenenfchlund, der den Verkehr des Menschen mit dem Neufthale so lange hemmte, konnte ihnen nie hinderlich sein. In der Höhe, in der sie sich hielten, war das Thor weit genug. — Wenn die Zugvögel im Urserenthale ankommen, bietet sich ihnen eine Aussicht auf drei Pässe dar, auf die Furka, die nach Wallis, auf den Ober-Alpseepaß, der nach Graubünden, und auf den Gotthardpaß, der nach Italien führt. Der letztere ist der höchste und auch der am meisten versteckte von diesen Pässen. Nichts desto weniger lassen sich die Vögel nicht beirren. Sie schwenken, ohne die beiden übrigen Pässe zu beachten, gleich zum St. Gotthard ein, als wenn sie wüßten, daß dieser sie auf dem kürzesten Wege zu ihrem Ziele (Italien) führte, und daß sie durch Wallis und Graubünden wieder lange Umwege zu machen hätten. Die zahlreichen kleinen Seen des St. Gotthard benutzen sie als Ruheplätze. Doch vermögen sie dort nie lange zu weilen, weil es ihnen in jenen Höhen an Nahrung, an Fischen und Insecten, gebricht. Sie eilen zu den italienischen Seen hinab, wo sie sich im Herbst zu Zeiten in großen Schaaren versammeln, und wo ein Theil von ihnen überwintert. Ueberhaupt scheint es, daß über den St.-Gotthardpaß ein größerer Vogelzug stattfindet als über irgend einen anderen Alpenpaß. — Die meisten Wandervögel sind Wasser- oder doch solche Vögel, die ihrer Nahrung wegen auf Wasserproducte angewiesen und an den

flüssigen Zustand des Wassers gebunden sind. Der Umstand, daß im Norden das Wasser, in Eis sich verwandelnd, seine ganze Natur während des Winters ändert, machte sie eben zu Wanderern.

Beim St. Gotthard treten die südlichen und die nördlichen Seen so nahe zusammen, wie bei keinem anderen Alpenpasse. Die nördlichste Spitze des Lago Maggiore und die südlichste Spitze des Vierwaldstättersees sind in directer Linie kaum 15 Meilen von einander entfernt. Eine solche Annäherung der Gewässer findet im ganzen Alpengebiete nicht wieder statt. — Von See zu See haben daher hier die Vögel den aller kürzesten Weg, und es erklärt sich daraus der beregte Umstand.

Wüthet auf dem Gotthardpasse längere Zeit sehr schlechtes Wetter, so werden die Wandervögel im Thale Urseren zurückgehalten, und es sammelt sich dann dort eine große Menge von ihnen, eben so wie auch die Karavanen der reisenden Menschen dann dort aufgehalten werden. — Je schlimmer das Wetter ist, desto tiefer fliegen die Vögel und lassen sich, Schutz suchend, endlich ganz nieder. — Es befindet sich im übrigens ganz kahlen Lande Urseren ein kleiner Wald, der oberhalb Andermatt in der Form eines Dreiecks sich an der Bergwand hinauf lehnt. Dieses in der Schweiz sehr berühmte Gehölz ist ein sogenannter Bannwald, in dem kein Holz gefällt werden darf, und der dem Dorfe vor Lawinen einige Sicherheit darbietet. Er gewährt auch den Vögeln Schutz und ist zu Zeiten mit Vögeln aller Art angefüllt.

Den Zug der Vögel über den St. Gotthard eröffnen gewöhnlich die Enten. Kleine Trupps von ihnen kommen zuweilen schon in der letzten Hälfte des Sommers. Und gleich nach ihnen folgt gewöhnlich dann der erste Herbstschnee. Die Gänse und auch die Störche ziehen später in großen

Schaaren hinüber. Am spätesten erscheinen die Kraniche, gewöhnlich erst im November. Außer ihnen begrüßt man hier im Herbst auch noch viele andere gefiederte Wesen, die aus Polen, aus Livland, aus Scandinavien, vom Boreas gejagt, herbeiflüchten, und die man zu anderen Jahreszeiten auf den Seen, in den Wäldern und Sümpfen jener entfernten Länder erblickte. Trappen aber sollen gar nicht dieses Weges ziehen.

Auch die meisten der einheimischen schweizer Standvögel ziehen sich aus dem hohen kahlen Urserenthale während des Winters zu den etwas wärmeren Uferthälern des Vierwaldstätter-Sees herab. Die frühesten und ersten Vögel erhält das Thal im Frühling von der italienischen Schweiz, wo das Jahr früher erwacht, und wo die Vögel daher auch frühzeitiger durch die belaubten Büsche nach oben flattern. Einzelne Ringamseln werden zu allererst schon im April über den St. Gotthard hinübergeführt. Dann kommt die schwarze Amsel, welcher einige Gattungen Wasserstelzen folgen. Am 4. Mai erscheint der Streithahn, und am Ende Mai verschiedene Singvögel von allen Seiten. Sogar einige Nachtigallen weilen hier im Juli und August, aus Italien kommend, ohne jedoch hier zu nisten und zu stöten. — Der gemeinste aller Vögel des Erdbodens aber, der Spatz, erscheint in diesen Höhen so selten, daß man hier zuweilen in 5 und 6 Jahren keinen einzigen gesehen hat. Er hat, wie man sagt, die Laune, nur bis zu dem Dorfe Amsteg im Neusthale hinaufzugehen. — Nur die kleine Wasseramsel, die selbst bei 12 Grad Kälte, auf Schnee und Eisschollen hüpfend, ihr reizendes Liedchen singt, und der Schneefink, der sich um so dickere und wärmere Nester zu bauen weiß, je höher er wohnt, und das Schneehuhn, welches, wie die Flur im Winter, sein buntes Sommergewand ablegt und sich in Schneefarbe gehüllt zeigt, und das wunderbarer Weise Eier legt, von denen keines dem anderen

völlig gleicht, und endlich die Auer- und Birkhähne, welche die Kälte ihrer Heimath, des Hochgebirges, lieben, bleiben im Winter in diesen Regionen zurück.

Mein naturforschender Landammann unterhielt auch, wie er mir sagte, Verbindungen mit Jägern am Monte Rosa, um durch sie Thiere der dortigen Hochalpen zu beziehen. — Er zeigte mir mehre Felle und Hörner von Steinböcken, die er von dorthier bezogen, und gab mir die interessante Notiz, daß er binnen 10 Jahren 13 Steinböcke aus der Umgegend des Monte Rosa erhalten habe, darunter auch ein lebendiges Junges dieser Gattung, das nach Wien verkauft worden sei.

Am Abend besuchten wir noch den kleinen Bannwald oberhalb Andermatt, den die Thalleute als ihre Schutzmauer so heilig halten, den aber die Oesterreicher, die hier oben 1799 campirten, so übel behandelt und, um sich Brennholz zu verschaffen, durch Aushauen auf die Hälfte seiner früheren Größe herabgebracht haben.

Die Eingeborenen, obwohl sie in ihrem ganzen Thale nur Gestrüpp und wenige Büsche zum Brennen haben und das Bauholz von den unteren Thälern auf mühsame und kostspielige Weise emporschaffen müssen, haben eine heilige Scheu und Achtung vor den Bäumen dieses Wäldchens. Holzdiebstähle kommen hier gar nicht vor. „Nicht um 100 Louisd'or“, sagte mir der Landammann, „würde ein Urserer einen Baum im Bannwalde umhauen, selbst dem schlechtesten Subjecte kommt dieß nicht einmal in den Sinn“. — Es wird ihnen schon von Jugend auf eingeredet, daß an diesen Bäumen das Heil ihres ganzen Dorfes hange. — Ich konnte diese alten ehrwürdigen Stämme nicht ohne ein Gefühl der größten Theilnahme betrachten. In ganz alten Zeiten muß aber das ganze Urserenthal voll schöner Waldung gewesen sein. Denn noch jetzt gräbt man an vielen Orten

alte und vermoderte Lärchenstämme aus. Auf einer benachbarten Alpe Graubündens hat man sogar in einer Höhe, die noch über dem St.-Gotthard-Hospize erhoben ist, solche verschüttete Lärchen aufgefunden.

20. Auf der Furka.

„Gras ist das Kleid, das du anhast“, muß man vom Urserenthale sagen. Ein durch nichts unterbrochener, völlig lücken- und löcherloser grüner Teppich deckt den ganzen Thalfessel. Nur einzelne kleine, schmale Striche sind mit niedrigen Büschen besetzt, die aber auch ohne Schatten in der gleichmäßigen grünen Farbe aufgehen, und die man nur, wenn man nahe herzutritt, als solche erkennt. — Auf einem lang gestreckten und in der That etwas langweiligen und daher mühsamen Wege steigt man über Realp allmählig zu der Höhe der Furka empor.

In Realp, dem letzten Dorfe von Uri, hat ein Capuziner die Wirthschaft und bildet einen gewöhnlichen Gegenstand der Neugierde einer Menge protestantischer Reisender aus England, Preußen und Scandinavien, die darauf gespannt sind, zu sehen, wie eine fromme Mönchskutte sich ausnimmt in Verbindung mit dem Geschäfte des Auschenkens von schlechtem Biere, sauerem Weine, trockenem Käse, altem Brode und des Einstreichens von guter Bezahlung dafür. In der katholischen Schweiz, in Wallis, in Uri, in Unterwalden, in Graubünden, machen aber überall in den entlegenen Gebirgsgegenden die Mönche, die Eremiten, die Pfarrgeistlichen ganz gewöhnlich die Wirthe. Auf die Temperance der Einheimischen wirkt dieß vielleicht gut, da die

Geistlichen zugleich darauf sehen sollen, daß sie sich im Essen und Trinken nicht übernehmen.

An dem Abhange der Furka besah ich einige der kleinen troglodytischen Fabriken, in denen der berühmte und selbst in Italien gesuchte Urserenkäse fabricirt wird. — Es ist einigermaßen merkwürdig, daß nicht sowohl die üppige Fülle, als vielmehr nur ein Mangel ihres Landes die Urserer darauf geführt hat, so geschätzte Waare, so fetten Käse zu produciren. — Weil sie nämlich gar kein Holz haben, so können sie ihre Käsefessel nur spärlich wärmen. Sie setzen daher die Milch wo möglich noch warm, so wie sie von der Kuh kommt, auf das Feuer, um dabei an Feuerung zu sparen. Sie kochen dieselbe immer nur bei einem sehr gelinden Gestrüpp- und Strohfeuer. Daher bleiben noch viele magere grobe Käsetheile, die sich erst bei größerer Hitze absetzen, in den Wolken zurück, die fetten Milchtteile und die mit ihnen verbundenen zarten Käsetheile kommen aber alle in das Product hinein und geben ihm seine vielgelobten Eigenthümlichkeiten. Die Urserer sind also gewissermaßen aus Noth gezwungen, guten fetten Käse zu machen. — Derselbe hält sich daher auch nicht lange, und auf den Tellern der gastfreundlichen lombardischen Hausfrau zerfließt er schnell unter den Strahlen der heißen italienischen Sonne.

Auf dem östlichen Abhange der Furka fanden wir noch große Reste der winterlichen Schneedecke, die selbst jetzt noch die Sommer Sonne nicht völlig beseitigt hatte. Der Spitze des Rückens uns nähernd, mußten wir uns eine halbe Stunde lang über einen solchen Schneelappen hinwegarbeiten. Andere Schneestrecken lagen zur Seite mitten auf den Alpen zwischen den Gräsern. Einige derselben waren mit Rühen besetzt, welche hier Kühlung suchten und sich vermuthlich dort auch leichter der Insecten erwehrten. Trieb sie der Hunger, so traten

sie wieder vom Schnee herab auf die Weide, unter die Blumen und Kräuter. — Der Schnee war sehr schmutzig und bot auf der Oberfläche eine breiartige, von Thieren und Menschen vielfach durchknetete Oberfläche dar. — Es macht einen höchst komischen Eindruck, wenn man auf solchen wilden Gebirgswegen keinen rauhen, derben, dickwadigen, graugekleideten Gebirgsbewohnern begegnet, wie sie zu einer solchen Scenerie passen, sondern vielmehr auf Schritt und Tritt eleganten, von Sammet und Seide rauschenden, behandschuhten und geschmückten Damen und Herren, wie man sie sonst nur auf dem Trottoir einer Residenzstadt zu erblicken gewohnt ist. — Als wir eben die Spitze der Furka erreichten, trat uns ein solches elegantes, französisch redendes Männchen, ein *petit maitre* von Paris oder Petersburg, entgegen. Er stand auf einem Steine, seine Lorgnette zwischen die Augen geklemmt, und beäugelte mit gerümpfter Nase und zurückgeworfenem Kopfe die Gletscher und starrenden Hörner umher. Seine Miene schien dabei eben so kritisch und spöttisch, eben so unbefriedigt, wie bei der Lorgnettirung der Spaziergänger auf den Boulevards oder dem englischen Quai, an den Ufern der Seine oder der Newa. Dabei unterließ er es nicht, an seinen weißen Glacehandschuhen zu zupfen und das Leder straff über die Finger herüberzuziehen, eine Beschäftigung, mit der sich unsere Elegants immer sehr viel zu thun machen. — Die Dame, welche vorsichtig seinen Fußstapfen folgte, hatte sich gekleidet, als wollte sie zum Tanze gehen. Sie hatte sichtbar große Noth mit ihrer langen seidenen Schleppe. Ihr zierliches Füßchen, das sie hoch auf entblößte, wählte sorgfältig immer die trockensten Schneebröckchen. Nichts desto weniger aber schien sie noch recht munter, gab sich auch die beste Mühe, uns die tanzende, schwebende Gewandtheit ihres Schrittes, für die sie schon in manchem Salon Lob eingeärntet haben mochte, zu zei-

gen, und trippelte anmuthig coquettirend bei uns vorüber. — Ich gedachte beim Anblick dieses zierlichen Pärchens, dessen elegante Vermummung und selbstgefällige Hübschthuerei in so komischem Contraste mit der ernstlichen wilden Umgebung stand, der Bienen und Schmetterlinge, die sich auch oft auf die hohen Gletscher verirren, und die man dort von Eiszacken zu Eiszacken eben so herumflattern sieht, wie im Thale von Blume zu Blume. — Dieß sind dann wieder solche schweizer Touristen, an denen die Enthusiasten ein Vergerniß nehmen. Aber ich denke mir, so etwas könnte eben so gut zu unserer Erheiterung, als zur Erregung unserer Galle beitragen. Fast man die Schweizerreisenden von der komischen Seite auf, so werden sie einem wirklich zu einer unerschöpflichen Quelle der Unterhaltung. Keiner der Schriftsteller über die Alpen hat diese Quelle besser ausgebeutet als der Genfer Löpfser, der seinen Genfer Novellen, seinen Voyages dans les Alpes, seinen Voyages en zigzag eine zahllose Menge hübscher Bemerkungen und zwerchsfellerschütternder Bilder von den in ihren Sitten und ihrem Wesen höchst sonderbar mit der Natur contrastirenden französischen, deutschen und englischen reisenden Menschenkindern eingestreut hat.

In der Gegend, in welcher wir uns befinden, an der centralen Erhebungsmasse des St. Gotthard, schieben und verkeilen sich so viele Thäler in einander, daß man fast überall beim Uebergange aus einer dießseitigen in eine jenseitige Landschaft zwei Thäler zu durchschneiden und zwei Pässe zu übersteigen hat. So mußten wir jetzt, um aus dem Urserenthale ins Oberhasli zu gelangen, erst die 7000 Fuß hohe Furka bewältigen, dann zum tief sich absenkenden Rhonegletscher uns hinablassen, diesen umgehen und uns gleich wieder an der Maientwand erheben und erst über die Grimsel ins Hasli hinabfallen. So müssen die Handelsleute, welche aus dem berner Oberlande nach Welschland ins Pommat

Waaren bringen, ebenfalls zwei Wände passiren. Erst steigen sie über die Grimsel, laufen dann quer durchs Rhonethal, erlettern wiederum den Griesgletscher und gelangen so erst ins Pommat, wo es endlich immer eben thalaus geht. Die, welche aus dem Val Formazza ins Neusthal wollen, haben ebenfalls zwei Pässe dicht hinter einander, und die, welche aus dem bündenschen Rheinthale ins berner Oberland reisen, gar drei, den Oberalpseepaß, die Furka und die Grimsel. Sie durchschneiden dabei zwei Thäler in der Quere, das Neus- und das Rhonethal. Solche complicirte Wege kommen sonst nirgends mehr in den Alpen vor.

Jenseits der Furka blickt man nun in jenen „allergeheimsten Winkel der Erde hinab, in welchem“, wie Apollonius von Rhodus sagt, „aus den Pforten und den Wohnungen ewiger Nacht der Rhodan seine Fluthen herabwälzt längshin an dem traurigen Lande der Kelten.“ — Es ist ein weites, tiefes Erbloch. Ringsumher kahle, baumlose Gebirgsabhänge. Im Thale graugrüne Weiden, unter Steinblöcken halb verschüttet. Heerden von Kühen wie kleine bunte Pünctchen darin verstreut. Von Süden läuft der Muttengletscher ins Thal herunter, und im Norden in der Tiefe sieht man den untersten Rand des Rhonefirs. Darüber ragen in Nähe und Ferne zahllose Spitzen empor. — Das Muthenhorn und der Galenstock sind die beiden Riesensäulen zur Linken und Rechten, in deren Mitte man hier in dem hohen Thore des Furkapaßes steht. „Gentiles cognominant solis columnas“ (die Heiden nannten sie Sonnensäulen). — Es ist ein Anblick, den unsere Dandies alle sich jetzt mit leichter Mühe verschaffen, dessen aber die Dichter der Römer, die davon fabelten, vielleicht nie theilhaftig wurden; denn ihre Geographen nennen die in diesen Gegenden hausenden Völker „gentes indomitae.“

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man mitten in dem seit Jahrtausenden wogenden, brandenden und stets reformirenden, sein Klima, seine Verfassung, seine Bevölkerung, seine Sitten, seine Staatsverfassung umgestaltenden Europa einen Erdflack findet, der in allen Puncten seit Jahrtausenden immer unveränderlich blieb. Hier stehen die Sonnensäulen noch, wie zu den Heidenzeiten. Keine Kulturpflanze wurde noch erfunden, die diese wilden Alpenpflanzen hätten verdrängen können. Aus Arkadien sogar wurden die Hirten und ihr Vieh vertrieben. Hier blieben sie und werden ewig im Besitze des Bodens bleiben. Die Leute sind noch um kein Haar anders als die alten Celten, die gentes indomitae der Römer. Man trete nur in ihre steinernen troglodytischen Sennhütten. Es ist unmöglich, daß die alten Barbaren sich einfachere Schlupfwinkel bauen konnten. In diesem von allen Seiten mit unbefiegbaren Eismauern umstellten Lande der Rhonequellenbewohner, wo überall zwei oder drei wilde Gebirgspässe zu überschreiten sind, um dahin zu gelangen, wird nie eine Chaussee oder eine Eisenbahn gebaut werden, und nur die Organisation der Luftschiffahrt wird dereinst im Stande sein, diese starren Gebirgshirten in den allgemeinen Strudel der Sitzenabschleifung und der Ideenumwälzung mit fortzureißen.

Eine zahlreiche Heerde von Vieh ging im Sturmschritt mit uns die Furka hinab, und mit den Hirten redend, wurden wir in ihr Getümmel versflochten; von den Kälbern gedrängt, von den jungen Rindern gestoßen, den Hörnern der Stiere ausweichend, so kamen wir rasch zwar, aber mit Staub bedeckt in der Tiefe an. Als ich einige Monate später in einem der vielen Volksaufläufe, die wir seitdem in unserem Deutschland gehabt haben, mitten in der Nacht eben so in das Getümmel einer Volksmasse versflochten wurde, die vor den gefällten Bajonetten einer Soldatencompagnie schreiend im Sturmschritt entfloß, und von den Leuten geho-

ben, den Basonetten ausweichend, von Straßenbuben gedrängt, von den Ellbogen der Arbeiter gestoßen, in wenigen Augenblicken an das Ende einer langen Straße wie im Sturme entführt wurde, gedachte ich wieder lachend jenes unseres Marsches von der Turka herab.

22. Am Rhonegletscher.

Wir ruhten in dem freundlichen Gasthause, das mitten in dieser Ginde am äußersten Ende des Rhonegletschers erbaut ist, und am folgenden Tage machten wir eine Excursion zu den nahen Quellen des Flusses und auf den Rücken des Gletschers, der hier ziemlich bequem zu bewandeln ist. — Schon Strabo und die Dichter der Alten nahmen bekanntlich an, daß der Rhodanus seine Quelle im Eise habe, und daß diese aus der krystallinen Urne der großen Höhle des Gletschers mit mächtigem Wasserergusse entspringe. Da rund umher kein größeres Gewässer gefunden wird, und aus der besagten Höhle die Rhone entschieden ihre größte Wassermasse empfängt, so ist diese Ansicht auch ziemlich natürlich. Merkwürdiger Weise aber ward sie von den anwohnenden Hirten des Wallis nicht adoptirt. Diese behaupten nämlich hartnäckig, daß nicht das große Gletscherwasser, sondern eine kleine in der Wiese neben dem Gletscher im Grunde des Thales hervortretende Quelle als der Ursprung ihres Rotten — so nennen sie die Rhone, es ist wahrscheinlich ein uralter deutscher Name, den die Lateiner in Rhodanus verwandelten, — angesehen werden müsse. — Dem Gletscherwasser geben sie gar keinen Namen, als verdiene es keinen. „Es ist halt nur wildes Gletschergewässer!“ antwor-

ten sie, wenn man sie darnach fragt; „aber die wahre Quelle des Rotten ist dieses kleine klare Brunnlein, das hier zwischen den Steinen und dem Grase hervorbricht.“ Wer dieß bescheidene Brunnlein, das, mit dem großen Gletscherwasser sich vereinigend, fast darin völlig verschwindet, betrachtet, dem scheint eine solche Ansicht ganz wunderbarlich. Und doch ist sie schon sehr alt bei den Leuten und war nach Berichten älterer Reisenden schon von ihren Vätern angenommen. Bei näherer Betrachtung läßt sich jedoch Manches dafür anführen. Erstlich haben überall in den Alpen die Bergbewohner eine große Verachtung für das Gletscherwasser, dagegen eine große Hochachtung vor dem reinen Quellwasser. Jenes ist unklar, schmutzig, wild, soll auch sehr ungesund zu trinken sein. Bald fließt es (im Sommer) mit gefährlicher Ueberfülle, bald hört es (im Winter), wo es einfriert, fast völlig auf zu fließen. — Die Quellen spenden dagegen ihr heilsames, klares Raß weit mehr gleichmäßig das ganze Jahr hindurch. Im Herbst und Winter, wo die Gletscher wenig zur Speisung der Flüsse beitragen, versäumen daher auch die Leute fast nie, den Reisenden darauf aufmerksam zu machen, daß das nur lauter Quellwasser sei, was in den Flüßsen ströme. — Der kleine, als eigentliche Rhonequelle bezeichnete Born hat eine etwas erhöhte Temperatur, friert niemals zu, schrumpft nie so zusammen, wie die Alder, die aus dem Gletscher hervortritt, — und aus diesen Gründen geben ihm daher die Hirten des Wallis den Vorzug und die Ehre, Rhonequelle zu sein. Als ich diesen kleinen Quell besuchte, krochen gerade da, wo er unter den Steinen hervorkommt, ein paar Kröten im Wasser herum. Ich gedachte dabei der Mündungen der Rhone, wo von dem mächtigen Gewässer Städte wie Avignon und Marseille gespeist werden, während sie hier am entgegengesetzten Ende nur für ein paar Kröten Raum und Nahrung darbietet.

Auf dem Gletscher zog uns besonders ein Wasserfall an, von dem die Leute uns Wunderdinge erzählten, und von dem ich mich nicht erinnerte je gehört oder gelesen zu haben. „Das kommt daher“, sagte der Wirth, „weil der Hospizhalter auf der Grimsel Alles hier dominirt, uns anderen Wirthe drückt und den Führern aus dem berner Oberlande nicht erlaubt, daß sie die Fremden auf alle Schönheiten unseres Thales aufmerksam machen. Er will nicht, daß sie sich hier aufhalten. Alle Reisenden sollen die Tour aus Urseren bis zu seinem Hospiz in einem Tage machen und bei ihm übernachten. Er ist nicht bloß Wirth, sondern auch Kaufmann und dazu eine Art Polizeidirector dieser Wildniß. Die Führer hängen daher vielfach von ihm ab und bringen die Reisenden nur dahin, wohin er es erlaubt. Ich habe auch Furcht vor ihm. Aber, wollen Sie mich nicht verrathen, so will ich Ihnen einen Walliser zu jenem raren Wasserfalle mitgeben, den nur wenige Reisende zu sehen bekommen.“

Diese Excursion befriedigte mich wie wenige. Denn den Wasserfall fand ich vollkommen der Mühe werth, — der Walliser war durchaus ein höchst origineller Naturmensch — und das „liebe Zettchen“ und der „gute Fritz“ erwiesen sich als sehr anmuthige und in ihrer Naivetät höchst unterhaltende Reisegefährten. Es war dieß nämlich ein junges Pärchen aus der Umgegend von Berlin, das sich an mich zu jener Excursion angeschlossen hatte, und dessen Verwunderung über Alles, was es sah, mich nicht wenig belustigte. — Obwohl den gebildeten und höchsten Ständen angehörend, hatten diese meine Reisegefährten doch die Werke von Agassiz über die Gletscher nicht gründlich studirt und entwickelten in ihren Gesprächen darüber die sonderbarsten Ansichten, die mich um so mehr belustigten, da sie in dem für Uebertreibung so passenden preussischen Bogtausendhimmel-

lakrementsdonnerwetter=Dialekte vorgebracht wurden. — Sie ließ sich wie eine Königin, in ihren seidenen Mantel verpackt, auf einem Tragsessel über das Eis transportiren, und da sie wußte, daß sie hübsch war, so nahm sie alle Dienste, die ihr junger Gemahl ihr leistete, wie etwas ganz Gebührendes auf und schien sogar manche Artigkeit unbeachtet zu lassen. Sie führte im Schlosse Viklin in Pommern offenbar das Scepter, und er war in die tiefste Sklaverei der Liebe verfallen. Er brachte ihr alle möglichen merkwürdigen Pflanzen und Steine herbei, die wir unterwegs fanden, und die ich ihm tragen half. Sie blickte Alles gnädig an und ließ es wieder fallen. — Besonders rührend waren seine Bemühungen, ihr Wunderdinge von den Gletschern zu erzählen. „Sag mal, Zettchen, was glaubst Du wohl, wie dick ist das Eis, auf dem wir gehen? Weißt Du das wohl?“ — Sie schüttelte mit dem Köpfchen. „Denke Dir, 2000 Fuß dick! Ist das nicht viel, liebes Zettchen?“ — Sie nickte mit dem Köpfchen.

Indem wir den Gletscher hinaufstiegen, entwickelte sich vor uns, wie eine Mauer mit Zinnen, die Reihe von Eisschollen, in welche der obere Theil des Gletschers zerstückelt war. Sie bezeichneten den oberen Rücken des Gletschers. Als mein Gefährte sie gewahrte, kam er wieder zu seiner Königin heran mit den Worten: „Sieh doch einmal die Eiszacken da, liebes Zettchen! Was glaubst du wohl, wie hoch sind die? Du denkst gewiß, sie sind ganz niedrig. Fast ein jedes dieser Eisstücke ist 800 Fuß hoch! Kannst Du das glauben, Zettchen? Ist das nicht wunderbar? Sie sehen nur aus, wie kleine Eisschollen; aber in den Bergen täuscht man sich eben so, mein liebes Zettchen!“ Zuweilen wandten sich dann beide an mich, als an eine Art Autorität, sie, die Ungläubige, und er, der Ueberredungslustige, und ich hatte meine große Noth damit, seine phantastischen

Irrthümer so behutsam zu berichtigen, daß er nicht allzuviel in den Augen seiner Geliebten verlöre. — Rudi aber, der Walliser, plagte zuweilen unter ganz offenherzigem Gelächter recht plump mit der Wahrheit heraus, die dann unseres Pommern Angaben oft auf ein Zehntel reducirte. — Aber zuweilen kam auch an Rudi die Reihe, belacht zu werden, und ich conspirirte dann wieder mit dem pommerschen Paare gegen ihn. Es war in der That ein höchst origineller Naturmensch, wie man deren in diesen entlegenen Thälern des Wallis noch viele findet, und seine Ausdrücke und seine Lebhaftigkeit waren so drollig, daß wir anfangs kaum glauben konnten, es sei Alles pure Natur, ohne Künstelei und ohne gesuchte Schauspiellerei. Aber es giebt in der That hier noch Leute, deren alltägliches Wesen und Gebahren den Humor übertrifft, den die Schauspieler auf der Bühne entfalten.

Wir kamen endlich mit mancher kleinen Noth und Mühe an dem Wasserfalle im Eise an. Wir sahen hier einen mächtigen Strom, — es war hier schon die ganze Wassermasse der Rhone in der Stärke, in welcher sie unten im Thale den Gletschern enteilt, beisammen — aus dem Eise hervortreten und sofort mit einem donnernden Sahe wieder sich in die Eismassen unterhalb hinabstürzen und unter ihnen murmelnd verschwinden. — Man kann sich denken, wie mannigfaltig alle die, dieses interessante Phänomen begleitenden Nebenumstände sein mögen. Da, wo das Wasser heraustritt, hat es wieder, wie gewöhnlich, eine große Höhle gebildet. Das Licht in dieser Höhle war dunkelblau. Helle Eisblöcke, welche abgefallen waren, und in denen sich die Lichtstrahlen wieder auf andere Weise brachen, blinkten mit Edelsteingeflimmer aus dem Dunkel der Höhle hervor. In einer Eispalte über der Höhle steckte ein völlig weißer Felsblock, — ich vermuthete, es war weißer Granit, — der wie-

der in dem blauen Spalt einen sehr malerischen Farbeneffect machte. — Auf 50 Schritte stieß das Wasser ruhig über einen Felsenabfatz hin, der dann plötzlich schroff abfiel und eben Veranlassung zu dem Wassersturz im Gletscher gegeben hatte. — Unterhalb des Abfazes hatte das schäumende Gewässer natürlich ein mächtiges, weites Loch in den Gletscher ausgearbeitet, in welches es wie in eine Röhre hinabfiel. Die Eismassen lagen in dicken Gewölben bis oben hinauf darüber hin. — Niemand hat noch die Höhe des Falls gemessen, doch kann man ihn ohne Zweifel wohl mindestens auf 200 Fuß anschlagen. Man hört es noch aus sehr ferner Tiefe heraufbrausen. Zur Seite des großen Hauptlochs haben sich auch mehrere Nebenslöcher in dem Eise ausgearbeitet. Sie rühren von den Wasserstrahlen her, die von den Felsen nach oben ricochettiren. Eines dieser Seitenlöcher, dem wir uns mit einiger Mühe nahen konnten, hatte 10 Ellen im Durchmesser. Es kam ein gewaltiger Sturm von der durch den Wassersturz unten weggestoßenen Luft und ein mächtiger Strahl von Schaum und Wassertropfen daraus hervor. — Wir hielten ihn einige Momente aus, um einen Blick in die wilde Tiefe thun zu können. — „Schaun's“, sagte Rudi, der auch zu uns heraufgetrocken war, „ist das nicht a Wunder. Schaun's! das macht Alles die Natur. — Aber die Gestaltung verändert sich hier alle Jahre. — Aha, jetzt seh' i schon, was es da wieder im Sinne hat. Sehen Sie da die Stelle, die wird bald einbrechen, dann nimmt sich das Wasser einen ganz anderen Weg, und nächstes Jahr wird der Wasserfall sich selber nicht wieder erkennen.“ — Ich glaube, daß dieser Wasserfall im Rhonegletscher zu einem der merkwürdigsten Schauspielen in der Schweiz gehört. — Beim Nachhausegehen handelten wir von Politif. Unser Walliser war, wie alle deutschen Oberwalliser, natürlich ein erklärter Freund des Sonderbundes. Er hatte

gehört, daß der König von Frankreich ihnen helfen wolle. Aber er schien nicht viel auf seine Hülfe zu bauen. Der König von Frankreich, meinte er, wäre gar kein solcher Souverain oder Kaiser, wie die anderen. „Er hat“, sagte er, „bloß seine Bezahlung, und nebenher sind dann die anderen auch noch da. Zuerst die Patres von Frankreich, was die Franzosen *pères de France* nennen, und dann die alten Chevauxlegers oder Chevaliers. Doch so ein Pater von Frankreich bedeutet in unseren Zeiten auch nicht mehr viel. Das Volk von Paris ist die Hauptsache, und das will uns nicht helfen. Die halten's mit den Unterwallisern, den Radikalen. Ich glaube daher, daß wir von Frankreich nicht viel zu hoffen haben. — Aber wir brauchen sie auch gar nicht, die Franzosen; wir wollen unsere Sache schon allein durchsetzen. Wir sind stark genug gegen die verwünschten Radikalen und Unruhmstifter.“ — Später gedachte ich noch oft dieses originellen Wallisers, der so richtig über französische Hülfe urtheilte, in Bezug auf seiner Landsleute eigene Kraft sich aber so bitter täuschte.

23. Auf der Grimsel.

Am Nachmittage flogen wir an der Maienwand empor. Es ist dieß ein ziemlich steiles Berggelände, mit welchem die das Rhone- und das Aarthal trennenden Gebirgsmassen gegen das Wallis hin abfallen. Es hat seinen Namen von den zahlreichen Blumen oder „Maien“, wie die Schweizer sagen, mit denen es im Frühlinge sich bedeckt. Namentlich sind darunter Massen der schönsten Alpenrosen, deren Gebüsch

hier die ganze Bergseite zieren. — Bei den bequemen Vergnügungsreisenden pflegt die Erwähnung der Tour an der Maienwand meistens etwas Schrecken zu erregen, obgleich sie in der That zu den noch sehr bequemen und ungefährlichen Gebirgspartieen gehört. Der Blick von der Höhe der Maienwand rückwärts auf das Wallis, auf den tief unten fließenden Rotten, auf den Rhonegletscher und auf die hohen Massen und Hörner des Griesgletschers, ist der Aussicht von der Furka noch bei Weitem vorzuziehen. — Das Wetter ändert sich in diesen Bergen so schnell, wie die herrschenden Parteien in Paris. Am Morgen lag noch Alles im hellsten Sonnenschein vor uns. Jetzt aber hatten sich schon überall drohende Wolkenmassen, von kalten Winden herbeigetragen, zusammengeballt. Finster hingen sie über den Bergen herab. In unzähligen Nebelwellen drängten sie sich aus dem unteren Wallis herauf. In eiliger Flucht strichen sie hinüber über die Furka ins Urserenthal. Bald regnete es auch auf unserem Pfade. Wir stiegen noch etwas höher, und der Regen wurde Schnee. Und es dauerte gar nicht lange, so fiel der Schnee in solchen Massen herab, daß wir statt Maiensträüße, wie wir gehofft hatten, nur Schneebälle vom Boden auflesen konnten. — Unser Gesichtskreis verfinsterte und verengte sich mehr und mehr, und wir, deren Blicke eben noch bis in entfernte Thalschaften gedrunken waren, sahen nun bald nicht mehr den Stein, der uns vor den Füßen lag. In solchem Schneewetter erhält die wilde Gegend ein noch wilberes Ansehen, das in der That seinen hohen Reiz hat. Es tauchen aus dem Schneeschleier lauter unerwartete Gegenstände vor deinen Augen auf und liegen dann plötzlich ganz fertig und handgreiflich vor deinen Füßen. Es glänzt und blinkt ein wenig, es brandet und rauscht in deiner Nähe, und unangemeldet zeigt sich auf einmal ein kleiner wogender,

aufblühender See vor dir. Es dunkelt und ballt sich unförmlich hinter dem Schneefloßenvorhange. Du machst noch zwei Schritte, und die Gestalt eines gewaltigen Granitblocks tritt dir nahe vor die Brust, wie ein Riese, der dir ein gebietendes Halt zuruft. Du weichst aus zur Rechten, auf einmal aber scheint der Faden deines Weges völlig abzubrechen. Du stehst an einem Abgrunde und schaust auf Felsen und Seen hinab, die tief unter dir liegen.

Wir betraten hier oben die Gränze des Cantons Bern, und obgleich wir diese Gränze nicht sehen konnten, so fühlten wir sie doch bald mit den Füßen heraus. Denn während die nachlässige und arme Regierung des Wallis fast nichts für die Gebirgswege thut, haben dagegen die sorgfältigeren und wohlhabenderen Berner schon seit lange an der Herstellung guter Gebirgssteige gearbeitet. Die Felsen sind hier und da, wo sie zu rauh waren, geebnet, die Blöcke zu einer Art Pflaster zurecht gelegt, und an ganz steilen Stellen hat man ordentliche Treppen ausgearbeitet. — Wenn man bedenkt, daß der Reisende auf solchen wilden Gebirgshöhen oft schon für jeden Baumstumpf, den eine weise Wegepolizei als Brücke in den Sumpf warf, für jeden Block, den eine wohlthätige Hand als Mittelstufe zwischen zwei unerschwingliche Absätze hinlegte, für jeden Tannenaß, den sie zum Schutze des Wanderers an einen Abgrund befestigte, dankbar ist, und wenn man dazu erwägt, daß in diesen entlegenen Wildnissen die Herstellung und Conservirung der geringsten und rohesten Barriere mehr Mühe und Kosten macht, als die Pflasterung eines Marktplazes in unseren Städten, so kann man die Gebirgspfade im berner Lande im Ganzen gut nennen.

Man täuscht sich, wenn man glaubt, daß die Alpen an allen Puncten herrlich und interessant seien. Wie geistreiche und interessante Männer ihre langweiligen und höchst gewöhnlichen

Stimmungen, Stunden und Tage, so haben auch die Alpen ihre sehr gewöhnlichen und einförmigen Thäler und Bergstrecken. Wie jene nur zuweilen in einer besonders inspirirten Stunde in geistreicher Conversation, in schlagendem Witz, in treffenden Aussprüchen brilliren, so haben auch die Alpen ihre Punkte, wo sie viel Schönes auf einen Fleck concentriren, wo die Würfel der Berge und Felsen und die anderen Elemente der Landschaft so glücklich fielen, daß etwas Außerordentliches und höchst Poetisches dabei zu Stande kam.

Die Grimsel ist einer der außerordentlichen Alpenpunkte, wo alle Granitbrocken, aller Auswurf oder Absatz vulcanischer oder neptunischer Producte so glücklich zusammenstürzten und so malerische Positionen gewannen, daß man ihn vor tausend anderen auszeichnen muß, und daß selbst der, welcher die ganze Kette der Alpen durchstreifte, sich fragt, ob er irgendwo etwas Schöneres gesehen. — Im Ganzen kann man die Grimsel als den großen aus Granit gebauten Kiesel bezeichnen, der zwischen den Rhonegewässern im Süden und den Rheingewässern im Norden, sowie zwischen den Gebirgsmassen des Finsteraarhorns im Westen und denen des hohen Galenstocks im Osten eingelenkt ist. Weit und breit bildet dieser Kiesel das einzige Thor, durch welches der Süden mit dem Norden verkehren kann. Nach Westen hin erstreckt sich auf 20 Stunden weit ein unübersteigliches Eisgebirge, und bis zum Gemmipass giebt es keinen zweiten, der Grimsel ähnlichen Thorweg. In die Mitte jenes Kiegels, seiner Länge nach, ist ein tiefes Felsthal eingesenkt, dessen Grund aber beinahe noch 6000 Fuß über dem Meere erhaben ist. Vom hohen Rücken des Passes selbst steigt man in diesen Schlund, wie in den offenen Raum eines leeren Seeschiffs hinab. Alle Felswände sind baumlos und kahl, nur hier und da mit weichen Moosen gepolstert. Stellenweise zieht sich ein Streifen grüne

Weide an den Granitwänden hin, die von kleinen Ziegenheerden benutzt wird. Im Hintergrunde der Klust sieht man einen dunklen kleinen See liegen, „den Trübten=See.“

„Verschüchtert schaukeln stille Silberwellen,

„Der Fluth entsteigt des Ufers Riesenbild.“

Am Ufer des Sees gewahrten wir das berühmte Hospiz, und aus seinen Fenstern winkte mit freundlichem Gruße der Schimmer der trauten Flamme uns in dieser entseßlich großartigen Wildniß nach unten. In der Finsterniß der Nacht langten wir endlich bei ihm an und fanden das große, alte, steinerne Haus mit Schotten, Iren, Briten, Helvetiern, Vorussen und Franken gefüllt. Wir mußten hier mit diesen Nationen drei Tage lang campiren; denn das schlimme Wetter, das wir Anfangs nur für eine vorübergehende Laune des Himmels gehalten hatten, währte so lange mit ununterbrochenen Schnee- und Regenschauern fort. Tief hingen die dunklen Wolken bis auf die Schornsteine unseres Hospizes herab. Heulend tobte der kalte Wind an den Fenstern, und wir kauerten beständig bei des Heerdes geselligen Flammen und brannten Talglichter am hellen Tage. — Am ersten Tage fanden wir dieß langweilig. Nur zweiten aber, als allmählig sich die Gemüther mehr erschlossen und genähert hatten, als nach und nach die Vorussen sich als kenntnißreiche Professoren und die Briten als humane und wohlunterrichtete Jünglinge der Alma mater von Oxford und ihrer „schweigsamen Schwester“ von Dublin erwiesen hatten, — da fanden wir unsere Existenz ganz erträglich und unsere Gesellschaft sehr originell und unterhaltend, — und fast waren wir unzufrieden, als am dritten Tage der Himmel sich wieder aufheiterte und die Sonne so unseren kleinen Klub zersprengte,

den der Sturm zusammengeführt hatte. — Es ist wunderbar, daß der in allen Völkern erwachte Sinn für Naturschönheiten bewirkt hat, daß der, welcher es wünscht, als Beobachter mit Leuten aus allerlei Ländern in intime Verührung zu kommen, jetzt in einem versteckten Schweizeralpenwinkel mehr Chancen hat, seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, als in einer unserer Residenzstädte.

24. Auf dem Unteraargletscher.

Der Unteraargletscher ist seit lange seiner unvergleichlichen Umgebung wegen einer der berühmtesten in der Schweiz. In den letzten Jahren hat sich sein Ruhm noch dadurch vermehrt, daß er in der Gletschertheorie eine so bedeutende Rolle zu spielen begonnen hat. Weil er sehr leicht zu ersteigen und zu beobachten ist, so ist er der einzige Gletscher, an dem man jetzt seit einiger Zeit im Winter und Sommer ununterbrochene Beobachtungen über die Beschaffenheit und Bewegung des Eises unternommen hat. Schon frühere Reisende, z. B. Hugi, haben sich zu diesem Zwecke eine Zeit lang auf diesem Gletscher in einer aus Felsblöcken zusammengelegten Hütte etablirt. Die bekannten Neuschäteler Eisenthustasten aber, Agassiz, Deffor u., haben ein stehendes Observatorium, ein kleines Häuschen aus Stein, am Ufer des Gletschers erbaut und hier mehre Sommer hindurch, mit Thermometern und Barometern arbeitend, Eisthürme erklimmend und messend, in Eisspalten an Stricken hin-

abtauchend, den Gletscher bohrend und anatomisirend, Maschinen aller Art zur genauen Messung seiner täglichen und nächtlichen, monatlichen und jährlichen Bewegung bauend, ein der Gletscherkunde sehr nützlichcs Leben geführt. Die Beschreibung ihres Lebens und die Resultate ihrer Untersuchungen sind in einer Reihe von zum Theil interessanten Werken niedergelegt. Da ich diese Werke alle gelesen hatte, so war ich nicht wenig begierig, jenen Schauplatz gewaltiger Naturthätigkeit und menschlicher Anstrengungen zur Erforschung dieser Thätigkeit selbst zu betreten, und ich war daher im voraus entschlossen, den eingetretenen Sonnenschein zu einem Ausfluge nach dem „Hôtel des Neuchâtelois“ zu benutzen. — Ein Engländer gesellte sich mir zu diesem Zwecke bei.

Wir wanderten am frühen Morgen einige Stunden weit durch den tiefen Boden des Arthales, um bis zum Fuße des Gletschers zu gelangen. „Der Aarenboden“ wird dieß Thalstück genannt. — Die wunderbar großartige und ernste Scenerie dieses Thales wirkte um so tiefer auf uns ein, da wir weit und breit die einzigen menschlichen Wesen waren. Eine Vorstellung dem Leser davon zu geben, ist fast unmöglich. Doch steckt etwas von der wilden Natur des Thales in den Namen der verschiedenen Bergtheile, die wir passirten, und ich mag diese daher hersetzen. „Der große Bärenbühl“ hieß einer, „die Bärenede“ ein anderer der Felsknollen, die wir passirten. Es sind noch in neuester Zeit zuweilen Bären in diese Wildniß gekommen. — „Das Brummbergband“ wird ein schroffer Felsabsatz genannt; ein anderer heißt „der schwarze Knollen“ und ein dritter „die alte Staffel“. Der „Zinkenberg“ wird hier ein Kolosß genannt, der sich überall sehr bemerklieh macht, und „die Vocksplatte“ zeigt sich als ein hoher flacher Felsenkopf, auf dem sich zuweilen die Ziegen versammeln,

die weitend in diesen Einöden zerstreut waren. In den Namen der Gebirge liegt immer viel Poesie und nicht nur diese, sondern auch viel Naturwahrheit verborgen, und ich führe sie immer gern an, weil oft ein einziger solcher naturwüchsiger Name des Lesers Phantasie mehr anregt als lange Beschreibungen.

So wie die Namen einiger Bergtheile, so mag ich auch die Namenlosigkeit anderer hervorheben, um den Charakter dieser Wildniß fühlbar zu machen. Es giebt hier eine Menge Bergkolosse, die noch gar keinen Namen bekommen haben, und die so groß sind, daß, wenn sie in einem anderen Lande lägen, sie im Munde aller Welt sein würden. Den wenigen walliser und berner Ziegenhirten, welche diese Gegend durchirren, genügt es, die Hauptspitzen zu benennen, besonders die Balmen und Stollen, auf denen Gras wächst. Die hohen Spitzen sind ihnen ganz gleichgültig. Gewöhnlich weiß ein Hirte die Namen seines Thales nur, so weit Gras wächst. Als die oben genannten Gelehrten sich in dieser Gegend etablirten, mußten sie erst zum Zwecke ihrer Untersuchungen und Darstellungen eigene Namen für eine Menge von Spitzen erfinden.

Im Hintergrunde des Thales stießen wir endlich auf den vorspringenden Kopf des Gletschers, der hier, einen Eiswall vorschiebend, dem Weiden-, Ziegen- und Pflanzenleben ein Ende macht.

Der Lauteraargletscher ist an diesem seinen äußersten Ende sehr abgerundet, weit weniger zerklüftet als die Grindelwald-, die Chamouny- und andere Alpengletscher. Dazu ist seine ganze Stirn mit einer unsäglich Menge von Trümmern und Steinblöcken bedeckt, und man kann daher gleich unmittelbar an der Gletscherwand selber emporsteigen, was nur bei wenigen anderen Gletschern möglich ist. — Es ist eine ziemlich mühsame und wenn auch nicht hals-, doch fußbrechende Arbeit.

Drei Viertelstunden lang sprangen wir in dem Labyrinth von Block zu Block. Die Blöcke sind so dicht gesäet, daß man von dem Eise unter ihnen nichts gewahrt. Allmählig aber lichtet sich der Trümmerwald, — stellenweise erscheint zwischen ihnen das blanke blaue Eis. Der Gletscherrücken biegt sich von seiner anfänglichen Schroffheit allmählig zu gerader Linie um, und endlich liefen wir denn ganz bequem auf dem flachen, ebenen Rücken der schönen Krystallmasse, die der Regen von gestern sehr blank gewaschen hatte, fort.

Der Lauteraargletscher strömt in einem sehr wenig abhängigen Thale, er ist daher auf seiner ganzen Länge sehr wenig zerrissen, und man kann auf seiner Oberfläche ohne Beschwerde 3 bis 4 Stunden weit fortlaufen. — Er ist etwa eine halbe Stunde breit, sehr lang, groß und mächtig, und auf seiner Oberfläche bieten sich alle die aus den Werken von Agassiz und Charpentier hinreichend bekannten Gletscherphänomene in schönster Fülle dar, so daß man allen Lesern und Freunden dieser Werke, welche das dort Beschriebene auch in natura mit eigenen Augen sehen möchten, keinen der 400 Schweizergletscher mehr empfehlen kann als diesen.

Da sahen wir eine Menge der auf Piedestalen von Eis getragenen Felsblöcke, welche Charpentier Gletschertische getauft hat. Manche sind kolossale Riesentische und gewähren einen höchst malerischen Anblick. — Da sahen wir diese großen Eiswarzen oder Eistumuli, welche oft durch eine kleine auf die Oberfläche herabgefallene Staub- oder Sandschicht entstehen. Der Sand hält die Sonne vom Eise ab. Rund umher aber schmilzt es weg. Und so schwillt unter dem Sande ein ganzer Eisberg empor, der oft so regelmäßig konisch gestaltet ist, als wäre er gedrehselt. — Da sahen wir wieder die tiefen Löcher, welche Blätter, einzelne Steinchen und andere Gegen-

stände, in das Eis sich absenkend, hinabbohren; — wiederum große, aber nicht tiefe Eiskessel, — wiederum lange Rillen, in denen zwischen krystallinen Ufern kleine Gletscherbäche sprudelnd flossen, — wiederum runde tiefe Löcher und schmale blauegefärbte Spalten, in denen Wasserfälle tönend hinabrauschen. — An einigen Stellen kamen auch Quellen mitten aus dem Eise hervor, und an einer sahen wir eine kleine Fontaine emporsprudeln. Sie hatte, gleich dem steinabseigenden Karlsbader Sprudel, rund um sich herum einen kleinen Eisberg gebildet, der wahrscheinlich in den letzten kalten Tagen zusammengefroren war. — In den kleinen Tümpeln und Wassertesseln auf dem Eise fanden wir auch in zahlloser Menge die kleinen hüpfenden, schwarzen Thierchen, welche der schweizer Gebirgsbewohner seit uralten Zeiten „Gletscherflöhe“ nennt, und die ein Gelehrter in der neuesten Zeit nach seinem Namen hat nennen lassen, weil er sich für ihren ersten Entdecker ansah. — Die Gelehrten sehen oft so etwas Neues in der Natur, was, weil sie es zum ersten Male sehen, und weil es noch nicht in den Büchern steht, sie dann für eine noch nie gemachte Entdeckung ausgeben, während es doch schon Tausenden von einfachen Landeskindern vor ihnen etwas längstbekanntes war. Sich einzubilden, wie es jener Gelehrte in seinem Reiseberichte thut, daß diese Gletscherflöhe, die zu Zeiten in ganzen Schaaren und in zahllosen Colonieen auf den Gletschern zu finden sind, allen übrigen Menschen vor ihm entgangen und von seinem scharfen Auge zum ersten Male seit dem Paradiese erblickt worden seien, erscheint einem wirklich etwas komisch.

Wir fanden von diesen interessanten Thierchen, die die Kälte in eben dem Grade lieben, wie die Eisbären, und wie diese in Eishöhlen wohnen, eine Menge kleiner Colonieen über den Gletscher zerstreut. — Gefellig zu einem schwarzen Fleck ver-

einigt saßen sie ruhig am Grunde ihrer kleinen Wasserbecken. Nur wenn ein großer Regentropfen — denn ein klein wenig dicktropfiger Regen hatte uns doch wieder überfallen — aufregend in ihren ruhigen See fiel, wurden sie plötzlich aufgeschreckt und bewegten sich hüpfend im Wasser umher. Als bald aber, wenn die plötzliche Aufregung sich beruhigt, und der störende Tropfen verschmolzen war, krochen sie wieder zu einem schwarzen Klümpchen zusammen. — Ich bewunderte diesen Trieb der Geselligkeit und Liebe, der sich selbst hier auf den Gletschern so mächtig zeigte.

Auch dadurch ist der Märgletscher noch ausgezeichnet, daß er in der Mitte eine sehr schöne regelmäßige Moräne zeigt, die man stundenweit mit dem Auge verfolgen kann. Man sieht sie da, wo die beiden oberen Gletscher, aus denen der Untermärgletscher sich bildet, zusammenfließen, deutlich entstehen. In gerader Linie erstreckt sie sich, wie ein von Menschenhand gebildeter Damm, in der Mitte des Gletschers lang hin. Man kann vom Ufer aus genau die verschiedenen Phasen, die sie, mit dem Gletscher fortfließend, annimmt, verfolgen. Sie hat erst einen spizen Rücken, dann einen breiteren, endlich wird sie ganz breit, flach und niedrig, und zuletzt zerstreut sie sich am Kopfe des Gletschers zu jenem Blocklabyrinth, das ich beim Anfange unserer Gletscherbesteigung beschrieb. Vier verschiedene Durchschnitte der Moräne würden etwa folgende Figuren geben:



Sonst trieb die Frömmigkeit und die Religion die Menschen in die Einsamkeit und in die entlegenen Naturwüdnisse. Jetzt thut es die Wissenschaft und der Geschmack an den Gebirgs-

und Thalschönheiten. Ich kenne in sehr versteckten Alpenthälern mehrere reizende Eremitagen, welche von reichen Naturfreunden dort erbaut wurden. Ich könnte eine Reihe von Etablissements bezeichnen, welche Fürsten und gelehrte Gesellschaften an solchen Flecken in den Bergen zum Zweck wissenschaftlicher Beobachtung erbaut haben, an denen man im Mittelalter eine Kapelle oder eine Kapuzinerwohnung gebaut hätte. Das Hôtel des Neufchâtelais ist auch eine solche wissenschaftliche Eremitage nach der neuen Mode. Es ist ein niedriges Häuschen, auf einem Felsenvorsprunge am Rande des Gletschers gelegen. Man gelangt dahin quer über den Gletscher weg, hat die unbequeme Moräne zu überklettern und steigt dann noch ein Viertelstündchen an der schroffen Felswand, die das Ufer des Gletschers bildet, hinauf. Auf diese Weise kommt man auf einem der unvergleichlichsten Punkte der hohen Alpenwelt an.

Wir hatten die Schlüssel zu unserer Eremitage in der Tasche. Für Feuer und sonstige Erquickung hatten unsere Führer gesorgt, und so konnten wir es denn an diesem wundervollen Erdfleck, Dank den Hüttenerbauern, unsere Journée uns recht heimlich machen. — Die Herren haben ihre Position ausgezeichnet gewählt. Es ist eine ziemlich ebene Felsenterrasse von 200 Schritt Länge und einigen 50 Schritt Breite. In der Mitte darauf steht das Haus. Nur von einer Seite ist diese Burg zu erklimmen. Nach vorn und auf der anderen Seite setzt sie völlig schroff gegen den Gletscher ab. Hinten thürmen sich noch höhere Wände steil empor. Tritt man vorn auf die Spitze der Terrasse, so blickt man in einen Winkel oder Einschnitt der Felswand, in dessen Tiefe ein kleiner See liegt. Es ist einer jener kleinen merkwürdigen Eisseen, wie sie sich zuweilen an der Seite der Gletscher bilden. Sie entstehen dadurch, daß die Sonnenstrahlen, wenn sie sich in einer Felsenbucht zwischen den Wänden fangen,

einen solchen Hafen erwärmen und auf das Eis des Gletschers reflectiren. Das Eis schmilzt dann hier innen weg. Die im Laufe der Jahre entstehende und sich stets erneuernde Weitung füllt sich mit Wasser, das auf der einen Seite von den Felsufern, auf der anderen von Eisufern eingeschlossen ist. — Es waren große Eisschollen und Eisklumpen von dem Gletscher in diesen kleinen See hinabgestürzt, sie bewegten sich auf seiner Oberfläche langsam hin und her, drehten sich um einander herum, hielten sich an einander, oder zogen sich, von leisem Winde bewegt, wie Schiffe wieder ans Ufer. — Es schien dieß eine Scene aus den Polargegenden zu sein, und wir saßen lange auf hohem Felsenriff, über dem See schwebend und diesem stillen Spiele der stummen Schollen zuschauend. — Weit häufiger noch aber schweiften unsere Blicke ins Weite hinaus über den Gletscher unter uns hinweg und zu den herrlichen Bergformen vor uns hinauf.

Wer eine rechte Vorstellung von dieser erhabenen Scene haben will, der muß sich die Sache so denken:

Von den Höhen des Finsteraarhorns und des Schreckhorns drängen sich dichte Massen von Schnee und Eis abwärts und schieben sich in zwei Thälern zusammen. Das eine dieser mit Eis gefüllten Thäler heißt das Finsteraar-, das andere das Schreckhorn- oder Lauteraar-Gletscherthal. Diese beiden Thäler sind durch den Rücken der Lauteraarhornkette von einander getrennt. Beim „Abschwung“ der äußersten Vorgebirge, in welchem diese Kette endigt, vereinigen sich die beiden Thäler und schütten auch ihre Eismassen zu einem einzigen großen Eisstrom zusammen, der nun der Vorder- oder Unteraargletscher heißt. Es ist dieß ein drei Stunden langes, in der Tiefe bis zu einer bestimmten Höhe ganz mit Eis gefülltes Thal. Von unserm Standpuncte aus übersahen wir es vollständig und blick-

ten auch noch weit in die beiden im Hintergrunde liegenden Seitenthäler hinein bis zum Finsteraarhorn und Schreckhorn hinauf, deren Spitzen in directer Linie etwa 4 Stunden weit entfernt sein mochten. Wir erblickten das dunkle mitten im Eise stehende Vorgebirge „Abschwung“, die schöne lange Moräne, die sich wie eine schwarze Linie, wie des Gletschers Rückgrat, über das blaue Eis hinstreckte, und das jenseitige Ufer des Gletschers, das uns ganz nahe gegenüberstand. Aus den Thälern und Einschnitten dieses jenseitigen Ufers kam noch eine Reihe kleinerer Gletscher herab, die ihre Eismassen auch zu dem Haupteisammeler unten hinabsenkten. — Einige dieser kleinen Gletscherflüsse blieben unterwegs wie mächtige Eiszacken hängen, indem sie an der schroffen Bergwand nur stückweise abbröckelten. Andere kamen ganz bis auf das Eisreservoir herab und verschmolzen völlig mit dem unteren großen Gletscher. Vor der Ausmündung eines jeden lag ein Haufe von Eisstücken, Steinblöcken und Lawinenschnee, der dann von dem unten vorbeischießenden Gletscher fortgetragen wird und sich daher allmählig zu einem moränenartigen Walle umgestaltet.

Der Tag hatte sich nicht ganz aufgeklärt. Es hingen bauschige Wolken und Nebelgebilde überall. Nur hie und da fielen zu Zeiten die Sonnenstrahlen hindurch. Doch bringen solche Tage gerade die wundervollsten Lichteffecte und Scenen in den Gebirgsseindöden hervor, und da es noch dazu auf unserem hohen Standpuncte recht warm war, so genossen wir Alles mit völliger Gemüthsruhe. — Die Wolkenvorhänge hingen den Bergen wie weite Gewänder um die Glieder. Hier und da erblickten wir eine nackte Stelle ihres Körpers. Bald war es ein Felsriff, das wie ein mächtiger Arm aus dem Nebel hervorgriff, bald schaute ein hoher Gipfel mit seinem ganzen Antlitze von oben herab. Die breiten Zacken der kleinen Gletscher, deren oberer

Theil zuweilen ganz in den Wolken steckte, schienen aus dem Himmel selber herabzuhängen, als wären sie Eiszacken am großen Dache des Himmelsgebäudes. — Zuweilen hoben die Winde, welche beständig mit den Wolken spielten, wie ein Luftzug mit dem Vorhange einer großen Schaubühne, alle Nebeldecke ab, und es erschien eine ganze Bergkette oder irgend ein hinten verstecktes Riesenhorn in seiner kolossalen Gestalt.

Die Länge des Tages hätte uns wohl erlaubt, noch einige weitere Excursionen zu machen. Allein wir dachten: „ubi bene, ibi patria“ und blieben bis zum Abend auf unserer wundervollen Terrasse kleben, um uns ganz von der Schönheit der erhabenen Scene vor uns durchdringen zu lassen und diesen ganzen Becher voll Naturfreuden, voll Einsamkeitsregungen und Urweltgedanken, der sich uns darbot, bis auf den Grund auszugenießen. — So weit wir hinausschauten, war Alles weit und breit ganz still und lautlos. Unbemerktbar floß der Gletscher weiter, seine tausendjährige Arbeit fortsetzend. Leise und langsam drehten die Eischollen auf dem kleinen See unter uns sich um einander herum. Ganz sanft und ohne Geräusch stiegen die Wolken an den Gebirgen auf und ab. Kein Vogel, keine Mücke störte unsere Seele, die sich völlig in diese tiefe Ruhe versenkte, in ihrer Träumerei. Auch mein Engländer saß zuweilen Viertelstunden lang ganz regungslos neben mir. — Nur dann und wann erweckte uns ein plötzlich fallender und in die Tiefe abdonnernder Fels- oder Eisblock, den irgend ein entlegenes Gletscherthal entsandte. — Endlich erinnerten uns unsere Führer an den Fortschritt der Zeit, indem sie uns auf die hinter den Bergen versinkenden Lichter und auf die aus der Tiefe aufsteigenden Schatten aufmerksam machten und uns erklärten, daß, wenn wir noch länger so als Bildsäulen dastehen wollten, wir für heute auf das Grimshospital, auf

Feuerung, Bett, Nahrung und Getränk verzichten mußten, denn es sei von dem Allen nichts mehr in Vorrath, und man müsse doch auf die Benutzung des letzten Sonnenlichts bei der Ueberschreitung des Gletschers bedacht sein. — Diese Prosa erweckte uns aus unseren poetischen Anschauungen, und wir machten uns — aber zögernd und noch viele sehnsüchtige Blicke auf die hinter uns versinkende Pracht der Gletscherwelt zurücksendend — auf den Rückweg zum Hospital, wo wir endlich in tiefer Nacht anlangten.

25. Das Oberhaslithal.

Das Arththal ist von den Höhen des Finsteraarhorns, der Straleck und des Schreckhorns, wo die ersten Anfänge dieses Thales zu suchen sind, bis zum Dorfe Guttannen herab, den größeren Theil des Jahres fast vollkommen unbewohnt. Diese ganze Thalstrecke, die etwa 12 Stunden Weges beträgt, die man aber der Beschwerlichkeiten des Weges wegen bis zur Straleck nur in zwei Tagen durchreisen kann, mit allen den zahlreichen kleinen Nebenthälern, die in das Hauptthal herabsteigen, hat im Sommer bloß einige wenige Kuh- und Ziegenhirten zu Bewohnern. Im Winter aber haust hier Niemand als die beiden Grimsfelnächte, welche dann im Spital als Wächter und als Pfleger der zuweilen hier durchpassirenden Wanderer zurückbleiben. Wenn man von unten aus den hinteren belebten Thälern und mit Städten geschmückten Ebenen herausreißt, so

findet man einen eigenen Reiz darin, zu beobachten, wie allmählig alles Leben abnimmt und er stirbt, — wie zuerst die Städte zurückbleiben, — wie dann die Dörfer immer kleiner und bescheidener, die Wohnungen der Menschen immer niedriger und gedrückter werden, — wie die großen Kornfluren sich schmälern, in kleine am Felsen klebende Aeckerchen und Diminutivgärtchen sich zerbröckeln, — und wie endlich Alles bloße Weide und Wiese wird. — Mit Wehmuth sagt man den blühenden Fruchtbäumen Lebewohl, tritt schauernd in die Schatten der finsternen Tannengehölze. Auch sie werden allmählig gelichtet, ihre Stämme stehen einzelner, werden niedriger, verkrüppelter. — Auch die krüppeligen Gebüsche wagen sich bald nicht mehr weiter hinauf, und man gelangt zu den kahlen Alpenweiden und den kalten Schnee- und Eisthälern. — Wir gingen jetzt, aus dem Inneren der schweizer Gebirgsknoten kommend, diese Stufenleiter von Sensationen und Empfindungen gerade in umgekehrter Richtung durch. — Dem Laufe der rauschenden Ar folgend, erfreuten wir uns des ungebundenen Zustandes des aus der Gletscherhöhle erlösten Elements, das von Stufe zu Stufe rasch abwärts schäumte. Jeder Schritt vorwärts brachte uns eine Vorschau aus den reichen Ländern am Fuße dieser öden Gebirge. Der Teppich der Wiesen erschien immer voller, mit Blumen aller Gattungen gestickt. Bald gestellten sich verschiedene Sträucher und Büsche dazu. Diese schwellen an, hoben ihren Stamm und ihre Krone, erst schüchtern und gekrümmt, dann gerade, stolz und hoch. — Bei der Handeck begrüßten wir den ersten schönen Wald herrlicher Bäume, und nun folgte bald Gruf auf Gruf von neuen traulichen Thal- und Ebenensfreuden. Bald kamen einige Buchen, dann einige Eichen, die engen Thalgründe weiteten sich, jeder Absatz brachte einen umfangreicheren Kessel. Endlich vernahmen wir das erste Kirchturmglöcklein aus der

Tiefe und sahen dann auch bald um Mittag das erste umräu-
cherte und von Menschen wimmelnde Dörflein Guttannen.
Weiter hin wurden die Dörfer größer und stattlicher, es kam
der reiche und gepriesene Marktflecken Meiringen, der Flecken
Brienz. Die wilde Ader der Aar schwoh zu einem beruhigten
und breiten Strome an, und am anderen Tage erreichten wir
endlich das erste kleine Städtchen „Unterseen“, und unsere weiten
schönen Seebecken von Brienz und von Thun, und unser be-
quemes kleines Ebenenstück, das Böödeli, mit seinen prächtigen
Wallnußbäumen und seiner zahlreichen Sommerbevölkerung,
die hier bereits aus allen gebildeten Theilen Europas zusammen-
geströmt war.

IV.

Herbstreise

nach Savoyen und durch den Jura.

1. Freiburg.

Wie der Canton Bern, so hat auch Graubünden sein „Oberland“, ebenso Wallis und endlich auch der Canton Freiburg. Ein hübsches Stück reizender Gebirge und Alpenthäler, das mit dem berner Oberlande gränzt, und in welchem die Bewohner wie die berner Oberländer auf den Alpen leben, Käse bereiten und Kuhreigen singen, ist dem Canton noch einverleibt, und von diesem Oberlande geht dann sein Gebiet quer durch das alte Burgunderland hindurch bis an die Südostküste des Neuschatteler Sees. Den Hauptkörper des Cantons bildet das Flußsystem der Saane, deren Lauf mit Ausnahme der Mündung und Quelle fast ganz freiburgisch ist. Man kann den Canton daher im Ganzen genommen als das Saanenland bezeichnen.

Mitten zwischen den Bergen des freiburger Oberlandes und des Landes an den Seen zieht sich die große Straße hindurch, welche von Bern über Freiburg nach Lausanne und Genf führt, und die ein Theil des großen Strazenzuges ist, der in der Mitte zwischen den Alpen und dem Jura fortläuft und eine Hauptpulsader des schweizerischen Verkehrs bildet. Wie in Bezug auf den Boden in ein Ober- und ein Niederland, so zerfällt der Canton Freiburg in Bezug auf die Sprache der Bevölkerung in eine deutsche und französische Hälfte, sowie in Bezug auf die Religion der Bewohner in ein katholisches und protestantisches Gebiet. — Die anderen Schweizercantone, welche wie Freiburg

an der Gränze der beiden großen Volksstämme, des germanischen und französischen, liegen, sind Wallis und Bern. Jedoch laufen in keinem Canton beide Nationalitäten so durcheinander, wie in Freiburg. Bern ist eigentlich durchweg deutsch und hat nur in seinem Juragebiete ein französisches Anhängsel. Wallis ist der Hauptsache nach französisch und hat nur in seiner kleineren Oberlandhälfte ein deutsches Anhängsel. Freiburg dagegen ist so recht im Centrum des Wisch- und Uebergangsgebietes. — Wenn man von Zürich über Luzern, Bern und Freiburg nach Genf geht, so kann man eine sehr interessante Stufenfolge dieser Uebergänge aus dem Deutschen ins Französische beobachten. In Zürich ist Alles grund- und urdeutsch. „Sie sind dort ganz schwäbisch“, sagte mir ein Berner. Die Züricher sprechen eben so schlecht französisch, wie wir Deutschen. Dagegen hat eben hauptsächlich in Zürich in neuerer Zeit die Bewegung zu einer Vertauschung des alten groben Schweizerdialekts mit dem reinen Hochdeutsch Anklang gefunden und ist von da eigentlich ausgegangen. — In Luzern ist freilich die Hauptsprache auch durchweg deutsch, allein die Leute rühmen sich schon besser französisch sprechen zu können als die schwäbelnden Züricher. In Bern sprechen nicht nur die höheren Classen entschieden besser und lieber französisch als hochdeutsch — (Schweizerdeutsch ist indeß doch ihre Familiensprache) — sondern auch die Leute auf dem Lande haben durchweg eine auffallende Gewandtheit im Erlernen des Französischen und versuchen es nicht nur sehr häufig, sondern sprechen es auch mit so geringem Accente, daß ein Deutscher sich darüber verwundert. Die Fähigkeit, gut Französisch zu lernen, nimmt hier bedeutend zu. Obwohl die officiële Sprache des Gouvernements in Bern die deutsche ist, so werden doch schon in den Sitzungen seines großen Rathes beide Sprachen durcheinander gesprochen.

In Freiburg darauf steht das Französische wieder eine Stufe höher. Die officielle Sprache des Gouvernements ist in der letzten Zeit bald die französische, bald die deutsche gewesen, je nachdem die eine oder die andere Partei herrschte. In seinem großen Rathe wird eben so viel mehr französisch gesprochen, als im großen Rathe von Bern mehr deutsch. Die Hauptmasse, nicht nur der höheren Classen, sondern auch der Bürger der Stadt, spricht französisch, obgleich alle auch etwas deutsch reden, und der Theil der Stadt, der ganz deutsch spricht, ist nur eine arme Vorstadt, die tief im Thale unterhalb der hochthronenden Bergstadt liegt.

Im Waadtlande endlich und in Genf ist Alles in so hohem Grade französisch, wie in Luzern und Zürich Alles deutsch ist. Jedoch haben auch hier fast eben so viele Menschen aus den gebildeten und mittleren Classen deutsch gelernt, wie dort französisch, weil ihnen unsere Sprache im Verkehr mit der übrigen deutschen Schweiz höchst nützlich und nöthig ist, und beständig viele Deutsche sich unter ihnen niederlassen. Es giebt ziemlich viele Waadtländer, die beide Sprachen gleich gut verstehen. Die Franzosen aus Paris merken das deutsche Element bei den Genfern und Waadtländern in ihrer Denkweise als auch in ihrer Sprachweise sehr gut durch, und die Pariser Kritiker weisen, wie ich schon einmal andeutete, den Genfer Schriftstellern eine Menge Germanismen nach. Ganz in Frankreich in Bezug auf Denkweise und Sprache ist man daher erst jenseits der schweizer Gränze.

So mannichfaltig, sage ich, sind die Schattirungen des Deutsch- und Franzosenthums in der Schweiz. Es ist aber bemerkenswerth, daß die Schweizer selbst von diesen Schattirungen sehr wenig Notiz nehmen und sehr geringes Gewicht darauf legen. Ich habe umständliche Bücher über den Canton

Freiburg gelesen, in denen die Verschiedenheit der Sprache kaum mit einer kurzen Hinweisung berührt ist. Man hört diesen Gegenstand fast nie abhandeln. In keinem Lande bringen die Verschiedenheiten der Sprache und Race weniger Verschiedenheiten der Nationalitäten hervor als in der Schweiz. In keinem Lande leben die verschiedensten Sprachen so friedlich beisammen wie hier. Die Feindseligkeit, welche doch sonst in fast allen europäischen Mischländern die verschiedenen Sprachen gegen einander gehabt haben, zeigt sich in der Schweiz fast gar nicht. Von keinem Saate oder Volke der Schweiz sind solche Befehungs- oder Entnationalisirungsversuche ausgegangen, wie wir sie in Belgien, in Schleswig, in Böhmen und in hundert anderen Mischländern erlebt haben. Die Schweizer haben sich alle unter dem Baume der Freiheit und der Eidgenossenschaft vereinigt, und blos bestimmt ihre Nationalität. Ob sie sich deutsch oder französisch, italienisch oder altromanisch anreden, ist ihnen im Uebrigen ziemlich einerlei. Wir Deutschen denken und fühlen darin ganz anders. Wir sehen in jedem deutsch redenden Schweizer einen Landsmann, in jedem französisch sprechenden einen Franzosen. Daher ist es auch sehr schwer, in der Schweiz gehörige Auskunft zu bekommen über die uns so sehr interessirende Frage, ob die französische Sprache dort auf dem deutschen Gebiete mehr und mehr um sich greife, oder umgekehrt, ob sie der deutschen weiche. In den Gegenden zwischen den Alpen und dem Neuenburger-See nimmt, wie es scheint, die französische zu. Freiburg selbst war ursprünglich eine völlig deutsche Stadt. Das französische Wesen griff mehr und mehr um sich, und alle Kundigen bezeugen, daß das Deutsche noch immer in andauerndem Verschwinden begriffen sei. Eben dasselbe wird von den anderen Ortschaften und Mischthälern des Cantons versichert.

Dagegen lassen sich wieder andere Gegenden der Schweiz bezeichnen, wo das Deutsche Fortschritte gemacht zu haben scheint, so z. B. im Canton Solothurn, der zwar durchweg deutsche Bevölkerung hat, in dessen Hauptstadt aber früher Alles französisch sprach. Seit einigen Jahrzehnten ist dort Alles mehr deutsch geworden, und selbst die dortigen Patricier haben nicht mehr, wie in Bern, die Manie, französisch zu reden. — Im Ganzen ist hier gar nicht abzusehen, ob und wo diese Sprachübergriffe hinüber und herüber in diesen Gegenden enden werden. Denn sie haben hier nirgends eine natürliche Gränze gefunden, bis zu welcher sie hinstrebten, wie z. B. die italienische Sprache bis zur Höhe der Alpen. Die Sprachen liegen sich hier so zu sagen ohne Mauern und Festung im freien Felde einander gegenüber. Den Jura- und die Alpenkette haben sie quer durchgeschnitten. Ein Stück des Jura ist deutsch, ein anderes französisch. Eben so ist es in der Höhenkette der freiburgischen und berner Alpen.

Mit den Abtheilungen des Cantons Freiburg nach der Sprache trifft auch so ziemlich die Abtheilung nach der politischen Ansicht und Färbung zusammen. Die französische Bevölkerung ist fast durchweg für die Bewegung und größtentheils radical; die deutsche Bevölkerung dagegen ist conservativ, sonderbündisch, und unter ihr befinden sich die besten Anhänger der Jesuiten. — Dieselbe Erscheinung zeigt sich fast in allen anderen Cantonen, wo die beiden Nationen mit einander gemischt sind. Auch im Canton Wallis ist das deutsche Oberland conservativ und sonderbündisch, während das französische Unterwallis den Liberalismus vertritt. Ebenso ist im französischen Theile des Cantons Bern Alles liberal, während im deutschen Theile die Hauptstimmung der Bevölkerung mehr conservativ ist. Der ganze Sonderbund der Schweiz fußte auf rein deutschen

Elementen. Wie sehr die französische Bevölkerung im Freiburgischen die Trägerin des Liberalismus ist, zeigte sich in den letzten Jahrzehnden auch darin, daß jedesmal, wenn die radicale Partei an die Spitze gelangte, das Französische zur officiellen Sprache des Gouvernements gemacht wurde, umgekehrt aber das Deutsche, wenn die conservative Partei das Ruder in die Hand bekam.

Die Saane macht bei Freiburg einen ähnlichen, aber im Vergleich viel tieferen Einschnitt in die Sandsteinschichten, aus welchen der Boden dieses ganzen Theiles der Schweiz besteht, wie bei Bern. Die Saane ist hier 200 bis 300 Fuß tief eingefurcht oder, wie die Schweizer sagen, „eingerunnet.“ Sie umkreiset sich schlängelnd, eine aus dem Sandsteinplateau herausgeschnittene Halbinsel, und auf dieser Halbinsel hat sich die Stadt angeflechtet. Das Thal der Saane mit seinen schroffen Wänden bildet gleichsam den weit ausgeklüfteten Stadtgraben. Auf der Spitze der Halbinsel liegt ein elegantes Hotel, von dessen Garten aus man unmittelbar in diesen wunderbaren Naturgraben hinabblickt. In der Tiefe desselben liegt nur noch derjenige kleine Theil der Stadt, der hauptsächlich von deutschen Leuten bewohnt wird. Darüber schwingen sich die frei in der Luft schwebenden herrlichen Kettenbrücken hinweg. Man sieht selbst in der Schweiz keine Stadtsituation, die außerordentlicher wäre als diese.

Dieser Gestaltung ihres Terrains wegen konnten die Freiburger, wenn sie sich auf bequemere Weise mit der Welt in Verbindung setzen wollten, an keine andere als an Kettenbrücken denken, und da eine solche Situation, solche tiefe Sandsteineinschnitte sich mehre Male in ihren Cantonen wiederholen, so haben sie 5 bis 6 Kettenbrücken gebaut, zwei der schönsten in der Nähe ihrer Stadt. Sonst mußte man sich, um zur Stadt zu gelangen, auf mühsamen Umwegen an den steilen Thalwänden herab- und

hinaufarbeiten. Jetzt bleibt man in der Höhe und rollt auf den schwebenden Eisendrahtfäden über die tiefen Abgründe eben in die Stadt hinein.

Die Jesuiten rühmten sich gegen mich, daß die herrlichen Freiburger Kettenbrücken eigentlich ihr Werk seien, da ihre Ausführung erst durch das Leben und das Geld, welches sie in die Stadt gebracht hätten, möglich geworden wäre. Ueberhaupt schreiben die Jesuiten sich selber die ganze Blüthe der Gewerbe und des Handels der Stadt vorzugsweise zu. Durch ihr Pensionat allein würde fast eine halbe Million Franken baares Geld jährlich dem Orte zugeführt. Dieser Umstand allein erklärt es zum Theil, warum die Freiburger Bürger durchaus an ihren Jesuiten festhalten wollten, und weshalb ihre Partei in der Stadt so groß war.

Ich besuchte ihr berühmtes Pensionat, wo sie jeden Fremden freundlich aufnahmen und umherführten. Sie erzogen und unterrichteten hier die Söhne vieler ausgezeichneten Familien fast aller europäischen Länder. Ich fand dort besonders viele junge Leute aus Frankreich und Baiern, aber auch aus Irland, ja sogar aus Spanien, Italien und selbst einen aus Rußland. — Da das Honorar des Pensionats ziemlich hoch war, so konnten hier nur wohlhabende Aeltern ihre Kinder bilden lassen. Doch ist es falsch, wenn man deshalb meint, daß die Freiburger Jesuiten sich nur ausschließlich der Ausbildung der Reichen gewidmet hätten. Sie leiteten dort vielmehr auch ein Gymnasium, eine Academie und ein Collegium oder Seminar, so wie eine Primärschule, in welchen verschiedenen Anstalten Leute aller Stände und unter sehr verschiedenen Bedingungen aufgenommen werden konnten. — Die Jesuiten griffen also in alle Unterrichtszweige des Cantons ein. Gewöhnlich besuchte und be-

sprach man jedoch nur ihr Pensionat, das daher auch so in aller Welt berühmt und verschrien wurde.

Die Stimmen, welche ich in der Schweiz über die Wirksamkeit dieser Erziehungsanstalt hörte, waren so verschieden, wie die Stimmen über die Jesuiten selbst, welche auch in der Tagsatzung von dem Einen „les bons pères de Jésus“, von dem Anderen „fluchwürdige Teufelskinder“ genannt wurden. — Wer mag darüber entscheiden! Auffallend und gewiß aber scheint es mir, daß die Jesuiten unserer Zeit sich nicht mehr die Tüchtigkeit, die geistige Bildung und Gelehrtheit angeeignet haben, welche man an ihren Vorgängern in früheren Zeiten lobte. Wenigstens ist kein bedeutender Gelehrter und Forscher irgend einer Gattung aus dem Jesuitenorden unseres Jahrhunderts hervorgegangen. In Freiburg hatten die Jesuiten ihre Lehrerstellen nur dürftig besetzt, und bei der Vertheilung der Wissenschaften waren oft die heterogensten Doctrinen, in denen dieselbe Person gewiß nicht eine gleiche Tüchtigkeit besitzen konnte, mit einander in derselben Professur verbunden. Es ließ dieß auf einen Mangel an Talenten und tüchtigen Gelehrten in dem Orden schließen.

Was man damals von ihrer Anstalt zu sehen bekam, waren die Vorzimmer, mit zahlreichen Zeichnungen und Gemälden von der Hand der Zöglinge geschmückt, — eine Reihe innerer Räume, großer Schul-, Schlaf-, Bet- und Speisesäle. Sie hatten ein eigenes kleines Theater für gelegentliche dramatische Aufführungen der Zöglinge, eine besondere Manege für Reits-, Turn- und Fechtübungen, — besondere Zimmer für die Uebungen in der Musik. — Am eigenthümlichsten waren die Schlafsäle eingerichtet. Es waren große Räume, in denen jeder Zögling, so zu sagen, seinen eigenen kleinen Käßig besaß. Das Bett und der Nachttisch eines jeden war nämlich mit einem be-

sonderen Holzverschläge umgeben, der von oben her Luft und Licht empfing. Damit auch oben durch dieses Luftloch kein Ueberklettern statthaben könne, war hier ein Drahtgitter vorgezogen, und so schiefen denn die jungen Leute in ihren Verschlägen, wie Vögel in ihren Bauern. Auch die Schlösser der Thüren zu diesen Schlafgefängnissen hatten die Jesuiten eigens eingerichtet, nämlich so, daß sie wohl von innen geöffnet, aber dann ohne Schlüssel nicht wieder verschlossen werden konnten. Die jungen Leute, die etwa in der Nacht ohne Erlaubniß ihre Zimmer verlassen hätten, konnten daher am Morgen leicht an der offen stehenden Thüre erkannt werden. — Bei dem, unter den Erziehern noch unentschiedenen Dilemma, ob es besser sei, den Zöglingen ein an ihre edelsten Gefühle appellirendes Vertrauen zu zeigen, oder ihnen mit Beiseitesetzung alles Vertrauens eine Versündigung ohne Weiteres unmöglich zu machen, haben sich die Jesuiten also für Letzteres entschieden. Strenge und ununterbrochene Ueberwachung des Zöglings war eines ihrer pädagogischen Principien, so wie sie dasselbe Princip auch in Bezug auf die Mitglieder ihres Ordens selbst in Anwendung brachten.

Sie hatten zwei Betsäle in ihrer Anstalt, einen großen, gewöhnlichen, wenig eleganten für die Majorität der Zöglinge und einen kleinen, höchst elegant ausgestatteten für Auserwählte. Es besteht oder bestand nämlich in allen Jesuitencollegien eine sogenannte Brüderschaft der unbefleckten Jungfrau Maria. In diese Brüderschaft pflegten sie nur die Elite ihrer Zöglinge aufzunehmen, die ausgezeichnetsten, frömmsten und besten Schüler. Diese kamen dann in einem besonderen Saale zu besonderen Betstunden zusammen. Einige der mit dem größten Vertrauen beehrten Schüler leiteten diese Betstunden selbst, beteten und lasen vor. Der Betsaal der Freiburger Auserwählten war mit Ver-

goldungen und rothen Gardinen, Sammetkissen und gepolsterten Sesseln so ausgeputzt, wie man dieß sonst wohl bei fürstlichen Vetsapellen sieht. — Die gewöhnlichen Gottesverehrer, die in dieser Elitebrüderschaft nicht aufgenommen waren, mußten sich in ihrem Vetsaale mit gewöhnlichen hölzernen Bänken und Stühlen behelfen. — Da die wahre Frömmigkeit in Selbstdemüthigung und Verachtung alles irdischen Glanzes besteht, so fragt es sich, wie man ein solches Verfahren der Jesuiten bezeichnen soll, wonach Demuth und Gottesfurcht mit goldenen Rigen und Sammetpolstern belohnt wird. Soll dieß einen Vorschmack davon geben, wie der Fromme einst im Himmel wird gebettet sein? Ich ließe es mir gefallen, wenn man Armen und Bettlern zuweilen einen solchen Vorschmack gäbe nach Art des Papstes, der den Bettlern zuweilen die Füße wäscht. Aber den jungen Leuten in Freiburg, die schon von Haus aus Aristokraten der Geburt waren, pflanzte man so nun auch noch die Aristokratie der Frömmigkeit ein.

Die beiden Jesuiten, welche mich herumführten, und denen ich meine Zweifel über jenen Vetsaal aussprach, glaubten aber, daß dieses Institut der Brüderschaft der unbefleckten Jungfrau etwas ganz Herrliches und Schönes sei, und zeigten mir Alles, ohne auch nur zu ahnen, daß ich etwas Anstößiges daran finden könnte. — Eben so zeigten sie mir ganz unbefangen und in der Meinung, ich müßte wie sie dabei gerührt werden, ein Monument, das sie der Mutter Gottes im Garten gesetzt hatten. Dieses wunderliche Monument war so beschaffen: Es war ein Haufen auf einander geschichteter Felsblöcke, die einem kleinen Tempel und einem kolossalen Standbilde der Mutter Maria als Piedestal dienten. Felsblöcke und Tempelchen waren von Blumen und hübschen Gewächsen umrankt, und die schmerzenvolle Mutter schien mir zwischen den Bäumen und

Lauben des Gartens gewissermaßen ganz verliebt und etwas coquettirend da zu stehen. Es fanden sich noch andere ähnliche Sachen in dem Garten. Ich äußerte meine Verwunderung und spielte darauf an, daß mir dieß wie eine Entwürdigung der christlichen Religion vorkäme, da ich sonst nur Neptungsgrotten oder Dianastatuen und dergleichen heidnische Gegenstände als Gartenschmuck verwendet gesehen hätte. Allein meine Jesuiten begriffen dieß nicht und meinten, ihre Maria unter den Blumen wäre so rührend, und es gäbe ja nichts Schöneres, als daß wir auch in der freien Natur sie, die himmlische Sternen- und Blumenkönigin, immer vor Augen hätten. — In dem Garten eines alten frommen Einsiedlers ließe ich mir dergleichen allenfalls noch gefallen, aber hier schien mir ein Widerspruch zu sein zwischen diesen frömmelnden Spielereien und den jungen Edelmannsöhnen, die eben vom Festsale oder aus der Reitmanege zurückkehrten und mit der Reitpeitsche in der Hand an dem Marienbilde vorüberritten.

— Aus dem alten Jesuitencollegium von Freiburg ging einer der gelehrtesten Jesuiten, der bekannte Peter Canisius, hervor. Man zeigt seine Grabstätte noch jetzt in der Kirche der alten Collegiumsgebäude, die nota bene von den neuen Gebäuden des Pensionats gesondert sind. Die mich begleitenden Jesuiten sagten mir, daß seit einiger Zeit etliche Wunder am Grabe dieses trefflichen Mannes geschehen seien. Es sei daher stark die Rede davon, ihn zu einem Heiligen zu erklären. Und sollten die Wunder sich wiederholen und mehren, so würde seine Canonisation wohl wirklich erfolgen. — Man hatte schon ein großes provisorisches Gemälde verfertigt, auf dem der heilige Canisius in schwarzer Jesuitenkleidung dargestellt war, wie er von Engeln zum Himmel gehoben wird. Auch waren kleine Tractäthen von dem Leben des heiligen Canisius gedruckt und

bereits unter dem Volke vertheilt. Durch solche Mittel, durch Schaustellungen solcher Gemälde, durch Vertheilung solcher Tractätchen, durch Ausbreitung der Nachrichten von geschehenen Wundern, wird nun erst die Aufmerksamkeit des Volks erregt, dann seine Phantasie in Bewegung gesetzt, sein frommes und liebendes Gefühl für den Mann, den man haben will, geweckt. Bald geschehen noch mehr Wunder, und so gewinnt man endlich einen Fonds von Thatsachen, auf den gestützt man Berichte nach Rom entsenden kann, und am Ende gelingt es dann, einen Ordensbruder in die Zahl der Himmlischen zu schaffen, und man erhält Gelegenheit, mit Freudenbezeugungen und Festen den Ruhm und die Herrlichkeit des Ordens von Neuem auszubreiten. Es waren damals in verschiedenen Jesuitencollegien solche Heiligenscheine im Keimen und Aufblühen begriffen. Aber der losgebrochene Sturm der Weltbegebenheiten hat diese zarten Keime höchst unverhofft geknickt.

Die Jesuiten — wenigstens die von Freiburg — waren durchaus nicht geneigt, an diesen Sturm zu glauben. Sie nahmen meine Fragen, ob sie nicht ein Bißchen über die Gewitter, die sich immer dichter um ihre Collegien und ihren Sonderbund herum zusammenzogen, besorgt wären, mit Lächeln auf. Nicht im Geringsten, sagten sie, indem sie mich auf die höchsten Zinnen ihres Collegiums führten und mich von da aus die Thürme und die künstlichen sowohl, als natürlichen Befestigungen sehen ließen. „Auf den ersten Ruf“, sagten sie mir, „eilen uns 15,000 Mann des Landsturmes unserer deutschen Dorfschaften zu Hülfe. Und auch die Bürger von Freiburg werden unser Collegium eben so standhaft vertheidigen, wie ihre Stadt selbst. Denn sie wissen wohl wie viele weltliche Vortheile wir ihnen noch außer den geistigen

Segnungen bringen. Wenn wir hier ausziehen müßten, so würde Freiburg so todt werden, wie eine deutsche Residenzstadt, wenn sie ihren Fürsten und Hof vertriebe.“ Die bald darauf erfolgten Ereignisse, welche den „bons pères de Jésus“ Alles raubten, einigen von ihnen sogar das Leben, bewiesen, wie sehr sich selbst diese als so schlangenkflug verschrieenen Leute täuschen konnten. — Man sagt mir, daß ihr Collegium jetzt als Caserne diene.

Wie rasch haben sich doch die Zeiten geändert! Noch vor wenigen Monaten waren die Miniaturbegebenheiten in der Schweiz im Stande, das ganze europäische Publicum in spannende Erwartung zu versetzen! Es war so still und ruhig rund um uns her, daß wir Alles, was in der Schweiz vorfiel, genau vernahmen. Wir waren so friedlich, daß uns die kriegerische Erhebung dieses Landes sehr glorreich erschien. Wir hatten so viel Abscheu gegen Blutvergießen, daß wir selbst die Jagd auf die Jesuiten und das Niederschießen eines von ihnen, der aber doch nachher bloß in der Schulter verwundet sein sollte, mit Widerwillen vernahmen. Wir hatten über so viel Zeit zu verfügen, daß wir den Bewegungen der Schweizer Schritt vor Schritt folgten, ja selbst die Scenen bei der Gefangenennehmung des Schultheißen Fournier in seinem Kellerversteck genau mit angafften, und wir besaßen einen so großen Fonds frischen Mitgefühls, daß wir mit den aus dem Freiburger Thurm befreiten Liberalen uns von Herzen freuten. — Nun seitdem wurden unsere Augen, Ohren und Gefühle von viel gewaltigeren Ereignissen und gräßlicheren Scenen in Anspruch genommen.

2. **Vevey.**

„In dem reichen Irrgarten“, sagt ein schweizer Schriftsteller, „von Bergen, Hügeln und Thälern, von alten und neuen Schlössern, Ruinen, Städtchen und wohlhabenden Dörfern, welcher den Zwischenraum zwischen dem Neuenburger- und Genfer-See, zwischen dem Jura und den Alpen füllt, ist Alles Bewegung und Poesie. Es waltet hier überall in Natur- und Menschenwelt ein eigenthümliches Gemisch von Geheimniß und Offenheit, von Rohheit und Anmuth, von Kraft und Geschmeidigkeit.“ — Und in der That, ich muß sagen, auch mich hat dieser Landstrich, der jetzt größtentheils zum Canton Pays de Vaud und kleinen Theils zum Freiburg'schen gehört, und den ich dreimal durchreiste, jedesmal auf eine ganz besondere Weise angeregt. Wer die Geschichte dieses gesegneten und dicht bevölkerten Ländchens einigermaßen kennt, wird dieß leicht begreifen. Die bekanntesten und interessantesten Sagen der Schweiz stammen aus dieser Gegend. Die ältesten und berühmtesten Geschlechter der Helvetier wohnten hier am Küstenlande des Genfersees, und es giebt noch jetzt hier burgundische Familien, die seit Jahrhunderten ungestört auf dem alten Schlosse ihrer Väter wohnten, was hier, wo so erstaunliche Umwälzungen statthatten, viel wunderbarer ist als in den entlegenen Thälern des Wallis oder Graubündens. — Dieses nördliche Küstenland des Genfersees war einst der Hauptbestandtheil des Königreichs Klein-Burgund. Die Könige dieses Staates residirten an den Ufern des Sees, und das Volk des Landes trägt sich noch heutigen Tages mit Erzählungen, die dieser Könige Lob singen, herum. Die Sagen von der Periode des goldenen Zeitalters, von der Zeit, „wo die Königin Bertha spann“, knüpfen sich an

das Andenken dieser Fürsten. — Man hat das mittelländische Meer den Braukessel der europäischen Civilisation genannt. Man kann den Genfersee den Braukessel der helvetischen Civilisation nennen. Hier brachen die Römer zuerst in das barbarische Land Helvetien ein, hier setzten sie sich zuerst fest, und das Pays de Vaud war für sie in Bezug auf das nördliche Alpenland ungefähr dasselbe, was die Provence in Bezug auf Gallien war. Die ältesten Städte der Schweiz liegen innerhalb dieser Kleinburgundischen Gebiete; Bern, Freiburg, Zürich, Luzern sind neben Lausanne, Genève neue jugendliche Stadtschöpfungen. — Hier war der erste Weinbau, die erste Obstzucht der Schweiz, ja die Geschichte fast jeder Culturpflanze der Schweiz und ihrer allmäligen Verbreitung durch die Alpenthäler führt uns auf die Küsten des Rheins zurück.

Mit diesen Erinnerungen und Betrachtungen, unter vielen ähnlichen Gedanken und Sensationen, welche die sich darbietenden Scenen in mir erregten, durchzog ich das schöne Saanenland, den Fluß hinauf bis zu dem alten Schlosse Gruyères oder Greiers, das den meisten Leuten durch den in seiner Nachbarschaft bereiteten Käse bekannter ist als durch die interessante Geschichte der alten Fürstengeschlechter, die sich an seine weitschauenden Felsen knüpfte. Ich ging auch in das reizende Quellengebiet der Saane hinauf, dem einst ein berner Landvogt, der bekannte Naturforscher und Schriftsteller von Bonstetten, ein eigenes Büchlein widmete, in dem er die Sitten eines stillen Hirtenvolks des vorigen Jahrhunderts einfach und anziehend beschreibt. — Man gewinnt eine besondere Vorliebe für solche Landstriche, die man einmal beschrieben gelesen hat, und reist oft nur eines Buches wegen dahin, wie ich es jetzt that. Aus dem Saanenthale kehrte ich auf die große Straße zurück und stieg mit ihrer Hülfe zum Genfersee selber nach Vevey hinab.

„Der Jurten“ oder französisch „le Jorat“ heißt das kleine Gebirge, das den Genfersee im Norden begränzt und sein nördliches Ufer bildet. Es zieht sich als ein höchst eigenthümlicher Querrücken von 2000 bis 3000 Fuß Höhe von den Alpen zum Jura hin und erfüllt mit seinen verschiedenen Zweigen das ganze burgundische Land zwischen dem Genfer-, dem Neuenburger- und Murtenener-See. Es ist eigentlich mehr nur ein hügeliges Plateau, das sich allmählig in die nördliche Schweizerebene verläuft, nach Süden hin gegen den Lemán zu aber mit verschiedenen Abstufungen steiler abfällt. Das mittlere Hauptstück dieses Plateaus, wo sich mehre Quadratmeilen Landes zu einer nicht unbedeutenden tafelartigen Höhe emporgehoben haben, nennen die Leute „le Gros de Vaud“ (gewissermaßen „das Waadtier Hauptstück“). — Oben auf der Höhe dieses Plateaus nimmt man von dem Norden der Schweiz Abschied. Es herrschen dort oft rauhe nördliche Winde. So wie man aber zum See herabfällt, gelangt man in ein milderes Klima. — Am mildesten, halb italienisch ist das Klima in dem östlichen Winkel des Sees, der sich ganz in die Berge versteckt, bei Vevey und Montreux. Viel weniger mild ist das westliche Ende bei Genf, wohin die Winde von der Hochebene bequem gelangen können, und wo im Winter oft eine nordische Kälte herrscht, so daß Ost- und Westende des kleinen Sees in Bezug auf Temperatur oft so verschieden sind, wie Deutschland und Italien.

Eine eben solche Verschiedenheit, wie zwischen dem Ost- und Westende des Sees, herrscht auch zwischen seiner Nord- und Südküste. Auf diese oder die savoyische Seite fallen die kalten Winde vom Gros de Vaud eben so, wie auf Genf herab, und sie ist im Winter zuweilen bis zu der Brandung des Sees herunter im Schnee begraben. Sie hat daher, wie alle der Sonne abgewandte Seeufer, eine viel geringere Cultur als

die Nordseite und eine viel schwächere Bevölkerung. Auf der Nordseite liegen die größten Hafenorte des Sees, da ist der größte Verkehr, das munterste Leben. Da hat der burgundische und savoyische Adel (das Waadtland war bekanntlich während einer langen Zeit ein Theil von Savoyen) die zahlreichsten Schlösser gebaut. Da sind die berühmten Rendezvous der gebildeten Reisewelt Europas, Vevey, Lausanne, Morges, Rolle. Auf dieser Seite liegen die Residenzen der beaux esprits, die, Licht und Wärme und Freiheit suchend, sich von jeher so gerne sinnend, denkend, schwärmend und schreibend an den Ufern des Sees niederließen, die Voltaire, die Rousseau, die Staël, die Gibbon u. — Die savoyische Seite ist die Schattenseite des Sees. Da ist Alles primitiver. Da wohnen arme Savoyarden, da giebt es fast nur Dörfer, wenig Weinbau und überhaupt eine geringe Cultur des Bodens, wie des Geistes.

Am dem Ende des Sees bei Vevey eröffnet sich dem Freunde der Natur- und Menschenbeobachtung ein ganzer Sack voll Schönheiten und Schätze, zu denen allen man von diesem hübschen Centrum aus auf das Bequemste gelangen kann. Da liegt das Schloß Chillon, das Byron's Verse verherrlichten, da liegen Châtelard und Clarence und Meillerie in der Nähe, und alle die anderen Orte, die Rousseau's Heloise classisch machte, und denen kein gefühlvolles Gemüth noch jetzt ohne Rührung, ja ohne Thränen — ich sah und erlebte selbst solche Rührungen und Thränen — naht, weil einst ein phantastischer und begeisterter Autor die Zauber gestalten seiner Einbildungskraft mit den Häusern, den Mauern, den Ruinen, den Bäumen, den Gesträuchen und Bergen dieser Dörfer verknüpfte. — Da ist ganz leicht zu erreichen die herrliche Dent de Jaman, ein Berg, den die Natur expresse zum Genuß schöner Ausichten dahin gestellt

und dazu höchst plan- und zweckmäßig gestaltet hat. Und wenn Rousseau mit der Laterna Magica seiner Phantasie und mit der Zauberruthen seiner Feder dafür sorgte, daß uns hier Alles in einem besonders herrlichen Lichte erschien, so sorgte Herr Monnay dafür, daß man von seinem Musterhotel aus, welches er auf einer reizenden Terrasse am See erbaute, dieß Alles auf die gemüthlichste Weise genießen könne. Tausende von Engländern, Deutschen, Russen, Franzosen machen alljährlich dieß Hotel zu ihrer periodischen Centralresidenz und eilen von da auf Maulthierren, auf Gondeln, auf Dampfschiffen in die Umgegend rings umher, alle Abende aus allerlei romantischen Natureinsamkeiten zu ihren bunten Gesellschaftstreffen im Hotel Monnay zurückkehrend.

So stieg auch ich gleich in den ersten Tagen meines Dortseins in ein Boot und fuhr in der angenehmsten Gesellschaft zu der gegenüber liegenden Küste Savoyens hinüber. Uns lockte ein einsames kleines Dorf St. Gingoulph am Fuße der hohen Dent d'Oche, die der höchste Berg dieses Theiles von Savoyen ist. In einer Stunde segelt man hinüber, legt das Boot in dem kleinen Hafen vor Anker und steigt auf frischen und blumigen Wiesen ans Land. Denn diesen Vorzug der größten Frische hat das savoyische Ufer wieder vor dem waadtländischen, sowie es auch den Vorzug besitzt, daß hier nicht alle Wege und Stege durch Weingartenmauern so verbarrikadirt sind, wie dort. Man ergeht sich hier auf freien Wiesenfeldern unter dem Schatten der Walnußbäume, die alle Dörfer umgeben und die Thäler versteckt mit ihren laubigen Kuppeln erfüllen.

Wir kehrten bei einem simplen savoyardischen Wirth ein, der uns mit Speise und Trank erquickte und, als er uns seinen Garten zeigte, bemerkte: „In dieser Laube pflegt des Sommers gewöhnlich der Marquis de Custine zu arbeiten.“ — „Wie?“

sagten wir, „doch nicht der berühmte Marquis de Custine?“ — „Ja wohl, eben derselbe, Madame. Er kommt jeden Frühling auf einige Monate hierher, um hier ungestört zu schreiben, und in dieser Laube hat er das Buch geschrieben, welches dem Kaiser von Rußland so fatal gewesen ist, daß er gesagt haben soll, er hätte leichter den Verlust einer Schlacht als die Erscheinung dieses Buches ertragen.“ — Ich sagte oben, man könnte den Genfersee den Culturkessel der Schweiz nennen, man könnte ihn aber auch als Tintensfaß der Alpen betrachten. Denn man kann hier, wie wir nun wieder erfuhren, kaum in irgend einen Ort, selbst nicht einmal in einen savoyischen kommen, ohne daselbst auf die Residenz eines berühmten Autors zu stoßen. „Mein Autor, mein Marquis“, sagte unser ehrlicher Savoyarde, „besitzt einen herrlichen Palast in Paris. Diesen verläßt er alle Frühjahre im Monat Mai, um unserem stillen Dorfe zuzueilen. Er bringt jedesmal drei Pferde, zwei Bedienten und einen Engländer mit, welcher letzterer schon seit 30 Jahren sein intimster Busenfreund ist und ihm wie sein Schatten auf Schritt und Tritt folgt. Sie miethen sich hier für einige Monate ein und verlassen mich wieder gegen das Ende des Sommers. Sie leben hier sehr still und einförmig. Zuerst früh Morgens frühstücken sie zusammen. Dann begiebt sich der Marquis in seine Laube und schreibt an seinen Romanen, und der Engländer wandert im Dorfe umher oder liest in seinen Büchern. Darauf machen sie alle Tage eine große Cavalcade längs des Sees oder in die schönen Thäler unserer Dent d'Oche hinaus. Unterdeß hat meine Frau für sie gekocht, und um 5 Uhr Abends dintren sie. Dabei erzählen sie sich die Neuigkeiten des Tages aus den Bergen und unserem Dorfe, wobei sie mich immer ins Gespräch ziehen. Danach kommt die Post, und zu Abend lesen sie dann ihre Briefe und die Journale,

pas vous donner cette lettre. Le marquis est mon ami et ses lettres sont un souvenir très-cher pour moi. Que dirait Monsieur de Custine, quand il reviendra le mai prochain, si je lui devais dire que j'avais marchandé avec ses lettres!“ „Aber sieh, die Damen geben Dir ein Goldstück! Gieb ihnen nur den kürzesten Brief dafür!“ — Das glänzende Gold erschreckte unseren Savoyarden. Er fühlte den Versucher ganz nahe. Aber hastig ergriff er seine Briefe, drückte sie an seine Brust und sagte laut und entschieden: „Non, non, Monsieur, vous comprenez bien et je vous le repète, que je ne peux pas vous donner ces lettres. Je vous ai donc dit, que le Marquis est mon ami. Et c'est tout dire!“ — Wir waren betrübt darüber, daß wir den gewünschten Brief nicht bekamen. Aber wir waren noch viel erfreuter über die Worte und die Handlungsweise unseres armen Savoyarden, so wie über die guten Dinge, die wir von einem geistreichen Manne gehört, von dem sonst Viele uns so manches Schlechte berichtet hatten. — Unsere Rückfahrt nach Vevey wurde von solchen wohlthuenenden Erfahrungen noch schöner verherrlicht als von dem prächtigen Untergang der Sonne, die hinter dem Jura verschwand.

Nicht weit von Vevey, auf einem der reizenden Hügel, die das Vorland zu den gleich dahinter ansteigenden höheren Gebirgen bilden, liegt das bekannte Schloß Blonay, das einen der gewöhnlichen Zielpuncte der Fremden in Vevey bildet. Auch wir machten einen Ausflug dahin, und ich will dessen hier nur erwähnen, weil mir jenes Schloß und seine Besitzer einen der merkwürdigsten Beweise von der conservativen Dauer waren, welche sowohl Steinen und Mauern, als auch menschlichen Verhältnissen innewohnen kann. Die Grundmauern von Blonay sollen im zehnten Jahrhundert gelegt worden sein, und selbst die ganze Einrichtung des Schlosses, so wie es jetzt da steht, steigt bis tief

ins Mittelalter hinauf. Seit uralten Tagen bis auf die neuesten Zeiten hinab hat die Familie der Freiherren von Blonay dieses Schloß besessen und besitzt es noch heutiges Tages ganz ruhig. Der Ursprung dieser Familie verliert sich eben so in die Nacht der Geschichte, wie der Beginn des Schloßbaues. Die Blonay sind sich hier immer und ununterbrochen Vater auf Sohn, oder Nefte auf Onkel ein Jahrtausend hindurch gefolgt. Und nie hat das Schloß einen anderen Herrn als einen Blonay gehabt. — Mich dünkt, die Betrachtung dieses Factums, das in der Geschichte der waadländischen Familien nicht isolirt dasteht, muß im Stande sein, manchem, durch die jetzige Umwälzung der politischen Verhältnisse Geängstigten nicht wenig Trost zu gewähren. Man denke nur, welche Umstürze, welche Revolutionen die menschliche Gesellschaft am Genfersee schon in diesem Jahrhundert erlitt, der zahllosen Staatsveränderungen zur burgundischen, oder savoyischen, oder bernischen Zeit zu geschweigen; nur in den letzten zwanzig Jahren allein zählt man hier fast ein halbes Duzend radicale und radicalste, zum Theil gewaltsame Reformen des hiesigen Gemeinwesens. Und alle diese Reformen, Veränderungen, Ausbrüche und Umschmelzungen hielt die Familie Blonay ruhig aus, wie eine Eiche die atmosphärischen Stürme, und sitzt, wie gesagt, noch heutigen Tages auf dem uralten Schlosse ihrer Väter. — Die Blonay mögen manchmal im Laufe der Jahrhunderte hart bedrängt und sehr geängstigt gewesen sein. Allein sie haben doch nie völlig den Muth und den Besitz verloren. — Daher, sage ich, mag auch manchen jetzt Geängstigten der Hinblick auf die Blonay trösten und mit mehr Zutrauen zu dem Bestande der menschlichen Dinge erfüllen. — Freilich hat die Blonay'sche Eiche viele oder die meisten ihrer Zweige verloren; ich meine ihre weit ausgedehnte Herrschaft und ihre Gerechtsame über die Ufer des Sees und die

Berghöhen, die über dem Schlosse sich aufthürmen. Allein diesen Verlust wird sie als billig anerkennen, so wie das Gerettete immer noch sehr dankenswerth ist.

Als ich dieses Schloß in Gesellschaft einer englischen Familie besah, fanden wir die Besitzerin desselben auf einer kleinen grasigen Anhöhe in dem Schatten der herrlichen alten Wallnußbäume, die es umgeben. Rund umher an den Bäumen war Wäsche an Schnüren aufgehängt, und die Schloßdame saß nährend auf einem Stuhle mitten unter der Wäsche, um sie zu überwachen, neben ihr auf Fußstapeln zwei blühende Töchter, die eine strickend, die andere lesend. — Ich bat meine Engländer, sie sollten sich diese Scene in ihr Sketchbook einzeichnen und als einen merkwürdigen Beleg der Conservirung uralter Sitten mit nach England nehmen. Wenn sie es ihr nicht schwarz auf Weiß vorweisen könnten, so würde keine Schloßbesitzerin in England es ihnen glauben, daß man hier die burgundischen Chatelaines 1847 noch auf dieselbe Weise beschäftigt sehen könnte, wie in der goldenen Zeit, da die Königin Bertha spann. Die gebildeten Klassen keines Volkes des europäischen Continents haben sich mit ihren täglichen Beschäftigungen so sehr von jener Zeit entfernt, wie die der britischen Inseln.

3. Martigny.

Der Weg längs des waadländischen Seeufers, alsdann in das Rhonethal hinein und endlich über den großen St. Bernhard nach Italien war im Mittelalter eine der besuchtesten

Straßen nach Italien. Auf ihm wanderten alle Pilgrimme aus Burgund, aus Lothringen, aus den Niederlanden und England, überhaupt aus dem nordwestlichen Europa nach Rom, sowie die aus Deutschland und dem Osten häufiger über die rhätischen Bergstraßen gingen. Man sieht daher noch jetzt längs jenes Weges Gebäude, Spitäler und Hospize, welche ursprünglich zum Frommen jener Pilger angelegt waren; so das Spital von Billeneuve am Genfersee, das Hospiz auf dem großen St. Bernhard &c. Jetzt ist diese Straßenrichtung bei Weitem nicht mehr in dem Grade besucht, und nicht nur jene alten Hospize und Spitäler zerfallen allmählig, sondern auch die neue Simplon-Straße, welche Napoleon militärischer Zwecke wegen durch diesen Theil der Alpen führte, wird vernachlässigt.

In einer zahlreichen Gesellschaft von Chamouny-Besuchern, Engländern, Deutschen und Franzosen, fuhren wir auf dieser Straße bis Martigny, um von hier aus über die Tête Noire zu den Gletschern des Mont Blanc zu gehen. — Es ist eine der schönsten Touren, die man in der Schweiz machen kann. Denn sie führt an den reizenden Hügeln von Clarence und Montreux, und an den uralten savoyischen Schlössern von Chillon und Billeneuve vorüber, und darauf längs der Rhone durch das wundervolle Vorland des Cantons Wallis, das wahrscheinlich einst vom See bedeckt war und das sich jetzt 5 Stunden weit als ein besonderes Becken bis zu den Thoren des Wallis bei St. Maurice hineinstreckt.

Die beiden Bergreihen nämlich, welche im Süden und Norden den Canton Wallis oder das obere Rhonebecken einschließen, neigen sich zwischen Martigny und St. Maurice zu einander zusammen. Von der einen Seite kommt die Dent de Midi, von der anderen die Dent de Morcles nahe herbei. Sie schließen das Land Wallis hier beinahe völlig von der übrigen Welt ab. Selbst

diese Thorpfosten des walliser Landes sind noch eben so wie alle die anderen Gränzhöhen des Landes mit Eis bedeckt. Und es giebt kein Land in der Schweiz, selbst Graubünden nicht ausgenommen, das so rund herum von einer fast ununterbrochenen Mauer von Eis- und Schneebergen umgeben ist, wie Wallis.

Jenes Vorland nun zwischen diesen Pforten des Wallis und dem Genfersee ist eines der reizendsten Stücke der Schweiz, die man sehen kann. „Es ist das schönste Stück Land, das wir je in der Welt sahen,“ versicherten meine englischen Reisebegleiter, und ich stimmte ihnen hier in jenem häufig wiederholten Ausrufe bei, obgleich sonst durch jene Phrase in der Regel weiter nichts bezeugt wird, als daß wir meistens eben von der Schönheit am meisten ergriffen werden, die wir gerade vor Augen haben, und daß wir, aller übrigen schönen Gegenden, die wir schon sahen, vergessend, darauf schwören, es gäbe nichts Herrlicheres auf dem ganzen Erdenrund.

Die Waabländer nennen dieß Stück Land „das Rhonethal“, ebenso wie die Bewohner der östlichen Schweiz ein ähnliches Stück der Rheinufer gleich oberhalb des Bodensees vorzugsweise „das Rheinthal“ nennen. Die Vegetation und überhaupt die ganze Physiognomie dieses schönen Thales hat offenbar schon eine südliche oder italienische Beimischung. Die Vegetation ist äußerst energisch und Alles mit dem kräftigsten Grün ausgekleidet. Kastanien und Wallnußbäume und andere schön gestaltete Laubbaum-Kuppeln bilden überall die schönsten Gruppen. Hier und da in Gärten gewahrt man schon Cyressen und Cedern. Ein Drittel der hier vorkommenden wilden Pflanzen gehört schon der Südseite der Alpen an. Die Berge, sowohl die niedrigen Ausläufe ihrer Piedestale, als die höheren Hörner, Zähne und Gipfel, haben die malerischsten Formen und Figuren. Auf den Spitzen der Felsen zerstreut liegen höchst pittoreske Rui-

nen, ehemalige Schlösser der berühmten Herren dieses Paradieses, der Torrens, der Roverez, der Chivron und Tavel, und dabei längs der Rhone hin bequeme und ebene Wiesengründe. Von den Seiten der Berge münden mehre kleine Nebenthäler in das Rhonethal aus, die, wie ihr Hauptthal, zu den reizendsten Bergeinschnitten der Schweiz gehören. — Alle überbietet das Thal von Ormond, das mit einer unvergleichlichen Vegetationsfülle und mit einem überschwänglichen Reichthum an Abwechslung malerischer Effecte zu den hohen und wilden Diablerets emporsteigt, und durch das einer der schönsten Gebirgswege der Schweiz zu jenem Hirtenlande, das, wie ich oben sagte, Bonstetten beschrieb, emporführt. Ginge der Genfersee noch in diesen Vorfaal des walliser Landes hinein, wie er es vielleicht früher einmal that, und bedeckte er einige Sumpfstiche in der Niederung mit seinen krystallinen Wogen, so würde ohne Zweifel dieß Stück seine allerschönsten Küstenpuncte und Partieen enthalten.

Der ist der letzte Ort im Waadlande. Von hier stiegen wir zu Fuß in das Thor des Wallis hinein. Der Eingang ist sehr eng zusammengeschnürt und mit alten Befestigungen versehen, welche jetzt eben restaurirt und neu armirt wurden. Die alten Schweizer hätten durch einen solchen Paß schwerlich viel Oesterreicher einpassiren lassen. Man könnte hier beinahe das ganze Wallis mit einem Schlagbaum und Riegel wie ein Haus verschließen. Damals glaubte man auch allgemein, es würde hier, wenn die Radikalen kämen, eine Thermophlen-Schlacht gefochten werden. Allein die Walliser hatten den schlimmsten Feind schon mitten im Frieden innerhalb ihrer Thore, nämlich die Uneinigkeit. Das ganze untere Wallis bei Sion und Martigny war für die Radikalen des Waadlands gestimmt und gegen die sonderbündischen Deutschen des Oberwallis.

So wie man durch das Thor von St. Maurice eingetreten

ist, ändert sich die Gegend. Die Mannigfaltigkeit der Reize, die in dem Rhonethale bis zum Genfersee herrscht, hört hier völlig auf, und von Martigny an ist das Wallis oder wenigstens sein Hauptthal ein sehr einförmiger langgestreckter Gebirgseinschnitt, wie es deren mehre in den Alpen giebt, z. B. das Vorder-Rheinthal in Graubünden, das Pinzgau im Salzburgischen. Aber freilich sind dann in den zahlreichen Nebenthälern des Cantons wieder ganz entzückende und höchst großartige Naturscenen versteckt. Da das Wallis auf beiden Seiten von den höchsten Gebirgen der Schweiz, im Norden von dem Finster-Narhorn, im Süden von der Mont-Blanc- und Mont-Rosa-Gruppe begrenzt wird, so bietet sich in seinen Nebenthälern die großartigste Hochgebirgsscenerie dar, welche in irgend einem Theile der Alpen zu finden ist. Da ist der 6 Stunden lange Eisstrom des Aletsch-Gletschers, welcher von allen Kennern für den schönsten Gletscher der Schweiz erklärt wird. Da ist das Nicolaitthal, das großartigste aller Hochalpenthäger. Da sind noch andere zahlreiche Nebenthäler, deren Bewohner in uralter patriarchalischer Sitteneinfalt von aller Welt abgesondert leben. Das Land ist über 70 Quadratmeilen groß, und doch führt nur eine einzige fahrbare Straße durch das Thor bei St. Maurice zu ihnen hinein. Außer dieser Straße giebt es nur noch mühselige Fußwege von diesem walliser Volke zu den Völkern der übrigen Welt, und auch selbst solcher mit Tod umdrohter Fußpassagen giebt es kaum ein Duzend. Kein einziges Landstück Europas von gleicher Ausdehnung hängt durch so geringfügige Verkehrswege mit der übrigen Welt zusammen. Kann man sich demnach wundern, daß die Walliser ein besonderes Völkchen für sich sein wollten, daß sie Anhänger des Sonderbundes waren, daß sie so viele eigenthümliche und uralte Sitten haben, daß man, aus dem Waadlande kommend, bei ihnen aus der Neuzeit ins Mittelalter zurückzuschreiten

meint. — Sowie man durch die Pforte bei St. Moritz eingetreten ist, ist man von einer ganz anderen Welt umgeben. Andere Menschen, andere Sitten, andere Costüme, andere Dörfer und Gebäude zeigen sich dem Reisenden. Er hat andere Gefahren zu bestehen, und andere Schönheiten versüßen ihm hier seine Mühen. — Die wilde und groteske Natur der Hochgebirge nimmt den Platz der geschmückten und lieblich ansprechenden Natur der niedrigen Thäler. Um dieser Veränderung gewachsen zu erscheinen, sollte man eigentlich bei dem Durchgange von St. Moritz seiner Länge ein paar Ellen zusehen können. Man müßte ein Riese werden und Rieseneigenschaften entwickeln können, um diese gewaltige Natur ertragen und begreifen zu können. — Wunderbarer Weise geht es den Menschen aber gerade umgekehrt. Den meisten Reisenden entfällt bei St. Moritz das Herz. Die Bewunderung, welche die Natur hier erweckt, ist von einer Art Schrecken begleitet. Vielleicht ist es auch dieser Schrecken, dieser strenge Ernst der hiesigen Natur, der in dem Wallis so häufig den Geist der dort geborenen Menschen zum Gretinismus zusammenschrumpfen läßt.

Das Wallis ist durch seine zahlreichen Gretins bekanntlich verrufener als irgend ein anderer Theil der Alpen. Nicht nur die Armen des Landes, welche kümmerlich leben, ungesunde Luft und Nahrung genießen und ihre Kinder unvernünftig erziehen, haben hier viele Gretins unter den Ihrigen, sondern man bezeichnet auch einige reiche und ausgezeichnete Familien des Landes, von denen einige Branchen ganz im Gretinismus verkommen sind. Man behauptet, daß in Wallis so viele Gretins seien, als in allen Cantonen der übrigen Schweiz zusammengenommen. Doch haben viele Umstände in neuerer Zeit darauf hingewirkt, auch hier dieses entsetzliche Uebel zum Weichen zu bringen. Die neue Simplonstraße bezeichnet man als einen dieser heilsam wirkenden

Umstände. Diese Strafe, sagen die Walliser, ist in unser verstecktes, dunkles, dumpfes Land wie ein erleuchtender Strahl hineingebrochen. Sie hat mehr Verkehr und Rührigkeit unter das Volk gebracht, Veranlassung zu häufigerer Verührung mit den Fremden gegeben, den Lohn der Arbeit in den Dörfern am Wege erhöht, viele neue und besser eingerichtete Häuser geschaffen und auf diese Weise, soweit sie geht, auffallend unter den Cretins aufgeräumt. — Auch die Eroberung des Wallis durch die Franzosen wird als eine der Ursachen bezeichnet, welche die Giftpflanze des Cretinismus an manchen Stellen ausrottete, zum Theil freilich auf eine Weise, die nur im Kriege entschuldbar und erklärlich erscheint. Man sagt, die Franzosen waren bei ihrem Einbruch ins Wallis über die cretinische Bevölkerung so entsetzt gewesen, daß sie diese bedauernswerthen Menschen, die sie nicht als Menschen hätten anerkennen wollen, überall niedergemacht und so Tausende von ihnen aus der Welt geschafft hätten. Diese unmenschliche Ausrottung der Cretins hatte vielleicht zunächst die gute Folge, daß wenigstens die Begattung unter diesen Unglücklichen und die Erzeugung neuer Cretins vielfach verhindert wurde. Später traf das französische Gouvernement, durch den Schrecken und die Gräueltthaten seiner Soldaten angeregt, noch andere humanere Maßregeln gegen den Cretinismus, auf den auch Napoleon ein aufmerksames Auge hatte. Seitdem ist der Kampf der Staatsverwaltungen gegen dieses Uebel, wie der Kampf gegen so manches andere Uebel, den Napoleon's Soldaten eröffneten, nicht wieder eingeschlafen.

Kurz nach dem Eintritte bei St. Maurice trifft man auf eine sehr wüste Thalgegend und geräth in ein Labyrinth von Felsen und Steinblöcken, das von einem ehemals hier stattgehabten Bergsturze herrührt. Obwohl dieses Ereigniß in das

Jahr 562 nach Christi Geburt verlegt wird — damals soll hier ein kleiner Ort, Epauum, zerstört worden sein — so ist die entstandene Wüstenei durch Cultur und Vegetation doch noch heutigen Tages so wenig verwischt, daß man sich kaum überreden kann, damit in so alte Zeiten hinaufzusteigen. In diesen Bergstürzen, die einen unermesslichen Irrgarten von Felsblöcken erzeugen, ist es den Pflanzen wie den Menschen schwerer als bei irgend einer anderen Verwischung der fruchtbaren Erdoberfläche, wieder festen Fuß zu fassen.

Der Wasserfall der Sallenche, die Pisse-vache, die wir kurz vor Martigny erreichten, desappointirte uns natürlich alle. ~~Die waren ganz ausnahme der Meinung,~~ daß alle die Schriftsteller, die sich die Mühe gegeben haben, über ihn zu schreiben, viel zu viel Schönes von ihm gesprochen hätten. Uebrigens muß man nahe zu dem Wasserfall hinzutreten, ihn von allen Seiten, von hinten und von vorn betrachten, um ihn ganz würdigen zu können. — Ein französischer Schriftsteller, der ihn in einer wasserreicheren Jahreszeit sah, als wir ihn sahen, beschreibt ihn so: „Le spectacle de cette eau pendant, sans cesse précipitée et sans cesse renouvelée, toujours tombante et toujours suspendue, est un charme, qui enlève l'ame, et qui fixe en un instant toutes ses facultés. Mille formes bizarres, dont pas une ne ressemble à l'autre, se succèdent coup sur coup avec une rapidité incroyable. Là c'est le torrent entier, qui se précipite majestueusement d'une seule pièce, et qui frappant avec fureur le bas du rocher et repoussé par lui avec la même violence rejallit en entier sur l'eau, qui le suit et sème partout une pluie épaisse. Ici de petits filets s'élancent hors de la masse totale avec la vitesse de l'éclair et se hâtent de la devancer dans sa chute. Là plusieurs groupes de l'élément

liquide se heurtent avec violence, roulent en tourbillon les uns sur les autres dans l'étendue de l'air et atteignent ainsi le bas de la montagne. Quelquefois une partie de la rivière, chassée par la violence du vent, est jetée sur les rochers voisins; elle s'y rompt avec fracas; — un grand espace se couvre d'écume, l'onde brisée part en tout sens, mille ruisseaux coulent de toutes parts, les arbrisseaux lointains sont inondés. Ici l'eau suspendue est d'une couleur noirâtre; là elle offre la plus vive blancheur; ici elle se fond en nuages et disparaît entièrement. Mille mouvements divers se présentent tout d'un coup, et dans le bas la masse totale de l'eau, sans cesse lancée et sans cesse repoussée, le mélange des vagues, des rochers, de l'écume, des nuages confondus, agités, battus avec la plus terrible violence, offre l'image de la nature retournant à grand pas à son premier chaos, et du combat de tous les éléments réunis pour la destruction du monde."

Die Kritik und Aesthetik der Cascaden und Alpen-Wasserfälle war in den letzten Friedensjahren außerordentlich weit gediehen. Und viele Zungen und Federn waren beständig mit Streiten und Discutiren darüber beschäftigt, ob und inwiefern die Pisse-vache den Vorzug vor dem Staubbach, oder der Reichenbach vor dem Gießbach verdiene. Man betrieb diese Discussionen und Kritiken eben so eifrig, wie die Besprechungen über die Vorzüge der Leistungen einer Taglioni oder Gläser, eines Rißt oder Thalberg. Jetzt, da alle unsere politischen Strömungen sich selbst über Felsen und Abgründe hin, die ihnen ganz unvermuthet begegnet sind, in Cascaden aufgelöst und zersplittert haben, und man noch nicht weiß, ob sie sich in Staubwolken chaotisch völlig auflösen oder sich unten wieder in einem schönen Thale zu einem Strome zusammenfinden werden, sind

auf einmal alle jene Beschäftigungen als höchst luxuriöse und überflüssige Erzeugnisse des Friedens erkannt worden, und Tausende von den Leuten, die sich noch vor wenigen Monaten über Staubbach oder Pisse-vache, über Rißzt oder Thalberg ereiferten, läßt die Frage jetzt ganz eiskalt, ob ein Stück Wasser so oder so von einem Felsen stürze, oder ob ein Clavertastenschläger diese oder jene Effecte hervorbringe.

Die Stadt Martigny liegt an einem Puncte der Rhone und des Rhonethals, wo Fluß und Thal einen rechten Winkel bilden, indem sie aus ihrer bisherigen westöstlichen Richtung in eine südöstliche übergehen. — Dieser Umstand hat Martigny seine ~~Entstehung gegeben.~~ Denn es ist dadurch hier eine Kreuzung und ein Zusammentreffen mehrerer Straßen veranlaßt worden. Die nordöstliche Straßenrichtung vom Genfersee her setzt sich über den großen St. Bernhard fort. Eine andere Straßenrichtung geht in dem weiten walliser Thale der Rhone aufwärts, und endlich führt eine vierte über die Pässe Col de Balme und Tête noire nach Savoyen hinein. — Auffallend war mir von jeher die Aehnlichkeit der Lage von Chur mit der von Martigny, so wie überhaupt der außerordentliche Parallelismus, welchen die Bildung des Rheinthales mit der des Thales der Rhone darstellt. Wie diese, auf dem St. Gotthard entspringend, ein großes Stück nach Westsüdwest ausläuft, alsdann bei Martigny plötzlich in rechtem Winkel nach Nordnordwest umspringt und sich in einen See (den Genfersee) verläuft, so läuft jener, der Rhein, ebenfalls auf dem St. Gotthard entspringend, ein großes Stück in ostnordöstlicher Richtung, setzt dann bei Chur in einem rechten Winkel plötzlich in nördlicher Richtung um und verliert sich auch in einen See (den Bodensee). — Wenn ich solche Parallelen und harmonische Bildungen in der Gestaltung der Erdober-

fläche betrachte, so gedenke ich unwillkürlich oft der Gladnischen Figuren, wo sich ähnliche Anhäufungs- und Austiefungsparallelen im Sande zeigen.

4. Col de la Tête noire.

Der savoyische Fluß Arve entspringt nicht weit von Martigny jenseits der Berge, die hier das Rhonethal umgränzen, und fließt dann, einen weiten Bogen durch Savoyen ziehend, bei Genf in die Rhone. Der obere Theil des Arvetales heißt Chamouny [vermuthlich von chamois, Gemse, — also das Gemsethal *]. Dieses berühmte, lange Zeit verstaubte, durch Engländer entdeckte, von Saussure in der Literatur verherrlichte Thal am Fuße des Mont Blanc ist daher hauptsächlich nur von zwei Seiten zu erreichen, entweder von Martigny aus bei seinen Quellen oder von Genf aus bei seiner Mündung. Alles Land zur Rechten und Linken des Thales ist mit so vielen Gebirgszweigen erfüllt, daß man eine Menge Querthäler und Bergpassagen zu durchsetzen hätte. — Beständig geht daher der Strom von Chamounypilgern entweder bei Genf oder bei Martigny in das Arvetal hinein und entweder bei Martigny oder bei Genf wieder hinaus.

Man hat von Martigny aus die Wahl zwischen zwei Passagen, erstlich der Passage des Col de Balme und dann der der Tête noire, die indeß eigentlich Zweige nur eines und desselben Gebirgsweges sind. Wir wählten die Tête noire,

*) Es giebt noch andere Gemsethäger in den Alpen, z. B. das Val Camonica auf der italienischen Seite.

weil sie uns als die schönere Partie empfohlen wurde. Wie gewöhnlich fand sich dazu am Morgen in Martigny eine ganze kleine Karawane zusammen. Jeder von uns hatte sein Maulthier und seinen Führer, mancher noch ein besonderes Maulthier für seine Bagage. Und außerdem schloß sich noch ein ganzer Trupp von Chamounymaulthieren und Führern an uns an, die leer in ihr Thal zurückkehrten. Diese Leute saßen auf ihren Maulthieren, welche den Weg von selbst fanden, müßig da, und weil sie also nichts zu bewachen hatten, so lasen die meisten von ihnen die schweizer Zeitungen, die sie frisch in Martigny gekauft hatten. Sogar die Savoyarden hielten damals die schweizer Angelegenheiten in großer Spannung, und sie debattirten darüber, als wären sie persönlich dabei interessirt. Ich erinnere mich nicht, daß Saussure je in seinen Reisen einen zeitungslesenden Maulthiertreiber anführt. Jetzt, nachdem die Angelegenheiten des ganzen Europa in dieselbe Verwirrung und Aufregung gebracht sind, in welcher damals sich bloß die schweizer Angelegenheiten befanden, nachdem der Sturm in dem Glase Wasser zu einem Orcan auf dem Ocean geworden ist, wird man solche Scenen in den Alpen wohl noch häufiger sehen. Unsere eigenen Führer waren Walliser, und meiner, mit dem ich über die schweizer Politik zu reden anfing, sagte mir: „Ach, ich kümmere mich gar nicht um die Politik. Ich thue, was die Obrigkeit befehlt, und spreche nicht gegen unsere Herren. Dieß ist das Sicherste.“ Mir kam diese Aeußerung nichts weniger als freisinnig und eines Republikaners würdig vor. Aber in der alten Schweiz, wo noch „die Herren“ regierten, konnte man unter Hunderten wohl 90 solche schüchterne und gehorsame Republikaner finden. Eine Bernerin erzählte mir einmal, welchen unbegrenzten Respect und welche Furcht sie in ihrer Jugend vor den Herren von Bern, vor den Patriciern, gehabt

hätten. Einmal, erinnerte sie sich, wäre eine wunderliche Spukgeschichte passirt, wobei ein berner vornehmer Patricier, ein Steiger, theilhaftig gewesen. Anfangs, wie diese Geschichte passirt, hätte man sie sich allgemein erzählt. Da das viele Gerede aber der Familie Steiger schon unangenehm gewesen wäre, so hätten die Patricier Jedermann verboten, irgendwo dieser Geschichte laut Erwähnung zu thun. Auch in ihrem Thale sei dieß Verbot ergangen, und der Landvogt hätte streng darauf gesehen, daß Niemand mehr der scandalösen Steigerischen Spukgeschichte Erwähnung thue. Sie und ihre jungen Gespielinneen hätten sich aber gar zu gern diese Geschichte erzählt, und sie erinnere sich, wie sie sich oft ganz heimlich dazu auf die Ofenbank gesetzt und ganz still diese Geschichte sich zugeflüstert hätten. — Ähnliche Beispiele von aristokratischer Tyrannei, wie diese bernische, findet man nur noch in der venetianischen Geschichte.

Wir stiegen etwa zwei oder drei Stunden lang durch verschiedene Dörfer und Fluren aufwärts, bevor wir das Thal der Rhone völlig verloren. Von einzelnen Punkten aus boten sich herrliche Rückblicke in dasselbe dar. Man sieht es sich gerade und weit hinstrecken und verfolgt die Linie der Rhone und der Simplonstrasse bis nach Sion hinauf, dessen Mauern und Thürme man ganz in der Ferne als äußersten point de vue erkennt. Ganz hinten verlieren sich die Blicke in dem Labyrinth des Oberwallis. Uns zur Rechten folgten wir mit den Augen dem Rücken der hohen Wälle, die allmählig sich höher und höher erheben und am Ende mit dem Monte Rosa als dem Fortissimo ihres Crescendo schließen. — Die Passage der Tête noire ist ziemlich complicirt. Zuerst steigt man drei Stunden lang auf die besagte Weise an den Wänden des Rhonethales im Angesicht, so zu sagen, des ganzen Wallis aufwärts. Dann auf der Höhe

fällt man auf einmal in ein enges und wildes Hochthal, in das Thal der Quellen des Trient, eines kleinen Nebenflusses der Rhone, hinab. In diesem Thale läuft man eine Zeit lang wie in einem Festungsgraben fort. Dann erhebt man sich wieder, und der Weg führt ein paar Stunden weit oberhalb des tiefen Einschnitts längs eines hohen Berges hin, der einer der Gränzpfeiler zwischen Savoyen und Wallis, zwischen Italien und der Schweiz ist. Der interessanteste Punct ist ungefähr gerade auf der Gränze, auf der höchsten Höhe der Passage der Tête noire, da, wo man des letzten wallis'schen Bergdorfes, Finhaut, ansichtig wird. Dieses Dorf liegt noch tausend Fuß höher als die Spitze des Brocken, so recht mitten unter den gigantischen Massenerhebungen, die hier stattgefunden haben, wie ein Adlerneft verlor. — Es ist eine erstaunlich ernste und großartig gestaltete Gegend. Hinter dem Dorfe erheben sich die unbewohnten Gipfel der Gletscher des Vuet, und Finhaut ist weit und breit der einzige Punct, wo Menschen sich anzusiedeln gewagt haben. In einem kleinen Wirthshause, das man auf der Höhe der Passage gebaut hat, hatten wir jenes Dorf uns gegenüber. Ein unabsehbar tiefer Erdsplatt, in dessen Boden der Trient sichtbar wurde, trennte uns von ihm.

Dieses kleine savoyische Wirthshaus war das erste, in dem ich die Hörner jenes so selten gewordenen Thieres, das nur noch in den savoyischen Gebirgen ein Asyl gefunden hat, des Steinbocks, als einen, wie es schien, gemeinen Schmuck verwendet fand. Man begegnet ihnen dann weiter in anderen savoyischen Gebirgsorten so häufig, wie bei uns dem Zierath der Hirschgeweihe. Wir trafen einige Leute, die vorgaben, mit der Steinbocksjagd vertraut zu sein, und sie bestätigten mir eine Bemerkung, die mir auch in der Schweiz und in anderen Theilen der Alpen viele Gensjäger mitgetheilt hatten, und deren ich hier Erwähnung

thun will, weil sie mit einer bei uns sehr verbreiteten Ansicht in Widerspruch steht. Bei uns stellt man nämlich den Steinbock gewöhnlich als das wildeste und auf den allerhöchsten Zinnen und Gipfeln der Alpen lebende Thier dar und setzt ihn in Bezug auf Scheuheit und Unbändigkeit namentlich auch noch über die Gemse. — Auf alten pittoresken Atlaffen von den Alpen, wie sie im vorigen Jahrhundert in Nürnberg gefertigt wurden, sieht man daher auch gewöhnlich auf der äußersten Kante eines Felszacken einen Steinbock mit zusammengezogenen Beinen stehen. — Hiergegen ist nun aber zu bemerken, erstlich, daß weder Gemse noch Steinbock für gewöhnlich sich in den höchsten Gegenden der Alpen aufhalten, sondern vielmehr nur in den mittleren. Die höchsten Alpengegenden über 8000—9000 Fuß hinaus sind völlig wüste und kahle Schnee-, Eis- und Felsenwüsten, und beide Thiere, so wild sie sonst sein mögen, können, da sie beständig sehr lebhaften Appetit nach Gras empfinden, in einer solchen Ginde nicht leben. Vielmehr sind sie sehr begierig nach guter Weide, die nirgends in den Alpen über 9000 Fuß hinauf geht. Die Sennen mit ihren Schafen und Rindern finden noch gute Weide bis zu einer Höhe von etwa 6000 bis 7000 Fuß. Unmittelbar über ihnen weiden die Gemen und Steinböcke auf solchen kleinen Weiden und Grasplätzen, zu denen die Sennen mit ihren Heerden nicht gelangen können, also auf den obersten Weiden bis etwa zu 9000 Fuß hinauf. Nur selten, wenn Jäger sie versprengen, werden sie höher hinauf getrieben, ziehen sich aber, wie natürlich, vom Hunger getrieben, gleich wieder herunter. Was dann die gewöhnliche Behauptung betrifft, daß der Steinbock scheuer, wilder und noch gletschersüchtiger sei als die Gemse, so widersprachen derselben viele kundige Hochalpenbewohner. Sie sagten mir, der Steinbock gehe nicht so hoch wie die Gemse, auch sei er nicht so hart, ausdauernd, und

auch nicht so scheu, schlau und gewandt, wie diese. Und zur Bestätigung dieser ihrer Behauptung führten sie eben auch das Factum der Ausrottung des Steinbocks an. Weil er sich leichter überraschen und übertölpeln lasse, weil er die äußersten Höhen, zu denen die Jäger ihn zuweilen versprengen, weniger gut ertrage als die Gemsen, habe er sich nirgends halten können und sei überall bis auf wenige savoyische Bergdistricte ausgerottet worden. Daß er sich an der höchsten Alpenkette der Mont-Blanc- und Mont-Rosa-Gruppe noch halte, daran sei nicht sowohl die Höhe, Rauheit und Kälte dieser savoyischen Berge, als vielmehr der Umstand schuld, daß in diesen einsamen Bergen überhaupt weniger gejagt werde. Eben aus dieser Eigenschaft beider Thiere erklärten sie denn auch die längere Dauer des Geschlechts der Gemsen, die als gewandtere und schlauere Thiere dem Menschen glücklicher widerstanden haben, und denen man daher auch noch eine weit längere Zukunft versprechen kann, als die meisten ihnen geben wollen. Nach der falschen deutschen Meinung über diese beiden Thiere wäre der Steinbock aus den helvetischen und rhätischen Alpen gewichen, weil er bei dem Vorrücken des Menschen und des Anbaues nun keine hohen Einöden mehr finden könnte, die ihm wild und einsam genug wären, nach der Ansicht der Leute des Landes dagegen deswegen, weil er nicht mehr hinreichend mittlere Alpengegenden finden könne, die zahn- und grasreich genug für ihn wären, da diese allmählig alle von den Sennen und ihren Heerden besetzt worden sind.

Die Tête noire hat vermuthlich ihren Namen von dem schwarzen Thonschiefer, aus dem die Berge hier bestehen, vielleicht auch von dem Walddunkel und den finsternen Tannenswäldern, die auf den Höhen dominiren und das Schwarz einiger Bergwände und Felstlüfte noch erhöhen. Auch das wilde Gewässer, das in der Tiefe unterhalb Finhaut weglieft, heißt

Schwarzwasser" (l'eau noire). Unsere kleine Karawane wand sich ein paar Stunden durch alle diese schwarzen Wälder, Felsen und Klüfte hindurch, bis wir auf einmal ins Freie hervortraten und uns plötzlich ein Blick in das gepriesene Chamouny gestattet war. Gerade unter uns lag das erste Dorf dieses Thales, Argentière, über dessen niedrigen Dächern die Ausläufer zweier Gletscher schweben, des glacier du Tour und des glacier d'Argentière. Der Anblick dieser Gletscher und der freie Ausblick in das Thal von Chamouny soll auf dem Col de Balme noch überraschender und an angenehmen Emotionen reicher sein. Man übersteht da noch mehr von der ganzen Reihe der Mont-Blanc-Gletscher. Im Ganzen kommen nicht weniger als etwa 24 Eisströme von der Mont-Blanc-Gruppe herunter, 12 auf der Nordwest- und 12 auf der Südost-Seite. Die tiefsten Enden dieser Eisströme ragen wie die äußersten Vorposten des auf den Höhen dominirenden Eisgebietes in das grüne Thal hinab. Die südöstlichen Reihen dieser Vorposten sind so regelmäßig aufgestellt, wie Soldaten, und man übersteht so viele von ihnen auf einmal, daß man daher dem an ihnen hinführenden Thale den Namen der „Allée blanche“ gegeben hat. Von der Tête noire aus geht es bis nach Genf nun immer bergab. Das erste kleine Dorf oder den ersten Weiler in Chamouny, den wir passirten, fanden wir in folgendem Zustande. Die Häuser waren größtentheils dem Erdboden gleich gemacht, und von den meisten standen nur noch einige Mauertrümmer. In der Mitte, etwas nahe am Wege war ein Pfeiler errichtet mit einer metallenen Büchse, woran die Worte standen: „Für die armen, durch eine Lawine am 17. April Verunglückten“. Solchen traurigen Scenen der Verwüstung begegnet man nicht selten in diesen Hochthälern.

Nicht weit von Argentiére pflegen kleine einspännige Wagen für die Fremden aus dem Wallis bereit zu stehen. Alle Theilnehmer unserer Karamane waren des Reitens ziemlich müde, und wir brachten daher ein halbes Duzend Wägelchen zusammen und rollten nun ins Chamouny zu dem Hauptthale orte gleiches Namens hinab.

5. Chamouny.

Das Thal von Chamouny, seine Natur, seine Bewohner und ihre Sitten hat am besten Herr von Saussure beschrieben. Er ist in der That für das Chamouny der Hauptautor, wie für das alte Gallien Cäsar, wie für die alten Germanen Tacitus. Wie jeder Berg seinen Gipfelpunct hat, so hat jedes große oder kleine Land, jeder Canton oder jedes Thal seinen Hauptautor, der von keinem Anderen erreicht wurde, und dessen Name und Buch so mit dem Thale verwebt ist, wie der Name und das Buch von Herodot mit der Geschichte und dem Volke Griechenlands. Ich könnte eine Menge Thäler in der Schweiz nennen, deren jedes seinen Herodot oder seinen Saussure gefunden hat. Freilich giebt es auch noch viele, die noch auf ihren classischen Beschreiber warten.

In den Alpen, wie auch sonst in der Natur, kann man keinen Theil gut und genügend schildern, ohne damit zugleich auch dem Ganzen einen Dienst zu erweisen. Jede Individualität gehört einer Classe an, und in dem Portrait eines Individuums ist daher auch ein ganzes Genus von Individuen por-

traitirt. Die Schilderung, welche Herr von Saussure von Chamouny und seinen Bewohnern entwirft, paßt daher auch auf eine ganze Reihe von Thälern, die mit Chamouny unter ähnlichen Verhältnissen sind. Ich könnte eine Menge von Sitten oder Verhältnissen bezeichnen, die Herr von Saussure als Sitten oder Eigenthümlichkeiten des Chamouny darstellt, die im Grunde aber sich fast in allen Alpenthälern wiederfinden, die mit Chamouny in einer Höhe liegen.

Es ist merkwürdig genug, daß man die Alpenthäler und ebenso auch die Physiognomien der in ihnen liegenden Ortschaften und ihre Bewohner so genau nach der Höhe classificiren kann, wie gelbe und grüne oder rothe Marken nach ihren Farben. Einen rechten Alpenkenner kann man mit verbundenen Augen in jede beliebige Gegend der Alpen führen, und wenn man ihm die Augen wieder frei macht, ihm die Tages- und Jahreszeit aniebt, so wird er sogleich aus der Beschaffenheit der Luft, aus dem Anblick der Häuser, aus dem Zustand der Vegetation und überhaupt aus der ganzen Physiognomie des Thales bis auf 500 oder 400 Fuß angeben können, in welcher Höhe er sich befindet und welcher Gattung von Bergstufen dieses Thal angehört.

Das Chamouny-Thal, diese oberste Wanne, dieses Quellbecken der Arve, kann man in eine Classe stellen mit dem Thal von Courmayeur auf der anderen Seite des Mont Blanc, mit dem Oberhasli-Thale und dem Grindelwalder Becken im berner Oberlande, mit dem Rheinwald-Thale am Splügen, mit dem Urseren-Thale am St. Gotthard, mit dem Bregell in Graubünden, mit dem Pommat jenseits des Gries-Gletschers und mit zahllosen anderen Thälern, die fast alle so ziemlich gleich große und gleich hohe Wannen darstellen am Fuße hoher Berge. Der Ort Chamouny liegt etwas mehr als 3000 Fuß über dem

Meere, ebenso die Thalhauptorte Courmayeur, Grindelwald, Guttannen, Splügen, Simplon &c. Man kann annehmen, daß man überall in den Alpen zwischen 3000 und 4000 Fuß über dem Meere den ersten einigermaßen bedeutenden Dörfern oder Flecken begegnet.

In ästhetischer Beziehung wird am häufigsten das Thal von Chamouny mit dem von Grindelwald und überhaupt die ganze Thal- und Berggegend an der Mont-Blanc-Gruppe oder das savoyische Oberland mit der ganzen Thal- und Berggegend an der Finster-Aarhorn- und Jungfrau-Gruppe oder dem berner Oberlande verglichen. Diese beiden Hochalpenstücke sind die berühmtesten und besuchtesten aller Hochalpengegenden, und die fama giebt in der Regel dem savoyischen Oberlande den Vorzug. Vielleicht kommt dieß nur daher, weil diese Partie schon länger bereist wird als jene, oder daher, weil sie von Saussure sowohl, als auch von anderen Reisenden in der in Europa verbreitetsten Sprache, in der französischen, geschrieben ist. Daß sie in der That von der Natur vor jener bevorzugt sei, wollte mir nicht recht einleuchten. Das Chamouny-Thal selbst erschien mir sogar trister und einförmiger als das Grindelwalder Thal. Eine schönere Reihe höchst pittoresker Bergscenen und Gruppen als im Lauterbrunnen-Thal sah ich hier, im savoyischen Alpenlande, nicht. Solche großartige Eisströme, als der Unter-Aar-Gletscher und der Aletsch-Gletscher in der Finster-Aarhorn-Gruppe, und solche wundervolle Scenen wie an ihren Ufern bemerkte ich an der Mont-Blanc-Gruppe nicht. Auch ist der Bau der Jungfrau-Pyramide, wie er sich von Interlaken aus darbietet, so unübertrefflich, daß der Mont Blanc und die Aufstapelung seiner Massen dem schwerlich gleich kommt. Ich stelle in ästhetischer Beziehung die Jungfrau höher als den Mont Blanc. Aber die

Menschen beugen sich immer vor der materiellen Größe am tiefsten, und der Mont Blanc steht bei ihnen deswegen in höherem Ansehen, weil er etwa 1500 Schuh höher ist als die Jungfrau, ebenso wie sie sich vor einem Kaiser von Rußland viel tiefer beugen als vor einem Dogen von Venedig, obwohl die Gewalt und die Berechtigungen, überhaupt die ganze Figur des letzteren viel complicirter und so zu sagen pittoresker sind als die des ersteren, der bloß eine kolossale, einförmige, unmaterische Größe vorstellt.

Auch wir entgingen diesem Zauber, den Höhe, Größe, Macht auf uns übet, nicht. Schon von der Tête noire her hatten wir unseren Führer beständig damit geplagt, uns die Spitze des Mont Blanc zu zeigen. Und in Chamouny selbst ist die erste Frage aller Reisenden wieder nach der Spitze des Mont Blanc, wie in Rom nach dem Papste. Man bringt den größten Theil seines Aufenthalts im Thale damit hin, jene höchst thronende Spitze zu suchen und die magnetisch von ihr angezogenen Augen auf sie zu heften. Es geht einem dabei eben so, wie den Frauen des Darius mit dem Alexander und seinem Freunde Hephästion. Wie Alexander tritt der höchste Dom des Mont Blanc, die sogenannte Bosse de Dromedaire, etwas zurück, und wie Hephästion tritt eine andere Spitze, le Dôme du Goûté genannt, so breit und mächtig vor, daß man sich kaum überreden läßt, daß nicht sie, die letztere, hier der König der Berge sei. Beide Gipfel haben blendend weiße Farbe, doch erkennt man bei genauerer Betrachtung, daß das Weiß der eigentlichen Spitze, die sich etwas nach Süden hin zurückzieht, einen halben Grad bläulicher oder grauer ist als der weiter vorliegende Dôme du Goûté. Und nachdem man dieß bemerkt und für die weitere Entfernung der Höhe etwas zugesetzt hat,

ist man geneigt, dem eigentlichen Mont Blanc Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Jahrhunderte lang hat man von Genf und von anderen Orten aus, wo man die Spitze des Mont Blanc sehen kann, mit dieser geliebängelt, ohne daß auch nur ein Mensch es versucht hätte, sich ihr zu nähern. Erst im Jahre 1741 besuchten zwei fremde Reisende zum ersten Male das versteckte Thal von Chamouny und gaben Europa eine Beschreibung davon. Diese Reisenden gehörten derselben Nation an, die sowohl bei unseren Antipoden, als auch in unserer nächsten Nachbarschaft so viele Entdeckungen gemacht hat. Die Namen dieser beiden Engländer, Pocock und Windham, sind in einem Felsen am Rande des Eismeeres verewigt. Und bei sehr vielen jetzt allgemein gepriesenen und von allen Seiten her besuchten Paradiesen kommt man auf solche englische Namen, als den Anfang und Ursprung ihres Ruhmes, zurück. — Der eigentliche wissenschaftliche Entdecker des Chamouny, Herr von Saussure, war zugleich auch der erste Besteiger des Mont Blanc. Er liebängelte, wie er selbst erzählt, schon von Jugend auf aus den engen Straßen seiner Vaterstadt Genf mit der Spitze des Mont Blanc, die ihn magnetisch anzog, und beschäftigte sich 30 Jahre hindurch mit der Idee, ihn zu besteigen, einer Idee, die er erst auszuführen sich im Stande sah, als er längst die Mitte seines Lebensalters weit überschritten hatte. Seit seiner Besteigung des Mont Blanc, von 1787 bis 1827, folgten 18 Reisende seinen Fußstapfen, darunter die Hälfte Engländer. In neuester Zeit, seitdem alle Wege zugänglicher und passirbarer geworden sind, selbst auch die zu der Spitze des Mont Blanc, letztere nämlich durch bessere Vorbereitungen von Seiten der Führer, ereignen sich fast in jedem Jahre eine oder ein paar Ersteigungen dieses Berges.

Da uns jetzt die Höhen so reizen und wir fast wie die persischen Feuer- und Sonnenanbeter alle Hügel und Berge der Welt der Ausichten und des Sonnenaufgangs wegen erklimmen, so begreifen wir es kaum, wie unsere Vorfäter so völlig indolent und aller Neu- und Wißbegierde baar waren, daß sie jene prächtigen Höhen ganz unberücksichtigt ließen. Die Alten begnügten sich mit ganz fabelhaften Vorstellungen von den Höhen der Berge. Sie meinten, es gäbe darunter einige, die 40 Meilen hoch wären, und solche Vorurtheile mochten eben auch jeden Erstieigungsversuch verhindern. Saussure's Besteigung, Untersuchung und Messung des Mont Blanc war ein Signal zur Untersuchung vieler anderer hoher Alpenkolosse. Nach Saussure wurden der Monte Rosa, die Jungfrau, der Ortles und der Großglockner bestiegen. Fast jeder dieser Gipfel fand seinen Märtyrer, wenn auch nicht immer einen so ausgezeichneten, wie es der edle Genfer war, und wurde beschrieben und bestimmt. Fast jeder dieser und zahlloser anderer Gipfel bis nach Wien und Ungarn hin fand auch seinen hohen Gönner, der sich ihm widmete und der alles Mögliche aufbot, um ihn, sei es durch Ausfindigmachung der gefahrlosesten Wege, oder durch Anlegung von Fußpfaden oder Schutzhäusern, oder durch Ausbildung guter Führer, zugänglicher zu machen. — Bei dem einen war dieser fürsorgende Gönner ein Fürstbischof von Laibach, bei dem anderen der naturliebende Erzherzog Johann von Oesterreich, bei dem dritten irgend ein Kloster, oder eine schweizer oder italienische Regierung. Man könnte eine höchst interessante Geschichte aller der neueren Bestrebungen für die Berggipfel der Alpen schreiben. Wie überhaupt alle Bestrebungen zur Cultivirung und Aufhellung der Alpen, so nahmen auch jene im Westen der Schweiz ihren Anfang und verbreiteten sich allmählig mehr nach Osten hin.

Nichts ist dem Alpenbesteiger wichtiger als eine gute Führung durch kundige und tüchtige Leute. Der Führer ist des Reisenden Stab und Stecken, sein Schirm und Hort. Er ist gewöhnlich sein vornehmster Lehrer, er muß daher kundig sein, — er ist sein Erretter in Gefahr, er muß daher stark und kräftig sein, — er hat den Reisenden bei hundert Gelegenheiten fast ganz in seiner Gewalt, er muß daher ehrlich und gut gesinnt sein. — Man hat nirgends besser als in Chamouny für solche Musterführer gesorgt. Man hat alle die der Gebirge kundigen Leute des Thales, die sich zu dem Führergeschäft hergeben wollten, in ein Corps versammelt und dieses Corps gewissen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen. Es wird keiner darin aufgenommen, der nicht ein Examen über die Geographie nicht nur seines Thales und der Mont-Blanc-Gruppe, sondern überhaupt der Alpen bestanden hat. Auch ihre allgemeine Bildung und ihr Charakter, sowie ihre Gesundheit und endlich die Tauglichkeit ihrer Maulthiere werden einer Prüfung unterworfen. — Kein Reisender darf sich in Chamouny anderer als solcher geprüfter Führer bedienen. Sie leisten ihre Dienste nach einer gewissen Reihenfolge, und man ist genöthigt, den zu nehmen, der gerade an der Reihe ist. Ihr Tagelohn ist genau bestimmt. — Auch im berner Oberlande, wo jeder unwissende und unzuverlässige Mensch sich zum Führer aufwarf, haben die guten und tüchtigen Führer in neuerer Zeit darauf gedrungen, eine solche Führerzunft zu bilden und die Mitglieder derselben ähnlichen Bedingungen und Prüfungen wie in Chamouny zu unterwerfen. In Chamouny wie im berner Oberlande giebt es gewisse renommirte Führer und Führerfamilien, deren Ruhm durch irgend einen berühmten Reisenden, welcher sie empfahl, begründet wurde.

Die Führer des Chamouny haben die verschiedenen Touren,

welche sie mit ihren Reisenden machen, in gewisse Classen gebracht. Jede Tour hat ihre vorgeschriebene Route, ihre bestimmte Dauer von so und so viel Stunden und Tagen und ihren festgesetzten Preis.

Zuerst haben sie die „courses ordinaires“. Dahin gehören die kleinen gewöhnlichen Ausflüge auf den Mont Anvert, um einen Blick in die Eismwelt zu thun, auf den Mont Brevent oder la Flegère, um einen Ueberblick der ganzen Gletscherwelt des Mont Blanc zu genießen, und zu den Eiszacken derjenigen Gletscher, die in das Chamounythal hinabrücken.

Die „courses extraordinaires“ sind sehr verschieden, je nachdem man sich über die Vegetationsgränze erheben will oder nicht, je nachdem man ganz auf den Mont Blanc hinauf oder nur bis zum sogenannten Jardin oder bis zu dem sogenannten Grand-mulet vordringen will. Eine Tour bis zu der Spitze des Mont Blanc kostet an Zeit drei Tage und an Geld etwa 1000 Franken. Die Hauptauslage dabei machen die Führer, deren man mindestens 5 oder 6 haben muß, und die täglich mit 40 Franken pr. Kopf belohnt werden, weil bei einer solchen Tour jeder sein Leben vielfach in Gefahr bringt. — Eine häufig unternommene Reise ist auch die ganze Umwanderung des Mont Blanc, le grand tour du Mont-Blanc. Dazu braucht man von Chamouny durch die verschiedenen Thäler, welche am Fuße der Mont-Blanc-Gruppe liegen, und über die verschiedenen Pässe, welche diese Thäler unter einander verbinden, beinahe 8 Tage. Endlich kann man dann noch die Karte nehmen und jeden beliebigen weiten oder weitesten Cirkel um den Mont Blanc schlagen und mit diesen Chamounyführern eine Tour von 3 oder 4 oder 6 Wochen verabreden. — Viele von ihnen, wie auch von den Führern im berner Oberlande, besitzen eine praktische Kenntniß der Wege und Stege der Alpen bis über den Monte Rosa und Graubünden hinaus.

6. Auf dem Eismeer.

Im Monate October, in dessen Anfang wir uns bereits befanden, sind gewöhnlich die Höhen schon mit so viel Schnee bedeckt, daß die großen Touren unmöglich werden, und wir mußten uns daher mit den kleinen behelfen, mit der Ersteigung des Mont Anvert, der niederen Gletscher und des Mont Brevent. Zu dieser letzteren, obwohl es eine sogenannte *course ordinaire* ist, braucht man einen ganzen Tag und manchen mühseligen und vorsichtigen Schritt. Das Sprüchwort sagt, daß die Götter den Schweiß vor alle herrlichen und erhabenen Dinge gesetzt haben. Aber, daß man in den Alpen leider auch oft viel Schweiß für nichts und wieder nichts vergießen muß, erfuhren wir wieder bei dieser Tour. Denn wir sahen unten und oben auf den Bergen, vor uns und hinter uns nichts als Nebel und Finsterniß. Wir traten das rauhe Steinpflaster des Berges einen ganzen Tag hindurch vergebens, wie die englischen Gefangenen die Sprossen ihrer Tretmühle. Da die Nebel so dick und dicht uns umlagerten, daß wir kaum einige Schritt weit sahen, so mußten wir es unseren Führern aufs Wort glauben, als sie uns sagten, daß wir den 8000 Fuß hohen Gipfel erreicht hätten, und merkten es nur an unserer völligen Ermüdung, daß wir wieder vor dem Thore unseres Wirthshauses angelangt seien.

Desto glücklicher waren wir bei unserer Besteigung des Mont Anvert. Dieser Mont Anvert ist in der Welt fast eben so berühmt, wie der Mont Blanc selbst, eben so wie der Kammerdiener oder Kutscher des Fürsten K. fast eben so bekannt ist, wie der Fürst K. selbst. Der Mont Anvert verdient hier eigentlich gar nicht den Namen eines Berges. Denn er verhält sich zum Mont Blanc ungefähr wie der Auswuchs eines Wurzelknorrens zum ganzen Baume. Er verdankt seine Berühmtheit

folgenden Umständen. Von der Spitze des Mont Blanc läuft zwischen zwei Höhenreihen ein Thal nach Nordosten herunter. Dieses Thal oder vielmehr dieses Plateau ist von allen Eisthälern des Mont Blanc das größte und auf eine Länge von 4 bis 5 Stunden ganz mit Eis ausgefüllt. Es hat nur einen Ausweg, zu dem es sich nach Nordwesten herumschwenkt. Dieser Ausweg befindet sich zwischen zwei Bergen, von denen der eine die Aiguille du Dru, der andere der Mont Anvert heißt. Aus der Kluft zwischen beiden Bergen stürzen sich die überflüssigen Eismassen des besagten Plateaus oder Thales hervor und fallen in dem Glacier de Bois ins Chamounythal hinab. Bis zu dem Punkte, wo sie hervorbrechen, und wo man auf der Höhe ein Gasthaus errichtet hat, pflegt man zu steigen, um von da aus in den weißen Busen jenes Thales, das man, wie gewöhnlich solche obere Eisregionen, mit dem Namen „Eismeer“ beehrt hat, hinein und längs des abfallenden Eisstromes in das Chamouny hinabzublicken. Ich erstieg diesen interessanten Punkt in Gesellschaft einer höchst originellen und geistreichen Französin und eines noch originelleren Engländers.

Es war ein herrlicher klarer Herbsttag, wie er dem Reisenden auf dem viel besuchten Eismeere in Chamouny selten zu Theil wird. Die klare Sonne schien strahlend bis in die tiefe Kluft dieses Meeres, und selbst die entlegensten Verstecke des Gletschers lagen hell vor uns da. — Die Spitzen der beschneiten Berge umher ragten mit scharfgezeichneten Umrissen in den azurblauen Himmel empor, und die schroffe Aiguille du Dru stand wie ein Thurm so deutlich vor unseren Augen, daß wir jede der Stufen, der Nischen und Grenellirungen, welche die Titanen an diesem gothischen Naturbau ausgearbeitet, genau erkennen konnten, wie die Säulen, Statuen und Bogen am Dome von Mailand von der Piazza reale aus. — Nur an der Süd-

seite dieser imposanten Felsenpyramide lauerte in einem hochgelegenen Felsenthale eine Wolke, das einzige Gewölk am ganzen Firmamente. Das Thal selbst schien diese Wolke zu erzeugen. Denn während sie, oben sich auflösend, in klare Luft beständig verflog, stiegen von unten neue Nebel empor, gleichsam, als hinge in jener Höhe ein riesiger Kessel, aus dem Wasserdämpfe kochend aufwärts wallten. — Der Wind wehte aus Norden, und im Schutze vor ihm schlangen sich die Nebel ruhig an der Südseite des Berges hinauf, bis sie seine Gipfel erreichten. Hier aber, wo der scharfe Nordwind strich, wurden sie vom Luftströme ergriffen und in gerader Linie zur Seite geschleudert, bis sie, eine Zeit lang fortgeführt, sich auflösten und in durchsichtiger Luft zerschmolzen. — Da das besagte Thal in Nebelerzeugung unerschöpflich schien, und das Phänomen in jedem Augenblicke zwar verging, in jedem Augenblicke aber sich auch wieder erzeugte, so war dieses Schauspiel für mehre Stunden wie fixirt, und die *Aliguille du Dru* glich einem gewaltigen Maste, an dem ein tausend Klattern langer, flatternder Nebelwimpel befestigt schien. Mit Entzücken sah ich diesem hübschen Spiele der Naturgewalten zu, und mit Entzücken kletterte ich in Gesellschaft meines Führers auf den zugänglichen Wellenbergen des verglasten Meeres herum, blickte hinab in die bläulich schimmernden Spalten, hinüber zu den im inneren Busen der Berge umschlossenen Schneefeldern, hinauf zum blauen Himmel und zu meiner zauberischen Nebelfahne.

„Vous êtes inspiré, mon cher. Vous nagez dans l'enthousiasme le plus pur. Vous êtes inconcevable. Je n'y comprends rien. — Venez, dites-moi, je vous conjure, qu'est-ce qui vous fait battre le coeur.“ — Es war meine französische Reisegefährtin, die mir dieß entgegenrief, und auf deren Angesicht bei diesen Worten ein sarkastisches Lächeln zuckte.

Während ich mit unseren Führern zwei kleine Excursionen auf dem Gletscher machte, hatte sie sich ihre Mäntel und Tücher am Ufer des Eismeeres ausbreiten lassen und sich, chaperonirt von unserem dritten Genossen, dem gleichmüthigen Engländer, darauf niedergelassen und meinen enthusiastischen Sprüngen über die Klüfte mit dem Ergötzen zugesehen, mit welchem ein vernünftiger Mensch auf das Hüpfen eines Vogels und die Sprünge eines Eichhörnchens hinblickt.

„Sie sind inspirirt. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, wovon, durch was, durch wen. Blicken Sie doch um sich! Etwa durch diese Steine? Durch dieses kalte Eis, durch diese Nebel, durch diese Häufchen Erde und Schmutz? — Ich begreife nicht, wie alle diese todten Gegenstände im Stande sind, Ihr Herz nur im Geringsten zu rühren! Je trouve tout cela bien curieux, c'est extraordinaire. Si vous voulez, ça charme mon oeil. Mais ça ne me fait pas ballre le coeur. Ça ne me dit rien. Absolument rien du tout. Und ich begreife auch nicht, was dieß Alles irgend einer vernünftigen Seele sagen könnte! — Meine ganze Sympathie gehört dem Menschen, aber die todte Natur ist für mich todt und nichts als Block, Stock, Klotz und Roth, de temps en temps très-curieusement groupé, et groupé d'une manière très-fantastique et extraordinaire. Ein armer Hirt, ein unglücklicher stüpider Bettler sagt mir mehr als alle diese Gletscher und Bergzacken; parce que ça sent, ça possède une ame. Je souffre, je me réjouis avec lui. Pour moi l'empire de mes sympathies finit avec l'homme, c'est l'homme, qui me dit tout. Les animaux me parlent encore un peu. La plante, les arbres, les fleuves très-peu de chose. — Et vous voilà à-présent ému de pierres, de glaces, de neiges, de brouillards et de tout ce, qui peut exister le plus dur, le plus insensible, le plus bête.“

Es ist wunderbar, wie wenig man oft für sich zu sagen weiß, wenn man auf einmal so, wie ich hier, über Ansichten und Gefühle angegriffen wird, die man von jeher und ohne Weiteres für ganz natürlich und ausgemacht vernünftig hielt. Ich hatte von Jugend auf schon mit dem bloßen Namen Chamouny nichts als lauter herrliche Ideen associirt. Mer de glaces, Gletscher, die krystallene Eishöhle des Aveyron, Mont Blanc, Col de Balme, — dieß waren für mich lauter Zauberworte für eben so viele wundervolle Begriffe und zauberische Gegenstände. Und nun standen alle diese Herrlichkeiten in der schönsten Pracht vor mir, und ich war recht mitten in der wärmsten Schwärmerei des Genusses, und doch stand ich beinahe stumm und verwundert da, als meine Begleiterin mich unter spöttischem Lächeln mit dieser Rede empfing. — Ich wußte Anfangs der Fluth ihrer verneinenden Beredtsamkeit nichts als die Frage entgegenzusetzen: „Aber warum reisen Sie denn, Madame, warum unterziehen Sie sich alle den Strapazen, wenn Sie bei solchen Scenen nichts empfinden?“ — „C'est par curiosité! pour m'instruire, parce qu'on m'a tant parlé du Mont Blanc et du Chamouny. C'est précisément, pour demander des explications de vous sur vos inspirations!“ — Wie gewöhnlich, wenn man sich mit Gründen nicht zu helfen weiß, ließ ich nun Autoritäten ins Feld rücken, und zwar alle die Tausenden von Reisenden, die seit Pocock und Sauffure hierher geeilt waren und eben so wie ich von diesen Strömen und Eismassen sich inspirirt gefühlt hätten. — „Autoritäten“, erwiderte sie, „sind keine Gründe und Explicationen. Finden sich keine Gründe, so beweisen alle jene Autoritäten nichts weiter, als was längst bekannt ist, daß Tausende von Menschen ohne Grund, ohne klares Bewußtsein einem dunklen Gefühle folgen, wie in der Fabel die Tausende von Verzauberten der goldenen Gans. Mir kommt es immer vor, als bewunderten

die Menschen in dieser sogenannten großartigen Gebirgsscenerie nichts als ihre eigene leibliche Kleinheit. Diese Berge sind nur groß und imponiren uns nur, weil unser Leib so klein ist. Wäre unser Körper hundert Ellen länger, so würden wir darin eben so wenig etwas Erhabenes finden als in den Unebenheiten, in den Furchen und Vertiefungen eines umgeackerten Feldes. Hätte das Insektenstierchen, das vielleicht zwischen den Unebenheiten der Rinde dieses Baumes herumkriecht, Ihren schwärmerischen Geist, so würde es demnach eben so bei jedem Einschnitte, bei jeder Runzel und Narbe des Baumes die Augen voll Verwunderung aufsperrend stehen bleiben müssen und das Lob der Natur singen." — Ich verschanzte mich endlich gegen das Wort zauberisch und sagte meiner Französin: Ich kann mir den Umstand, daß Sie bei diesen herrlichen Scenen nichts empfinden, nicht anders erklären, als daß Ihnen ein Sinn fehlen muß, um diesen Zauber wahrzunehmen. Ich kann mir denken, daß in Paris in dem Gedränge der dortigen Gesellschaft, zwischen Ihren zahllosen Mauern und Schornsteinen Sie den Natursinn völlig verloren haben. In diesem Herzen der Welt, in welchem alle Geschicke der ganzen Menschheit besprochen, berathen und bestimmt werden, da ist Ihnen bloß das Gefühl für die Menschheit aufgegangen. — „So mag es wohl sein“, sagte sie, „in Ihnen dagegen, der Sie in dem Lande der Wälder, in Deutschland geboren sind — n'est-ce pas, vous vivez beaucoup dans les forêts et dans les montagnes en Allemagne? — in Ihren deutschen Wäldern, in Ihren romantischen Wildnissen und Gärten, da ist Ihnen jener Sinn, von dem Sie sprechen, besonders fruchtbar aufgegangen; Sie werden daher alle so schwärmerisch! Wie ich Sie um dieses Gefühl beneide! Wollte Gott, ich könnte hier das empfinden, was Sie zu fühlen scheinen!“

Eine, dem Chamounythale oder der Mont-Blanc-Gruppe besonders eigenthümliche Form scheinen mir die thurmartigen Steinmassen zu sein, die ich so spitz, so schroff und zugleich so hoch und mächtig nirgends in den Alpen wieder sah. Außer dem Mont Blanc selbst und dem ihm nahen Dôme du Goâté und einigen anderen Gipfeln, die sich oben kuppelartig abrunden, laufen hier die meisten Bergspitzen wie Zähne, Nadeln oder Stacheln in die Höhe. Sie werden daher auch von den Eingeborenen „Aiguilles“ (Nadeln) genannt. Da ist die Aiguille verte, die Aiguille du midi, die Aiguille d'Argentière. Eine ganze Reihe solcher Nadeln führt den Namen der „Aiguilles rouges.“ Diese Nadeln sollen sich, den Geologen zufolge aus dem senkrechten Einschießen der Steinschichten erklären, die von zerstörenden Elementen senkrecht herunter ausgefressen wurden und daher als Backen so lange stehen bleiben, bis auch ihre Zeit kommt. Die meisten dieser Nadeln sind fast so hoch, wie die Jungfrau, bis 12,000 Fuß. — Die schönste von allen ist die schon erwähnte Aiguille du Dru. Sie hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Hauptthurme unseres Frankfurt am Main, nur mit dem Unterschiede, daß sie vielleicht das Material zu einigen Hunderttausend solcher Frankfurter Thürme enthält, und daß ihr Fuß nicht zwischen Häusern und Straßen, sondern zwischen dem Eise des Eismeeres steckt, dem sie zur Seite steht. — Welche Wonne müßte es für einen geschickten Bergsteiger sein, sich an den Wänden dieses herrlichen Obelisken emporzuheben. Ich glaube aber, er ist nur für Adler zugänglich.

Hinten in einem versteckten Winkel des Erdbusens, in den man vom Mont Anvert hineinblickt, liegt mitten im Eise eine Felsenpartie, die sich im Sommer mit Gras und blühenden Kräutern überzieht und daher le Jardin genannt wird. Ich schwärmte für diesen Eisgarten, von dem man eben so viel ge-

schrieben hat, wie von den hängenden Gärten der Semiramis oder von den Borromaischen Gärten im Lago Maggiore, schon lange und hätte gewiß die etwas gefährliche Partie dahin unternommen. Man braucht vom Mont Anvert aus zur Hin- und Rückreise einen ganzen Tag. Aber unsere Führer sagten uns, es sei dort bereits Alles mit Schnee bedeckt und für uns unzugänglich. Wir mußten daher diesen Garten, aus dessen Gehegen sich die schönsten Ansichten des Mont Blanc darbieten, zu unserer Betrübnis im Stich lassen. Ich war wirklich sehr betrübt darüber. Und meine Französin fand dieß wieder sonderbar. Sie schien überhaupt auf mich, wie auf eine ihr unbegreifliche Curiosität, mit einer gewissen Neugierde herabzublicken. Sie hatte als Französin eben so viel Curioses für mich. Und der Engländer, welcher der Dritte im Bunde war, war nun vollkommen ein englisches Original. Er that fast keine Aeußerung und Bewegung, die nicht meiner Französin und mir zu lachen gegeben hätte. Zuweilen sah ich die beiden dann wieder, wenn ihre Maulthiere sich einander genähert hatten, die Köpfe über mich zusammenstecken. Und mitunter, wenn der Engländer mir in den Wurf kam, konnten wir beide uns wieder nicht enthalten, unsere Französin, die so ganz anders war als wir, zu bekritlen. Die drei Nationalitäten, welche wir repräsentirten, conspiriren und sympathisiren immer zwei zu zwei gegen die dritte in gewissen Dingen, während sie wieder in gewissen anderen Dingen eine gegen die beiden anderen opponiren.

Am dritten Tage unserer Anwesenheit in Chamouny machten wir eine Excursion zu der berühmten Cascade du Pélerin und zum Glacier du Bosson. Beide sind in ihrer Art einzig. Die Cascade du Pélerin wird durch einen kleinen Gletscherstrom gebildet, der gegen eine schiefe Felsenplatte geschleudert wird. Er zerschellt an dieser Platte, und zurückprallend setzt er in einem

Bogen mit einem Fächer von Wasserstrahlen über die Felsen hinweg. Da man den versteckten Bach nicht gewahrt, so sieht es aus, als ob eine Fontaine aus dem Felsenloche hervorspritze, die nachher in die Tiefe herunterfällt.

Der Glacier du Bosson, zu dem man von dieser Cascade aus leicht hinaufkommt, ist merkwürdig durch die ungeheure Zersplitterung und Zerklüftung seiner Eismassen. Man sieht hier große Eisnadeln von 50 und mehr Fuß Höhe. Gleich oberhalb der Stelle, wo diese Zersplitterung stattfindet, ist das Eis vollkommen glatt, eben und fast spaltenlos, so daß man fast so bequem wie über einen gefrorenen See hinübergehen kann. Man kann ziemlich nahe zu jenen bläulichen KrySTALLZacken hinantreten. Wenn man zwischen ihnen hindurchblickt, so sieht man Theile des Thales unten, wie reizende Bilderchen zwischen einem Eisrahmen eingefasst. Entfernt man sich ein wenig und läßt man das Auge zu mehreren dieser Eiszacken zugleich hinschweifen, so verschmelzen sie mit dem dunkeln Wald- und Grasteppich unter und hinter ihnen, von denen sie sich mit scharfen Rissen abheben, zu einem sehr interessanten Gemälde, das ein Gropius einmal zu einer höchst anmuthigen Täuschung benutzen könnte.

Ich wanderte und kletterte stundenweit längs dieses merkwürdigen Gletschers hin und wurde nicht satt, alle die mannigfaltigen höchst malerischen Scenen und Effecte, die sich mir darboten und von denen ich mir unten im Thale keine Vorstellung hatte machen können, zu bewundern. „Man muß immer so nahe als möglich zu den Dingen herangehen, um ihre Beschaffenheit zu erkennen“, sagte einmal, ich weiß nicht welcher Autor in Bezug auf historische Begebenheiten. Es gilt dieß einfache Wort auch von allen Naturgegenständen, namentlich in der Riesentwelt der Alpen. Diese Lehre scheint sehr einfach, und

doch befolgen sie die Wenigsten. Nur wer die Alpen vielfach bereist hat, kennt das bedeutungsvolle Geheimniß, das sich in dieser einfachen Lehre versteckt. Wer sie in den Alpen befolgt, wird sich jedes Mal überrascht finden.

Als ich auf der anderen Seite des Gletschers längs seiner Eismände auf entseßlich rauhem Pfade — es waren lauter unsäglich Massen Gerölls, das der Gletscher herbeigeführt hatte, — hinmarschirte, begegnete mir ein Geistlicher. Er ging, in einem Buche lesend, längs der kühlen und schattenden Eismwand, langsam von einem Block auf den anderen tretend. Ich redete ihn an und bezeugte ihm meine Verwunderung darüber, ihn, einen Eingeborenen, hier in dieser Wildniß zu finden. Ich hätte geglaubt, daß nur die Deutschen, Engländer und andere Fremde diese Gletscherpassion hätten. „Da haben Sie sich geirrt“, erwiderte er mir, „wir Chamounyer, obwohl wir an den Anblick unserer Gletscher gewöhnt sind, werden ebenso, wie Sie, von ihnen angezogen. Es ist einer meiner Lieblingsspaziergänge hier längs der bläulichen Eismwand. Heute ist ein Feiertag, und vermuthlich werden Sie unten beim Gletscherkopfe noch mehr Chamouny-Leute finden. An Feiertagen laufen wir hier sehr gewöhnlich zu den Enden der bis zu unseren Dörfern herabragenden Eismassen hin und schlendern zwischen dem Geklüfte herum.“ — In der That fand ich unten noch mehrere wie mein Geistlicher umherwandernde Menschen, zwischendurch auch Gruppen von Ziegen, die ebenfalls zum Gletscher herbeigelaufen waren und ihre Nasen gegen die aus seinen Spalten wehende kühle Luft hielten. Ich wiederhole es, wer in den Alpen längere Zeit sich aufgehalten und die Leute hier beobachtet hat, der wird ihnen nirgends Unempfänglichkeit für die Schönheiten und Reize ihres Landes vorwerfen können. Besuche bei den Verwandten oder Bekannten auf den Alpen gehören fast überall zu den ge-

wöhnlichen Feiertagsvergnügungen der Thalbewohner. Meistens wandern sie dazu Sonnabend Abends aus, um gegen Ende der Nacht mit dem Sonnenaufgang auf der Höhe der Alpen zu sein. Es giebt überall in der Schweiz, wie in Tyrol und Steiermark, gewisse Feste im Sommer, an denen der Besuch der Höhen eine gewöhnliche Sitte ist. Im berner Oberlande könnte ich ein halbes Duzend hoher und gefährlicher Spitzen nachweisen, auf deren Gipfeln ein Kreuz oder eine Steinpyramide steht, welche von einer munteren und kühnen Gesellschaft einheimischer Alpenjäger dort zum Andenken an ihre Erstigung errichtet wurde. Ähnliche Kreuze und Steinpyramiden findet man auf hundert verschiedenen Gipfeln der Alpen. Sie rühren fast immer von Einheimischen her und sind Beweise von dem unter ihnen bestehenden Wettstreit in Erstigung der Höhen und von der Bewunderung, die sie der Natur ihres Landes zollen.

Chamouny war noch vor 60 Jahren ein kleines armes Gemsjägerdorf. Jetzt steht es fast einem unserer Badeorte ähnlich. Es besitzt eine Reihe comfortabler Hotels, sogar auch einen „salon de réunion pour les étrangers de tous les hôtels“, nebst einem „cabinet de lecture“, sowie endlich eine ziemliche Anzahl verschiedener kleiner Museen oder Naturalienhandlungen, die Alles, was dem Fremden aus dem Gebiete des Thier-, Pflanzen- oder Steinreichs der Gegend interessant sein kann, in allerliebsten Sammlungen darbieten. In der Schweiz giebt es überall, in jedem vielbesuchten Thale, in jedem Mittelpuncte einer an Reizen reichen Gegend solche interessante kleine halbwissenschaftliche Etablissements. Sie machen das Reisen in diesem Theile der Alpen nicht wenig angenehm und lehrreich und verbreiten alljährlich eine ziemliche Menge von Kenntnissen. Ich könnte manche, auch ihrer Naturreize wegen berühmte und

vielbesuchte Gegend bezeichnen, wo man diese nützliche Industrie, mit deren Producten die Schweizer einem in jedem Thale, auf jedem Bergpasse entgegenkommen, ebenfalls einführen sollte.

7. Das Thal der Urve.

Göthe preist einmal bei Gelegenheit einer allerliebsten Schilderung der berühmten Ruissdaels in Dresden alle diejenigen glücklich, welche diese Gemälde mit eigenen Augen gesehen haben. Ich preise ebenso und vielleicht mit noch mehr Recht alle die glücklich, welche je die schöne Reihe von Gemälden gesehen, die man auf dem Wege von Chamouny bis Genf längs des Urve-Thales aufgestellt findet. Gewöhnlich stellt man sich bei einem Flußthale einen einzigen Haupteinschnitt, eine zusammenhängende und ununterbrochene Vertiefung vor. So ist es indeß in der Regel mit diesen Flußthälern und namentlich auch mit dem der Urve nicht. Man kommt mit seinen Vorstellungen der Wirklichkeit näher, wenn man sich denkt, daß die Urve durch das Labyrinth der verschiedenen kleinen und großen, kurzen und langen Gebirgsthäler, wie durch eine Reihe von Gemächern hindurchbrach. Sie durchbohrte die Wände, welche diese sehr verschieden beschaffenen und sehr verschiedentlich gerichteten Gemächer trennten, und setzte sie nun in einen losen Zusammenhang durch den stets fortgesponnenen Faden ihres Wasserlaufs. Man sollte daher eigentlich nie von dem Urve-thale, eben so wenig auch von dem Ar- oder Rheinthale, sondern von den Urve-, Ar- und Rheinthälern reden. Jedes dieser Urvethäler hat seinen besonderen Charakter, der

durch die eigenthümliche Höhenstufe, auf der es liegt, bestimmt wird. Durch felsige und waldige Engpässe steigt man von einer Stufe zur anderen herab. Die Anzahl dieser Thäler oder Thalstücke kann man leicht durch die Anzahl der Hauptorte längs der Arve bestimmen. Denn diese Orte: Chamouny, Servoz, Salenche, Cluses, Bonneville u., bezeichnen fast jedesmal einen solchen Thalabschnitt, in dessen Mitte sie sich angelegt haben.

Wer mit der Arve diese Gegenden durchheilt, dessen Seele wird gleichsam wie die Gewässer dieses in Strömungen und Cascaden hindurcheilenden Flusses in einen ununterbrochenen Rausch von Empfindungen und Sensationen versetzt. Bei jedem Schritte wechseln die Gemälde. Bald bietet sich eine reizende kleine Ebene dar, über die man längs des hohen Berggeländes dahinfährt. Bald zieht sich die ganze Landschaft in dunkler Luft zusammen, aus der man sehnstchtig in die sonnigen Thäler vorwärts und rückwärts hinausblickt. Die Bergseiten bieten eine stets überraschende Abwechslung. Hier zeigen sie sich in Waldungen verhüllt. Dort starren sie von nackten Felsen und weit sich hinauf erstreckenden Felswüsteneien. Zuweilen bilden sie langausgedehnte Wände und Rücken. Zuweilen sind sie zu Nadeln, Zacken, Hörnern und zu himmelansteigenden Gipfeln verarbeitet. Da ist überall eine Fülle des Anmuthigen und Sanften, wie des Erhabenen und Schauerlichen. Wir machten diese wundervolle Tour bei dem herrlichsten Wetter von der Welt, und der helle Sonnenschein, die klare Luft brachten Wirkungen hervor, die uns in Entzücken versetzten. An einzelnen Punkten gruppirten sich die Berge, neigten sich die Bäume und fielen die Sonnenlichter so unübertrefflich schön zusammen, daß wir die zauberische Poesie des Zufalls, der dieß Alles so malerisch neben- und übereinander warf, nicht genug bewundern konnten. Die Maler sagen wohl, daß

sie immer etwas an der rohen Natur, gleichsam wie an einem rohen Diamanten, schleifen und ändern, und hier und da etwas zusetzen oder wegnehmen müssen. Aber hier giebt es mehrere Punkte, wo Alles so pittoresk ist, daß selbst ein Claude Lorrain nur zu copiren brauchte. Die Beschauer seines Werkes würden nicht desto weniger glauben, es sei eine höchst durchdachte und vollendete originelle Phantasielandschaft. Merkwürdig ist es, daß dieß oft buchstäblich nur Punkte sind, und daß eine geringe Entfernung von ihnen schon den ganzen ästhetischen Werth der Scene mindert, sowie bei manchen Blumen nur wenige Augenblicke dazu gehören, um den Höhenpunct ihrer Blüthenschönheit als passiert zu betrachten.

Bekanntlich ist der jetzige Besitzer dieser herrlichen Gemäldegalerie der König von Sardinien. Ehemals waren es die Dynasten von Faucigny, deren Schloß man noch in Trümmern auf einem Felsen bei Bonneville liegen sieht. Noch jetzt heißt die ganze Gegend „le Faucigny“, und dieses Faucigny bildet eine der sardinischen Provinzen. Dieselbe umfaßt mit wenigen Ausnahmen das ganze Flußgebiet der Arve mit ihren Nebenflüssen und beschränkt sich auch bloß auf dieses. Der Theil von Savoyen, der sich längs des Genfersees erstreckt und das Flußgebiet der Drance umfaßt, heißt das Chablais. Fast nichts erinnert den Reisenden in diesem Lande daran, daß er sich in Italien befindet. Vielmehr sind hier Sitte, Sprache, Race und ich glaube auch die Sympathieen französisch. Zu unserer Verwunderung wußten die Leute hier überall viel besser Bescheid von dem, was sich in Paris zutrug, als von dem, was Pio Mono und selbst ihr eigener König, Carlo Alberto, beabsichtigten. Nirgends fanden wir in den Städten auch nur ein einziges italienisches Journal, überall aber den National, das Journal des Débats, die Presse. Obwohl wir

mit vielen Gebildeten in Berührung kamen, so begegneten wir doch keinem, der italienisch sprechen konnte. Wie die Flüsse des Landes, die Arve, die Isère, sich nach Gallien wenden, so sind auch die Geister hier alle nach Westen gerichtet. Jenseits der hohen Alpenkette des Mont Blanc beginnt Italien. Die Italiener haben hier wenig italienisirt. Dagegen haben die Savoyer eher den Theil des nördlichen Italiens, den sie inne haben, französisirt. Das Land und Volk gehörte auch schon in uralten Zeiten mehr nach Frankreich als nach Italien; denn es war ein Theil des Gebietes der gallischen Allobroger. Im Grunde genommen ist die natürlichste Hauptstadt dieser Gegend Genf am Lemman. Ihr strömen alle seine Gewässer zu, dahin öffnen sich seine Thäler. Man kann auch mindestens vier Perioden der Geschichte bezeichnen, wo Genf auch wirklich die politische Hauptstadt dieser Gegenden war, nämlich erstlich die Zeit der Allobroger, dann die Zeit der Grafen von Genf, welche Carl der Große einsetzte, weiter die Zeit des burgundischen Reichs und endlich die neueste Zeit, als die Franzosen das Département du Lemman bildeten. Genf wird ohne Zweifel auch in Zukunft einmal wieder die Capitale dieser allobrogischen Gegenden werden.

Man nennt in diesen Gegenden die wilden Bergströme, welche von den Felsen kommen: Nants. Einer dieser Nants, der Nant d'Arpenaz, bildet nicht weit von Sallanche einen Wasserfall, von dem Herr von Saussure sagt, er gewähre einen Anblick, welcher denjenigen, die durch häufige Bergreisen noch nicht an dergleichen Genüsse gewöhnt sind, so neu als angenehm sein müsse. Ich finde, daß dieß der Schönheit dieses Wasserfalles noch nicht genug thut. Denn mir scheint es, daß es einer der graziosesten ist, die man überhaupt in den Alpen sieht. Die ganze Höhe des Falls soll 800 Fuß betragen, und seine Wasserader war, als wir sie sahen, in Folge mehrtägigen Regens in den

hohen Bergen, von denen er herabkommt, sehr kraftvoll angeschwollen. Bei Sallenne sahen wir auch zum ersten Male wieder den Mont Blanc, der sich bisher unseren Blicken hinter den engen Thalwänden entzogen hatte, hier aber, wo die Räume sich frei erweiterten, Platz genug gewann, um sich bequem darzustellen. Es entstand aber hier schon zwischen den Eingeborenen, die ich befragte, ein Streit darüber, welches die höchste Spitze des Mont Blanc, der eigentliche Mont Blanc, sei. Und als ich des andern Tages mit einem großen Postwagen voll Eingeborener nach Genf fuhr, und hinter Bonneville auf einer Höhe die Gletscher wieder sichtbar wurden, da war fast Niemand, der mir mit Bestimmtheit die Spitze des Mont Blanc hätte bezeichnen können. Dieß kommt einem so wunderbar vor, als wenn die Residenzstädter nicht wissen, ob der Vorübergehende der Kaiser ist oder nicht.

Vier Stunden von Genf steigt man noch einmal, und zwar zum letzten Male, in eine Thalrinne oder Klust hinab, welche der kleine Nebenfluß Menoge im weichen Sandsteine ausgegraben hat. Wenn man sich aus dieser Rinne erhebt, tritt man auf ein freies Plateau, von wo aus die Blicke weit umherschweifen, sowohl rückwärts zu der herrlichen Mont-Blanc-Gruppe, als auch vorwärts zum Genfersee und in das weite Becken hinab, das hier der Jura auf der einen Seite und die äußersten Vorberge der Alpen auf der anderen umfassen. In der Mitte dieses weiten und bequemen Beckens an der Spitze des eindringenden Seearmes liegt die berühmte Stadt Genf, die, wie gesagt, eigentlich die natürliche Capitale aller hier zusammentreffenden Berglandschaften sein sollte, in der That aber nicht einmal die Capitale dieses hübschen runden Beckens ist, das sich wie ein Panorama rund um dieses Centrum aufstellt. Denn sowohl Frankreich hat über den Jura hinaus, als auch Savoyen über die

Alpen und den Mont Salève hinaus in dieses gesegnete und mit hübschen Dörfern gefüllte Becken hineingegriffen und sich die Hauptsache davon zugeeignet. Nur einige Driſchaften vor der Stadt, längs des Sees und längs der Rhone sind der Stadt als Canton Genf zugetheilt. Wenn irgendwo, so waren hier natürliche Gränzen für die Schweiz vorhanden, und man begreift es kaum, daß die Genfer es den Savoyern und Franzosen erlauben konnten, sie zu überschreiten. — Schon Cäsar bestimmt den Anfang und den Eingang in Helvetien bei Ecluse bei dem Thore, durch welches die Rhone aus dem Becken von Genf tritt, und wo die Berge der Schweiz und die Alpen nahe zusammentreten, um das Land abzuschließen. Die Helvetier können sich auch noch jetzt nicht von der Idee, daß hier der wahre Anfang ihres Landes sei, lossagen.

Auf der Höhe desselben Plateaus, von dem aus ich das herrliche Genfer Becken über sah, hatte ich zur Linken den Mont des Voirons und zur Rechten den Mont Salève. Ich sagte oben vom Monte Baldo beim Garda = See, daß er der Lieblingsberg der italienischen Botaniker und Geologen geworden sei. Dasselbe kann ich vom Mont Salève in Bezug auf die schweizer Naturforscher sagen. Dieser Berg stellt einen gegen das Genfer Becken hin aufgerichteten Rücken von etwa 4000 Fuß Höhe dar. Die Ausichten von ihm nach Savoyen, auf den Mont Blanc, auf den Genfersee, auf den gegenüber liegenden Jura sind herrlich. Obwohl er als Fußschemel der hochthronenden Alpen vorliegt, und obwohl er vom Jura durch die Rhone und ihr Thal abgeschnitten ist, so gehört er zufolge der Untersuchungen der Geologen seiner geognostischen Beschaffenheit und seiner Entstehung nach doch noch dem Jurasysteme an und ist gleichsam als der äußerste südöstliche Schlußstein der Jurakette zu betrachten, die von hier aus durch die Schweiz über den Rhein hin-

weg, durch Schwaben und Baiern bis an den böhmischen Wald hinzieht. Auf der Mitte seines Rückens liegt ein kleines Dorf, Nometier, wo man eine der herrlichsten Ausichten Europas genießt. Zu diesem herrlichen Dorfe steigen die Genfer, einer alten Gewohnheit und ihrer Vorliebe für den Mont Salève gemäß, alle Feiertage, die es im Jahre giebt, durch den Treppenvweg (le pas d'Echelles) empor, um Vergnügen und Bergfreude zu genießen. Und schon die alten Prinzen aus der Maison de Genève hatten auf dem Mont Salève als Sommer- und Bergaufenthalt ihre Schlösser Hermitage und Mornay. Für die Genfer ist also der Mont Salève das, was für die Pariser der Mont Martre, für die Züricher der Albis, für die Wiener die Vorberge des Wiener Waldes sind, ihr Lieblingsberg. Diesen Umständen vermuthlich verdanken wir es, daß der Mont Salève auch, wie ich sagte, einen so berühmten Namen in den Naturwissenschaften erlangt hat. Zu der Untersuchung seiner Kalksteinbänke ziehen die jungen Genfer in Schaaren aus. Seine Grasrücken sind beständig von Genfer Botanikern wie von Schmetterlingen belebt. Der Beschreibung der Beschaffenheit dieses einzigen Berges widmet Sauffure allein ein langes Capitel seines großen Werks, und wie er, so kommen nach ihm auch alle anderen Genfer Naturforscher in ihren Entwicklungen auf den Mont Salève zurück, an den sie ihre Deductionen gleichsam wie an ihren vornehmsten Ausgangspunct anknüpfen. Der Mont Martre der Pariser nimmt eine ganz ähnliche Stellung in der Wissenschaft ein. Hätten wir nur auch alle anderen Berge erst ebenso be- und zerarbeitet, so anatomisirt und durchforscht, wie diese und einige andere Lieblingstummelplätze unserer Gelehrten!

8. G e n f.

Nichts überrascht den Fremden bei seinem Eintritte in Genf mehr als erstens die Umständlichkeit und Strenge, mit der ihm sein Paß abgenommen und untersucht wird, und zweitens die formidabeln Befestigungswerke dieser schweizerischen Mosenstadt, in deren finstere Gänge, Thorwege und Gräben man erst eintauchen muß, bevor man zu den friedlichen Straßen des Innern selber gelangen kann. Keine Stadt ist von Fremden mehr besucht als Genf, keine Stadt hat von jeher so viele Fremde bei sich aufgenommen als Genf; noch jetzt besteht, wie dieß auch schon in früheren Epochen der Geschichte der Fall war, die Hälfte der Bewohner Genfs aus Fremden. Der größte Theil der Revolutionen, welche die menschliche Gesellschaft in dieser Stadt erfahren hat, drehte sich um die Fremden und um deren Berechtigungen im Staate. Die Fremdenpolizei ist daher eine der vornehmsten Branchen des Genfer Staatsbaumes. Durch das ängstliche Examen, dem man jeden eintretenden Fremden unter den Kanonen der Genfer Befestigungswerke unterwirft, wird man auf eine nicht sehr freundliche Weise an diese Umstände erinnert. Sonst haben sich die Paßangelegenheiten in den übrigen schweizer Cantonen seit 1830 sehr gebessert. Vor diesem Jahre plagte man den Reisenden fast in jedem Cantonen mit einem solchen Examen. Jetzt, 1847, wurde ich nur in zwei Cantonen mit einer Paßrevision belästigt, in Genf und in Wallis.

In Bezug auf die Fortificationen steht Genf ebenso einzig in der Schweiz da. Es hat doppelte Umwallungen und Gräben, an deren Aufrechthaltung und Vervollkommnung man noch alle Jahre arbeitet. Dieser breite Gürtel von Befestigungen nimmt beinahe ebensoviel Raum ein, wie die Stadt selbst, die ganz und

gar innerhalb desselben liegt; Basel, die schweizer Gränzstadt gegen das Rheinthal, möchte wohl nach Genf die am meisten besetzte helvetische Stadt sein. Es hat wenigstens einen soliden, mit Mauer versehenen, wenn auch nur einfachen Wall, der indeß in neuerer Zeit schon eine Durchbrechung durch die von Frankreich hier eintretende Eisenbahn sich hat gefallen lassen müssen. — Luzern hat einige alterthümliche Thürme und Mauern, so auch Solothurn und Freiburg; doch kann man dieß kaum Befestigungen nennen. Zürich hatte bis 1831 nicht ganz unbedeutende Befestigungen, mußte sie aber bei der damals eintretenden Revolution, die den Landleuten die Oberhand gab, abbrechen. Bern hat ebenfalls zum Theil seine nicht bedeutende Befestigungslinie demantellirt. Genf ist demnach die einzige eigentliche Festung in der Schweiz und macht damit dem Reisenden fühlbar, was seine Geschichte bezeugt, daß keine Stadt so viele innere wie äußere Feinde zu bekämpfen hatte, wie diese Königin des Leman. Welche neuen Reize, wieviel Licht, Luft und Frische würde diese Stadt gewinnen, wenn sie sich jenes unbequemen Festungsmanuels, der sie wahrscheinlich weit mehr genirt als schützt, entledigen wollte. Welche herrlichen Stadtpromenaden würde Genf gewinnen, wenn es seine Gräben ausfüllen, seine Wälle bepflanzen wollte. Jetzt befindet sich die einzige gartenähnliche Stadtpromenade auf der 10 Ellen langen und 10 Ellen breiten Rousseau-Insel mitten in der Stadt, auf der die Genfer bei öffentlichen Musiken oder sonstigen Demonstrationen sich wie in einem Rautsaale sammelnd drängen.

Genf war ehemals eine freie deutsche Reichsstadt und führt noch jetzt den Reichsadler im Wappen. Und nicht nur dieß, sondern es nährt auch auf Staatskosten, wie Bern seine Bären, in einem besonders dazu eingerichteten Käfig seinen lebendigen Reichsadler, oder vielmehr mehre solche Adler. Ich besah mir

diese Adler, deren Käfig erst neuerdings wieder reparirt worden war, was also nicht auf eine Abschaffung dieser alten wunderlichen Sitte zu deuten schien. Es ist eine der sonderbarsten genealogischen Manieren und Einfälle, daß man das Symbol des Wappens lebendig vor sich sehen wollte, ein Einfall, auf den unsere Neuzeit gewiß nicht gerathen wäre. Die Genfer Patrioten, welche mir diesen ihren zu eigentlichem Fleisch und Bein gewordenen Reichswappenadler zeigten, kamen mir eben so närrisch vor, wie Curiositäten- und Reliquienhändler, die ein Stück von der Leiter, die Jacob im Traume sah, vorzeigen.

Genf hat zwar in diesem Augenblicke weder einen Rousseau oder einen Sauffure in seinen Mauern, noch einen Voltaire in seiner Nähe. Ja es besitzt nicht einmal mehr seinen humoristischen, phantastischen Töchter. Denn auch dieser ausgezeichnete Schriftsteller und Künstler gesellte sich bereits mitten in seiner Lebenslaufbahn zu jenen schon längst Verherrlichten. In dankbarer Erinnerung an Monsieur Saunisse und Monsieur Sabot und an die launigen Abenteuer der Brüder dieser Messieurs, an die Reihe lebendiger Portraits von heiteren Franzosen von sylvanischen Engländern, von Deutschen und Schweizern und an die gewandten Schilderungen anmuthiger Naturscenen, die er in seinen *Voyages en Zigzag* und in seinen *Nouvelles Gênévoises* uns vorführte, sowie insbesondere seiner Menupropos wegen, die ich noch in der Tasche hatte, und die ich für sein bestes Werk hielt, wollte ich mich zu seinem alten Vater verfügen, von dem ich wußte, daß er den Sohn überlebt hatte, und den ich aus seinen eigenen Werken bereits schätzte, — allein als ich in das Haus eintrat, ward mir die Kunde, daß auch dieser gute Greis das Irdische gesegnet habe und seinem Sohne erst ganz kürzlich nachgeeißt sei. Töchter der Vater war als Maler und Lehrer noch ausgezeichneteter als der Sohn. Er wird eigentlich als

der Stifter der neuen Genfer Malerschule betrachtet, und seine beiden Schüler, Didey und Calame, vermuthlich die ersten Landschaftsmaler unserer Zeit, verehren in ihm ihren Meister und Rathgeber. Von keiner Malerschule ist in neuerer Zeit so viel für die Auffassung und Darstellung der höheren Alpenwelt gethan worden, als von diesen Genfer oder Töpfer'schen Landschaftlern. Didey und Calame sind die beiden bedeutendsten, und der letztere wohl der allervorzüglichste der daraus hervorgegangenen Künstler. Calame's Werke sind leider in der Welt zerstreut. Wären sie an irgend einem schweizer Orte in einer einzigen Galerie vereinigt, so hätte jeder Naturfreund in einer solchen Galerie die herrlichsten Spiegelbilder, aus denen ihm wieder neues Licht und frische Begeisterung für das Erfassen der Natur selber hervorgehen würde. Die vorzüglichsten Schöpfungen von Calame, die ich sah, waren sein Sonnenaufgang auf dem Monte Rosa in Neuschâtel, der Sturm am Brienzer See bei Schletter in Leipzig und einige andere Gemälde in Paris und Berlin, dann seine vortrefflichen und mannigfaltigen Studien von Alpenscenen, die er lithographirt herausgab. — Auch von Didey sah ich ausgezeichnete Bilder, so seine Ansicht vom Rosenlauijletscher in Lausanne. Beide treffliche Männer sind persönliche Freunde, und es besteht zwischen ihnen die edelste Rivalität. Ihr alter Lehrer, Töpfer der Vater, pflegte ihnen mit manchem guten Rathe und Winke zur Seite zu stehen, und Töpfer der Sohn sandte seine „Voyages en Zigzag“ und seine „Menupropos“ in die Welt hinaus, die eigentlich ein Commentar zu Calame's bildlichen Alpenstudien sind. Auch regte er in mehrern andern Schriften zu einer Kritik des Schönen, Anmuthigen und Erhabenen, wie es sich in der Alpenwelt darstellt, an, z. B. in einem zuerst in der Bibliothèque de Genève publicirten Aufsatz über die verschiedenen Genres des Schönen in den verschiedenen

Regionen der Alpen, die er zu diesem Zwecke in drei Abtheilungen bringt, in die niedere, mittlere und höchste Region. — Solche gemüthliche Menschen, wie Töpfer, stehen in dieser Zeit ziemlich isolirt da. Seine Schriften gehören in eine Classe mit vielen Productionen des vorigen Jahrhunderts, z. B. mit Sterne's *sentimental journey*, mit den Schriften Rousseau's. Es ist ein Wunder, daß ein solcher Mensch sich selbst in dieser Zeit und sogar in Paris noch Ruf und Anerkennung verschaffen konnte. Es ist ein Wunder, sage ich, und zugleich ein gutes Zeichen, denn es beweist, daß das in irgend einem Genre Ausgezeichnete sich zu allen Zeiten Freunde erwirbt. Indessen vermuthe ich doch, daß der liebenswürdige Töpfer nicht sowohl durch seinen gemüthlichen Humor, als vielmehr durch seine sich heimischende satirische Ader zunächst die Aufmerksamkeit auf sich zog. Und allerdings in dem Schiffbruche aller Gemüthlichkeit von 1848 würde auch er vermuthlich sich nicht in der Gunst des Publicums erhalten haben. Das Schicksal, das ihn kurz vor diesem Jahre der Erde entführte, war daher vielleicht eine gütige und wohlthuende Fügung der Vorsehung. — Es wird aber wohl eine Zeit kommen, wo der menschliche Geist wieder Ruhe und Muße genug haben wird, den Ideen, Träumen und phantastischen Gedanken solcher in ihre eigene Geisterwelt vertiefter Menschen zu folgen und Töpfer'sche Schriften zu lesen.

Ich habe im Laufe meiner Alpenreisen oft Gelegenheit gehabt, die Verwüstungen zu sehen und zu bedauern, die von heftigen Wirbelwinden, von wilden Bergströmen oder Lawinen in den mühsam bebauten Feldern und Gärten der Menschen angerichtet waren. Hier in Genf, wie überall in den schweizerischen Sammelplätzen der Menschen, erfuhr ich viel von den Verwüstungen, welche die politischen Wirbelwinde in den gesellschaftlichen Zuständen angerichtet hatten. — Ich suchte den genannten treff-

lichen Calame auf. „Seit dem letzten Sturme in unserem Glase Wasser“, sagte man mir, „ist es ihm zu unruhig in der Stadt. Er hat sich aufs Land begeben.“ Ich besuchte Didey. Verstimmt und betrübt über die Ereignisse der letzten Monate fand ich ihn unter seinen angefangenen Schöpfungen, die zu vollenden, wie er sagte, ihm der Muth fehle. Ich wünschte den berühmten Prof. zu sehen. Er ist nach Paris ausgewandert, sagte man mir, denn er konnte dem wilden Treiben hier nicht länger zusehen. N. ist gestorben, man sagt, in Verzweiflung über die Zeit. N. ist ebenfalls ausgewandert und hat sich in Preußen anstellen lassen. Ich wollte den in ganz Europa berühmten Prof. besuchen, den ich als Begründer der Bibliothèque de Genève, der besten Vierteljahrschrift der Schweiz und der vorzüglichsten bisher stets fortlaufenden Quelle für die Kenntniß der Alpen hoch verehrte. „Sie werden ihn nicht sehen können“, sagte man mir, „denn obwohl er ein Mann von 200,000 Franken Renten und dabei einer der gelehrtesten und gebildetsten Menschen ist und daher in Herrlichkeit und Freuden leben könnte, so hat er sich doch die jetzigen traurigen Zustände so zu Herzen gezogen, daß er seit unserer letzten Herbstrevolution krank darniederliegt. Sogar sein Verstand scheint angegriffen, denn seit Monaten quält sich sein sonst so klarer Geist mit den wunderbarsten Phantasieen, und alle seine Freunde trauern um ihn. — Ich hätte gern ein wenig von der oft gepriesenen, sogenannten guten, ich meine gebildeten Gesellschaft von Genf gesehen. „Eine solche gute und gebildete Gesellschaft“, sagte man mir, „existirt nicht mehr bei uns. Diese hatte ihre Glanzepoche in früheren Zeiten, als noch die Voltaire, die Rousseau, dann die Neckers und später die De Candolle, die Sismondi und Andere an den Ufern unseres Sees lebten. Wie in Paris und wie auch anderswo, sind

die angenehmen, der Conversation, der ästhetischen oder philosophischen Discussion und sonstigen geistigen Genüssen gewidmeten Cirkel immer seltener geworden, und die sogenannte gute oder gebildete Gesellschaft ist mit jeder radicalen politischen Erschütterung auf eine tiefere Stufe gefallen. Es verbauert jetzt Alles bei uns und geht der Barbarei entgegen.“ — So sprach man zu mir und machte mich traurig, obgleich ich gestehen will, daß mir wohl Manches dabei einfiel, das mir in dieser Betrübniß wieder als ein Trost erschien.

Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, die mit so geringer Population (Genf hat nur 28,000 Einwohner und hatte nie mehr) in den letzten 300 Jahren seit der Reformation einen so bedeutenden Einfluß auf die Bildung, Religion und politische Entwicklung Europas ausgeübt hat. Es ist daher sehr begreiflich, daß die Genfer ihr Städtchen hochstellen und zuweilen sein Gewicht sogar zu hoch anschlagen. Im Ganzen kann man sagen, daß sie ihr Genf nach Paris für die wichtigste Stadt der gebildeten Welt halten. Diese Einbildung, dann der strenge religiöse Sinn und endlich die erstaunlich weit getriebene Sparsamkeit sind unter den guten und schlechten Eigenschaften der Genfer die hervorstechendsten. — In Bezug auf ihren religiösen Sinn und namentlich ihre religiösen Sitten gleichen sie außerordentlich den Engländern und insbesondere den Schotten. Der Geist Calvin's waltet hier noch lebendig in den Gemüthern fort. — Dieser Umstand ist wohl vorzüglich an der Erscheinung schuld, daß von allen französisch Redenden, von allen Leuten celto-romano-fränkischen Stammes, die Genfer mehr als irgend welche andere Franzosen mit den Briten harmoniren. Man kann sagen, daß die Genfer hauptsächlich mit drei Glanzpuncten der civilisirten Welt zusammenhängen, erstlich und vor allen Dingen in Folge ihrer Geburt mit ihrer eigenen städtischen

Heimath am Reman, dann in Folge ihrer Sprache und ihrer literarisch-politischen Bildung mit Paris und endlich hauptsächlich in Folge ihrer religiösen Bildung mit London. Es giebt viele Genfer, die in Paris und Genf zugleich etablirt sind, und die den Winter dort, den Sommer hier zubringen. — Eben so sind auch viele Genfer in London etablirt, und namentlich scheinen die Genfer in neuerer Zeit mehr und mehr Vorliebe für das Land jenseits des Canals gefaßt zu haben. — Viele Engländer haben seit 100 Jahren ihre Kinder in Genf erziehen lassen, und umgekehrt haben viele junge Genfer sich in England gebildet und die Sitten des dortigen Landes angenommen. Ich sah genug Genfer, die jungen Engländern so ähnlich sahen, wie ein Hühnchen dem anderen. — Die Briten, insbesondere die Schotten, nehmen besonders sehr eifrig Notiz von Allem, was in kirchlicher Beziehung in Genf vor sich geht. Ich kenne Genfer, welche kirchliche oder religiöse Schriften in englischer Sprache niederschrieben und sie dann erst in ihre eigene Sprache übertrugen. Die meisten religiösen Werke der Genfer finden in England den entschiedensten Anklang. So ist dieß z. B. noch neuerlich der Reformationsgeschichte des Genfer Predigers Merle d'Aubigny geschehen, die in England in mehreren Auflagen verbreitet ist, obgleich, oder vielleicht weil sie ein Werk ist, das die Reformation und den Katholicismus ganz und gar aus dem sehr einseitigen calvinistischen Standpunkte auffaßt. — Die neueren politischen Ereignisse und Umwälzungen in Genf und Paris werden nun wohl bewirkt haben, daß sich die aristokratische Partei in Genf mit ihren Verbindungen und Sympathieen ganz entschieden an England, die herrschende radicale Partei aber eben so entschieden an Frankreich angeschlossen hat.

Die Religiosität der Genfer artet wie die der Engländer oft in eine todte Scheinheiligkeit aus. Wie der Sonderbund damals

mit Processionen, Wallfahrten, mit Einführungen „ewiger Anbetungen“ in den Klöstern beschäftigt war, so hatte sich auch in Genf, wie in Lausanne und in Bern, die patriotische, oder aristokratische, oder sonderbündische, oder, wie man sie auch wohl nannte, „jesuitische“ Partei dem Muckertum und Pietismus hingegeben. Ich gerieth in Genf in einen solchen ernstgestimmten, betenden Zirkel, einmal auch in eine Theegesellschaft, in der wir — jedes Familienglied und jeder Gast — erst einige Verse aus der Bibel lasen, dann eine Predigt hörten, darauf ein Gebet auf den Knien verrichteten und endlich noch einige ermahnende Schlußworte vernahmen. Es war ein förmlicher über eine halbe Stunde dauernder Gottesdienst, wie ihn die Familie jeden Tag einige Male durchmachte. — Ich hätte eine solche Erscheinung von ganzer Seele willkommen geheißen, wenn mich nicht das elegante Theeservice, die vielen Teller, Tassen, Gerichte und silbernen Geräthe gestört hätten, mit denen unsere Bibeln und Gebetbücher sich mischten, wenn wir nicht gleich darauf ein sehr sumptuöses Theesouper eingenommen hätten, und wenn nicht die Domestiken des Hauses dabei bescheiden und schüchtern in der Nähe der Thüre gebetet hätten, sondern mitten unter uns gewesen wären, als christliche und uns gleiche Brüder und Kinder Gottes, und wenn ich nicht dabei immer an meine armen fastenden, abgemagerten, um Mitternacht im einsamen Waldkirchlein betenden und Gottes Lob singenden Nonnen von Einsiedeln, die mir ein dem Himmel wohlgefälligeres Opfer darzubringen schienen, zurückgedacht hätte.

Die Sparsamkeit, der industriöse erwerbliche Sinn, ist nicht bloß eine Genfer, sondern eine allgemeine helvetische Nationaltugend. Doch hat diese Tugend in den Mauern der Genfer Republik ihren höchsten Culminationspunct erreicht. Nirgendso steht

man reiche Menschen so einfach und oft knapp leben wie hier. Nirgends steckt den Leuten die Sparsamkeit mehr im Blute wie hier. Nirgends ist ein Verschwender übler angeschrieben als hier. Von keinem Volke, die Schotten vielleicht ausgenommen, habe ich so pikante, die Sparsamkeit empfehlende Sprüchwörter vernommen, als von den Genfern. — In der übrigen Schweiz sagt man sprüchwörtlich von den Genfern, daß sie nicht einmal einen Floh tödten und wegwerfen, ohne sich vorher zu besinnen, ob sich mit der Haut nicht etwas anfangen ließe. — Auch wird scherzweise behauptet, daß, wenn aus dem Fenster eines Genfer Hauses ein Flicken Papier, ein Bändchen, Bindfädchen oder eine sonstige Bagatelle etwa vom Winde auf die Straße entführt würde, man sogleich sehen könne, wie sich von oben herab diesem Dinge irgend eine Genfer Schöne nachstürze, wie die Schwalbe einer Mücke, um den Flicken zu retten, selbst auf die Gefahr hin, das Genick zu brechen.

9. Col de la Faucille.

Ich machte von Genf aus mehre allerliebste Ausflüge zu einigen charmanten Landhäusern auf der savoyischen Seite sowohl als auf der waadländischen. — Auch besuchte ich von da aus den französischen Jura, zunächst längs der großen Pariser Straße den kleinen Waldfußwegen folgend. — Diese Pariser Straße führt zuvörderst in das Land Gex mit der Hauptstadt Gex und den Nebenorten Gex, Bex, Ornex, Personex, Maconnex, in ein Land, wo sich mit einem Worte jeder Name auf ex endigt. Eins dieser ex ist das berühmte Jernex, das der

französische Geistesstyrann während eines großen Theiles seines Lebens bewohnte. — Dieser Ort und Landsitz liegt unmittelbar an der besagten Chaussee und in dem äußersten südöstlichen Winkel von Frankreich, nicht ganz eine Stunde vom Genfersee. Naturreize bietet diese Situation weit weniger dar als hundert andere in der Nähe am Ufer des herrlichen Sees. Voltaire wählte sie wohl aus anderen Rücksichten. Obwohl damals in Frankreich nicht mit sehr günstigem Auge angesehen, wollte er doch nicht gern den Boden des Vaterlandes verlassen. Dabei konnte er im Fall der Noth von Ferner aus mit einigen Schritten die schweizer Grenze erreichen. Die Chaussee, die gerade durch sein Dorf führte, erhielt ihn mit Paris in ununterbrochener Verbindung. Er vermochte durch sie Nachrichten von seinem Schreibtisch aus schnell nach Paris zu befördern und prompte Neuigkeiten, so wie auch Besuche von dort aus zu empfangen. Wir fanden noch einen alten Mann in Ferner, der in seiner Jugend Bedienter Voltaire's gewesen war und sich noch seines Herrn erinnerte. Auch ist noch der lange Laubengang im Garten vorhanden, in dessen Halbdunkel Voltaire zu peripatetisiren pflegte. An dem einen Ende dieses Laubenganges hatte er seinen Schreibtisch stehen. Wir wandelten darin eine Weile auf und ab, eingedenk der Ueberlieferungen jener interessanten Zeit, die, obgleich sie mit unserem Jahrhundert schwanger ging, doch von ihm so verschieden war, daß sie dem Zeitalter der atheniensischen Philosophen fast ähnlicher zu sein scheint als unserer Gegenwart.

Wir speisten in Gex zu Mittag. Wie hier gleich Alles so ganz anders war als in der Schweiz. Obwohl der Ort, sowie das ganze Pays de Gex, das zum Departement des Jura gehört, noch in dem Becken des Genfersees liegt, so sagen einem doch hundert Dinge, daß man sich in einem vernachlässigten französi-

ischen Departementalnebenstädtchen befindet. Keine Idee von der schweizer Nettigkeit der Häuser, von der schweizerischen Detailcultur des Bodens. Mangel an Ordnung und Reinlichkeit auffallend. Vernachlässigte Gärten, uncultivirte Bodenstücke überall. Louis Philipp's Beamten schienen in dem Wirthshause die Hauptrolle zu spielen. Die Wirthin versprach Wunderdinge von dem Mittagsmahl, das sie uns in einem Schlafzimmer servirte und welches ungenießbar war. Ich habe an mehreren Punkten die Gränze zwischen der Schweiz und Frankreich überschritten und dabei stets eine ähnliche Sensation gehabt, wie beim Ueberschreiten der Gränze zwischen Rußland und Deutschland. Ich weiß nicht, ob der Protestantismus oder der Republikanismus, oder beides zusammen, oder auch der industrielle fleißige Sinn der Schweizer es ist, der die Cultur des Bodens ihres Landes, wie des Geistes ihres Volks auf eine so viel höhere Stufe gebracht hat.

Jene Pariser Chaussee führt zu dem Col de la Faucille hinauf, zu einer Höhe von nahe an 4000 Fuß. Die meisten Querübergänge, Pässe oder Einschnitte über den Jura gehen bis zu einer Höhe zwischen 3000 und 4000 Fuß hinauf. Und die äußersten Höhen der Bergkette ragen nur etwa 1000 Fuß über diese tiefsten Einschnitte empor. Die Jurafette ist daher ein ziemlich compacter Wall, und im Vergleich mit den Alpen und anderen Gebirgen sind die in diesem Walle ausgearbeiteten Breschen sehr unbedeutend. Die Pässe oder Einschnitte in der höchsten Alpenkette gehen gewöhnlich auf 6000 bis 7000 Fuß Meereshöhe herab, und die Hauptkörper der höchsten Berge ragen noch 6000 bis 7000 Fuß darüber empor. Die Elemente haben den Alpenwall also bis auf die Hälfte der Höhe herab durcharbeitet, den Jura dagegen nur bis auf den fünften Theil der Höhe herab. Wir erstiegen die Faucille nur dem Mont Blanc zu Liebe, auf den man von hier, wie von vielen anderen Punkten des

Jura aus eine herrliche Aussicht genießt. — Der Jura scheint von der Natur fast mit Absicht als ein Fußschemel oder eine Bank zum Ausschauen auf die herrlichen Alpen gebildet zu sein. Er erhebt sich ungefähr zur Hälfte der mittleren Höhe der Alpen. Er liegt gerade in der rechten Entfernung, um weite Ueberblicke zu gestatten. Das Land zwischen ihm und den Alpen ist eben. Seine kahlen Grasrücken stellen dem freien Anschauen gar kein Hinderniß entgegen. — Als wir oben auf der Höhe ankamen, lagen die Alpen in eine ziemlich dichte Schicht von Nebel gehüllt, durch die nicht eine einzige der hohen Gletscherkuppen hervorblickte. Wir warteten aber bis Sonnenuntergang, weil dann oft eine Veränderung in den Nebelschichten der Atmosphäre vor sich geht und auch das veränderte Auffallen der Lichtstrahlen oft Gegenstände beleuchtet, die vorher gar nicht sichtbar waren. So geschah es auch dieß Mal. — Ich sprach oben ein wenig gegen die Gebirgsreisenden, welche, von der materiellen Größe angezogen, immer nur die höchsten Spitzen der Berge suchen und immer der größeren Erhebung vor einer minder grandiosen, obgleich pittoresker gestalteten und daher ästhetischeren den Vorzug geben. Ich sage, ich sprach gegen diese Leute. Allein, was wir hier jetzt auf der Faucille vom Mont Blanc zu sehen bekamen, sprach wieder sehr für jene Hochalpenspitzen-Verehrer. Als die Sonne unterging, bemerkten wir, wie über der grauen Wolkennebel-Schicht auf einmal ein kleiner hellleuchtender Punkt erschien, der sich allmählig vergrößerte, anfangs mit gelbem und nach und nach mit demjenigen matten rothen Lichte erglänzte, mit welchem der Mond bei seinem Aufgange zu schimmern pflegt, wenn die Atmosphäre voll Dünste ist. — Wir glaubten anfangs wirklich, es wäre der Mond. Das Licht schien so ganz überirdisch, und die Halbkugel schien frei in der Atmosphäre zu schweben. — Wir erkannten aber bald, daß es in der That

die Spitze des Montblanc war, die uns dieses herrliche Schauspiel gab, und die als der einzige Punct der Alpenkette uns dadurch allmählig sichtbar geworden war, daß die Nebelschicht sich gegen Sonnenuntergang ein Bißchen herabgesenkt hatte. — Es fiel mir dabei ein anderer Anblick des Mont Blanc ein, den ich einmal aus den höchsten Fenstern des Jesuitenklosters in Freiburg gehabt hatte. Obgleich es damals heller Mittag war, so hatte doch die höchste Mont-Blanc-Spitze ein ganz eigenthümliches Licht, das sie von allen übrigen niedrigeren Spitzen unterscheiden ließ. Sie lag über der ganzen Kette der übrigen Berge gleichsam wie ein nicht dazu gehörender, fremdartiger, überirdischer Körper mit lunarischem Dämmerlichte. — Um die Bedeutsamkeit der höheren Erhebung eines Berges in Bezug auf landschaftliche Aesthetik richtig würdigen zu können, muß man Folgendes erwägen. Dadurch, daß ein Berg 1000 oder einige 1000 Fuß höher ist als ein anderer, wird er in Luftschichten erhoben, die ganz anders beschaffen sind als die, in welche die niedrigere Spitze hinaufragt, die viel minder dicht sind, und in denen sich auch die Nebel und andere auf die Färbung einwirkende Umstände ganz anders verhalten. Und dann darf man nicht vergessen, daß durch eine selbst geringe Erhebung von 1000 oder einigen hundert Fuß nicht nur die Höhe, sondern in der Regel auch die ganze Masse des Berges viel grandioser oder imposanter wird. Ein Berg z. B., der nur 1000 Fuß, also um $\frac{1}{4}$ höher ist als der 3500 Fuß hohe Brocken, stellt, wenn die Böschungswinkel dieselben sind, doch eine Masse dar, die doppelt so groß ist als der Brocken. Der Mont Blanc ist nur etwa 2000 Fuß, d. h. ein Siebentel höher als die nicht ganz 13,000 Fuß hohe Jungfrau. Allein die ganze Mont-Blanc-Gruppe stellt in Folge dessen eine Masse dar, die fast doppelt so groß und mächtig ist als die Jungfrau-Gruppe

und also auch eine doppelt so imposante Figur und doppelt so bedeutungsvolle Rolle in der Landschaft spielt als diese. — Es werden daher auch durch einen selbst nicht so bedeutend viel höheren Berg malerische Effecte hervorgebracht, die bei einer niedrigeren Spitze gar nicht vorkommen.

Die Berge, welche dem Col de la Faucille zur Seite liegen, sind der Vieux Chatel und der Grand Chalet. Auf dem letzteren befanden wir uns eigentlich. Er hat, wie die ganze Jurakette, der Schweiz seine schroffe Seite zugekehrt, gegen Frankreich dagegen geht er in sanften Abhängen hinab. Wir erblickten an diesen Abhängen große und dichte Fichtenwäldungen, von denen die Leute uns erzählten, daß die Wölfe wie die wilden Hagen zu ihren nicht seltenen Bewohnern gehörten. Jene, die Wölfe, gingen von hier aus im Winter zuweilen bis in das Becken des Lemán hinab, ja sie kämen wohl bei sehr tiefem Schnee bis an den See selbst. Ich habe den Jura an verschiedenen Punkten besucht und überall vernommen, daß die Wölfe und andere wilde Thiere aus dem französischen Gebiete ins schweizerische herüberkommen. In dem Juratheil, welcher längs des Neuchâtel-See's liegt, findet ganz dasselbe statt. — Ein schweizerischer Schriftsteller, der Professor Bulliemin, bezeugt sogar in seinem Werke über das Pays de Vaud, daß fast kein Jahr vergehe, ohne daß sich in dem waadländischen Jura an der französischen Gränze einige Bären sehen ließen. — Die Schweiz hat innerhalb ihres Gebietes so ziemlich mit allen großen Raubthieren aufgeräumt, und sie empfängt deren nur aus ihren Nachbarländern. Auch die italienischen und tyroser Alpen sind weit reicher an solchen Thieren als die an sie gränzenden Schweizergebirge, die von ihnen gewöhnlich mit Wölfen, Bären u. s. w. versorgt werden. Eben so werden mehre deutsche Länder von Frankreich aus, so z. B. die Rheinprovinzen von den

Geveinen und dem Ardennerwalde aus mit Wölfen belästigt. Ich muß gestehen, mir kam die Existenz des Wolfes in der Mitte des civilisirten Frankreichs immer als ein Zeichen der unterschiedenen Uncultur und Rohheit seiner inneren Zustände vor.

10. L a u f a n n e.

„Der Ocean hat einmal“, so sagt ein französischer Schriftsteller, indem er auf den Genfersee anspielt, „das Thal der Rhone besucht, und da er sich in dasselbe verliebte, so ließ er ihm sein Portrait zurück.“ — Man kann nichts Passenderes von diesen Schweizerseen sagen, die in allen Zügen ein Miniaturbild des oceanischen Lebens mitten zwischen den Bergen des inneren Festlandes darstellen. Da giebt es Strömungen im Wasser, die mit derselben Regelmäßigkeit in dem kleinen Becken circuliren, wie die Mahl- und Golfströme im atlantischen Meere. Da giebt es plötzliche Anschwellungen der Wassermasse, wie die Ebbe und Fluth in dem Meere, die sogenannten „seiches“, die von den Schwankungen des Gewichts in den über dem See stehenden Luftschichten herrühren. Da giebt es Stürme und Wellenschlag am Ufer, welche die Orkane und Vogenbrandung des Oceans nachäffen. Der Spiegel des Sees ist mit kleinen Handelsflotten bedeckt, welche das Chablais und das Waadland, Wallis und Genf mit einander in Verbindung setzen, wie Kaufahrer des Meeres Großbritannien und Nordamerika, Europa und Australien. — Obwohl es lauter Miniaturströme, Miniaturwellen und Miniaturgefahren sind, so sind alle

zürnenden Götter des Sees doch noch Riesen gegen den kleinen Menschen, und die Matrosen eines solchen Wassertümpels haben doch eben so viel Noth zu bestehen, eben so viel Geschick und Kühnheit von Nöthen, wie ihre Brüder auf dem Ocean, und längs des Ufers bemerkt man rettende Häfen, wie längs der britannischen Küsten. Die Römer hatten sogar auf einer kleinen Insel im See bei Genf dem gewaltigen Neptunus eine Statue errichtet, obwohl die Proportionen des Sees denen dieses mächtigen Titaniden so wenig angemessen schienen. Der ganze Handel und die ganze Schifffahrt des Genfersees beziehen sich fast nur auf das an Bevölkerung, Producten und Städten reiche nördliche waadländische Ufer. Das südliche Ufer hat außer Thonon keine Stadt und keinen Hafen, wenige Producte, eine arme Bevölkerung. Dennoch aber kommen gerade von dieser savoyischen Küste die stärksten und kühnsten Schiffer des Sees. Da fast alle seine Matrosen sind Savoyarden. Es erklärt sich dieser Umstand vermuthlich daher, daß die savoyische Seite mehr als die waadländische mit Wäldern gesegnet ist, und daher hier fast alle Schiffe für den See gebaut und auch zunächst bemannt werden.

Die Winde des Genfersees sind weit unregelmäßiger als die des Garda-, des Comer- oder Locarner-Sees, und nirgends hat man so viele Namen für verschiedene Luftbewegungen, wie an diesem See. Selbst der regelmäßige sanfte Mittagswind, welcher zur Sommerszeit auf allen Seen thalauwärts streicht, erleidet hier Störungen und kommt bald aus Westen, bald aus Osten. Die savoyischen Schiffer nennen diesen Wind, der, wie ich sagte, auf den italienischen Seen „ora“ heißt: „lorebat“ und unterscheiden den „rebat de vent“ (den Mittagswind aus Osten) und den „rebat de biso“ (den Mittagswind aus Westen). Ich vermuthete, daß diese auffallende Erscheinung daher rührt, daß der

Genfersee sich in die Quere von Osten nach Westen, von den Alpen zum Jura hinzieht und daher zum Schlachtfelde des Kampfes zwischen den Alpen- und Jurawinden wird. Die obengenannten Seen von Como, Garda, Locarno, sowie auch der Zürchersee und andere Seen sind ganz zwischen zwei Mauern in einem Thale eingeschlossen, das sich nach oben hin in den Gebirgen schließt und nach unten hin gegen die Ebene öffnet. In solchen Canälen müssen die Winde natürlich sich regelmäßiger bewegen.

Die Dampffahrt von Genf nach Coppet, von Coppet nach Nyon, nach Rolle, nach Morges und Lausanne ist eine der anmuthigsten, die man in Europa machen kann. Ein französischer Schriftsteller sagt in Bezug auf diesen Küstenstrich, daß es etwas Schönes um ein Land sei, wo es keine Gärten gäbe, weil es selbst ein solcher sei. Wir hatten bis in die Nähe von Lausanne einen spiegelglatten See. Da bemerkte ich auf einmal, nach dem Genfer Ende zurückblickend, wie dort der Zustand des Sees sich verändert hatte. Während bei uns noch Alles im Sonnenschein lachte, hing dort ein finsterner Nebelvorhang auf den See herab. Unter dem Nebeltuche weg bemerkten wir, wie die Farbe des Sees so schwarz wie Kohle geworden zu sein schien. Nur mit einzelnen weißen Punkten, die von dem Uberschäumen der Wellenhäupter herrührten, war dieß Schwarz gesprenkelt. Vor ihm her zog sich von dem waabländischen Ufer quer hinüber zum savoyischen eine weiße Linie. Es war ein Sturm, der auf dem Wasser einherfuhr. Die weiße Linie zeigte die Gränze seines Fortschritts an und stellte sich, als das Ungewitter uns näher gerückt war, als ein hoher brandender Wellendamm dar, der gleich einer geordneten Schaar der Reiterei des Neptuns über den See dahinrollte. Es dauerte nur wenige Minuten, so war Alles in Aufruhr. Unser Dampfschiff arbeitete so heftig auf und ab, daß

einige Passagiere seefrank wurden, und an den Ufern leckten die Wogen wüthend empor. Wir retteten uns nach Duchy und Lausanne hinüber.

Duchy ist der Hafen von Lausanne. Die Stadt selbst hat sich eine englische Meile Weges auf ein höheres Terrain zurückgezogen und eine imponirende, weit schauende und gebietende Stellung am See eingenommen. — Sie hat von allen Städten am See die schönste Lage und scheint den Lemán, dessen Endpuncten sie so ziemlich gleich nahe ist, zu beherrschen. Die Lausanner sagen daher auch ebenso wie die Genfer „unser See“ und glauben, daß der See eben so gut Lac de Lausanne, als Lac de Genève genannt werden könnte. Beide Städte und von ihnen abhängende Ländergebiete haben auch zu verschiedenen Zeiten ihren eigenen Namen von dem See angenommen. Die Genfer und ihr Canton schlossen sich unter dem Namen „Léman“ (Département du Léman) an Frankreich an, und die Lausanner und Waadländer nannten ihr Waadland zur Zeit der helvetischen Republik „le canton du Léman“. — Ich möchte wissen, ob der alte Name des Sees Lemán, der in der ältesten Form eigentlich Liman lautet, wohl in einigem Zusammenhange steht mit dem Namen der Haßs am Schwarzen Meere, die im Russischen, Griechischen und Tatarischen auch Liman heißen.

Als Matthison in seinem „Genfersee“ den Himmel um eine Hütte nebst Gärtchen am Lemán hat, hat er gewiß das reizende Stückchen Vorland zwischen Duchy und Lausanne im Sinne gehabt, das mit wundervollen Gärten, Hütten und Landsitzen geschmückt und eine der hübschesten Erdschollen der Welt für die menschliche Niederlassung ist.

Lausanne ist reich an trefflichen und viel besprochenen Anstalten. Wir besichtigten unter ihnen das neue Gefängniß, das nach den Philadelphischen strengen Isolirungsgrundsätzen ein-

gerichtet ist, und das Cantonalmuseum, in dessen Gemälsesammlung der von Didey dargestellte Rosenlaugletscher dasjenige herrliche Bild ist, das einen Alpenreisenden am meisten anzieht. — Das „Signal“ ist ein hoher Punct bei Lausanne, von dem man, wie die Lausanner zu sagen pflegen, „die berühmteste und herrlichste europäische Aussicht“ genießt. Es giebt noch mehre Aussichtspuncte am nördlichen Ufer des Sees, die ebenfalls „Signale“ genannt werden, und von denen die benachbarten Anwohner ebenfalls versichern, daß sie „die berühmteste und herrlichste Aussicht Europas“ darböten. Ich genoß eine ganze Reihe solcher Ausichten, bei denen ich dachte, wie reich die Natur an unübertrefflichen Schönheiten ist und wie voll die Menschen von Einbildungen und dümelhaften Vorurtheilen für ihr Heimathsländchen sind.

11. Am See von Neufchatel.

Der kürzeste Landweg zwischen dem Genfer- und Neuenburger-See wird durch eine Linie von Lausanne nach Yverdun, oder von Lousonium nach Eburodunum bezeichnet. Diese Linie war daher schon zu den Römerzeiten eine viel befahrene und gut unterhaltene Landstraße und ist es noch jetzt. Es ist ein Stück einer der bedeutungsvollsten Landstraßenzüge Europas. Denn nicht weit von der südlichen Spitze des Neuenburger-Sees ist der Jura durch das Thal der Orbe und den Paß von Balaisgues durchbrochen. Dieser Paß ist von allen Jurapässen der niedrigste und mit der geringsten Mühe passirbar. Durch ihn führte die große römische Heerstraße, welche die Länder am

Genfer-Seebecken mit Gallien in Verbindung setzte. Auf der großen Tour vom nördlichen Italien nach dem südöstlichen Gallien wurden die Alpen bei dem St.-Bernhards-Passe, der Jura bei diesem Passe von Balaigues überstiegen. Durch diesen Paß kamen im Mittelalter die Pilger und Kaufleute aus Burgund und Belgien und gingen auf jener uralten Straße durch das Waadland oder Kleinburgund, längs des Genfersees, durch das Land der Mantonaten oder Unterwallis über den großen Bernhard weiter. Durch diesen Paß von Balaigues brach auch Carl der Kühne von Burgund mit seiner Armee in die Schweiz ein und wurde am Fuße desselbigen Passes bei Grandson in der Nähe von Yverdun von den Eidgenossen geschlagen.

Der Neuenburger-See ist, wie fast alle Seen der Schweiz oder, man kann sagen, wie alle stehenden Binnengewässer der Welt in beständiger Abnahme begriffen. Die Natur wie die Menschen arbeiten an seiner Verminderung und Beschränkung. In neuerer Zeit hat man ganz großartige Pläne zu der Niederlegung seines Wasserspiegels gemacht. Man glaubt, den ganzen Spiegel des Sees um 7 Fuß niedriger bringen zu können. Zwar ist noch keiner dieser Pläne ausgeführt; doch geben die vielen großartigen Unternehmungen dieser Art, welche man überall in der Neuzeit zu Stande gebracht hat, auch hier Hoffnung dazu.

— Zu der Römer Zeiten ging der See von Yverdun oder Eburodunum beinahe noch 2 Stunden weiter im Thale der Orbe hinauf. Jetzt ist dieses ganze Thalstück ein flaches, zum Theil noch wüstes, zum Theil fruchtbar gemachtes Sumpf- und Moorland. Am nördlichen Ende des Sees giebt es ein ähnliches großes Sumpf- und Moorland, das sogenannte „große Moos.“ Die meisten zusammengeschwundenen Seen der Schweiz haben solche Sumpf- und Marschländer an ihren Enden. Gewöhnlich haben

sie sie indeß nicht an beiden Enden, vielmehr meistens nur an der obern Spitze, so der Brienzensee, so der Genesee, so der Zürchersee. Da die Thäler, welche die Seen ausfüllen, gewöhnlich einen abwärts geneigten Boden haben und also nach der Gebirgsseite hin gewöhnlich minder tief sind, so mußten sie hier, wo ohnedieß von oben herab kommende Flüsse beständig Schlamm und Geröll hineinführen, natürlich schneller abnehmen als unten, und daher an diesen Punkten große Sümpfe sich ausbilden.

Seit drei Tagen, sagte man mir in Yverdun, oder „Iferren“, wie die Deutschen sagen, wie majestätisch rollen dagegen die Sylben des römischen Namens für diese Stadt Eburodunum! — seit drei Tagen habe kein Dampfschiff auf dem See fahren können, weil seit drei Tagen die Wipe auf dem Wasser haufe und jedes Schiff ans Ufer fessele. Morgen aber, hieß es, würde es wohl wieder ruhig sein, denn es sei heute der dritte Tag, und länger als drei Tage pflege die Wipe nicht zu wüthen. Also auch hier wieder drei Tage für einen Sturm festgesetzt, wie in den Steppen Südrusslands, wie bei den Friesen in der Nordsee, wie fast überall in der Welt. Es war am anderen Tage wirklich so weit ruhig, daß sich das Dampfschiff in einen siegreichen Kampf mit dem kalten Nordost einlassen konnte. Es ist kein See in der Schweiz, welcher in so hohem Grade, wie der Neuenburger, dem Nordostwinde ausgesetzt und so häufig einer unbarmherzigen Wipe preisgegeben wäre. Es ist daher auch keiner der größeren Seen, dessen Oberfläche im Laufe der Jahrhunderte so häufig mit einer Eiskruste bedeckt gewesen wäre, wie die des genannten Sees. — Es erklärt sich dieß aus seiner Gestalt und Lage. Der Neuenburger See ist ein längliches Becken, das mit seiner Hauptausdehnung von Nordosten nach Südwesten streicht. Da nach Osten hin

die ebene Schweiz ohne irgend einen Schutzdamm gegen den Wind vorliegt, so stürmen die Winde von hierher ungehindert heran. Da nach Westen hin aber die Wand des Jura aufsteigt und sich längs des Sees hinzieht, so werden die Winde, von ihr zurückgeworfen, noch verstärkt und fahren mit verdoppelter Gewalt über den See hin. Der Murtnersee, der Bielersee, der Lac de Joux im waadländischen Jura, der Lac de St. Point im französischen Jura, sie sind lauter Nachbildungen des Neuenburger Sees. Alle sind, wie er, aus Nordosten nach Südwesten gerichtet. Bei allen verhält sich die Länge zur Breite auf gleiche Weise. Alle streichen mit den Juraketten parallel und scheinen mit Wasser gefüllte Thäler des Jura zu sein. Der Boden des Neuenburger Sees ist ungefähr eben so gestaltet, wie die meisten Jurathäler, welche ziemlich gleiche und regelmäßig ausgeschweifte Wannen sind. Der See ist nirgends über 400 Fuß tief und hat nirgends solche plötzliche unergründliche Abstürze, Kessel und Löcher, solche „Berge“ (wie die Schiffer, für welche die Wasserflüsse umgekehrte Wassergebirge sind, sich ausdrücken) — wie sie fast in allen anderen Schweizer-Seen vorkommen. — Wenn dem Comersee vor allen Alpenseen in Bezug auf Naturschönheit die Palme gebührt, so thut man dagegen dem Neuenburger See nicht unrecht, wenn man ihn als den am wenigsten reizenden von allen Seen bezeichnet. Seine Figur ist sehr einförmig. Die Ufer bieten wenig Abwechslung. Dabei liegen sie für ihre geringe Höhe zu weit auseinander. Der schönste Punkt ist bei dem Orte, der dem See seinen Namen gegeben hat, bei Neuchâtel, dessen Gebiet sich längs der nordwestlichen Seite des Sees eben so hinstreckt, wie das Waadland läng der nördlichen Seite des Lemans.

Diese neuenburgische Seeküste ist der Sonne zugewendet, wie die waadländische am Lemans, und da sie deßhalb den besten

Anbau und namentlich den besten Weinbau, den größten Reichthum und die stärkste Bevölkerung hat, so heißt sie auch wohl vorzugsweise, wie jene waadländische, „la côte“ (die Küste). Man sieht längs der Küste alle Vorberge und Südabhänge des Jura mit Weinreben bedeckt. Jenseits dieses Weingehügels ziehen sich diewald- und grasreichen Rücken des neuenburger Jura hin. Die Leute theilen daher das Land ein in „les vignobles“ (das Weinland) und „la montagne.“ Diese Einteilung des Landes bezeichnet zugleich eine Abtheilung und einen Unterschied aller Zustände, der Beschäftigung, der Wohlhabenheit, der politischen Ansicht, und man hört in Neuenburg immer „la montagne“ und „les vignobles“ mit einander contrastiren.

— In den „Vignobles“ wohnen die reichen, conservativen, preussisch gesinnten Weinbergbesitzer, die Sonderbundsfreunde, in dem Gebirge die ärmeren, radicalen, antipreussischen, antisonderbündischen, republikanischen Hirten und Fabrikanten, die in den Gebirgs-Fabrikorten Chaux de Fonds und Yverdon ihren Mittelpunkt haben. Im Pays de Vaud ist ein ganz ähnlicher Gegensatz zwischen der Bevölkerung der Küste und der des gebirgigen Innern des Landes, des Jorat oder des sogenannten Gros de Vaud. Die Bewohner des Genfer See-Ufers sind auch von ganz anderem Stamme als die des Gros de Vaud, und wahrscheinlich findet auch im Neuenburgischen eine ganz ähnliche Rassenverschiedenheit zwischen den Bewohnern der Vignobles am See und denen der Jurahöhe statt. Zur Zeit der Römer gehörten diese Höhen nicht einmal zu Helvetien, sondern zum Gebiete der gallischen Sequaner. Nur die Küste wurde zu Helvetien gerechnet. Wer sich dabei an die vielen Kriege erinnert, welche die Zürcher mit ihren Seebörser geführt haben, wer die eigenthümliche Stellung kennt, welche das sogenannte Seeland (die

Nachbarschaft des Bieler Sees) im Canton Bern und ferner die Murtener Seeländer im Canton Freiburg einnehmen, der wird gewahr, daß es eine allgemeine Erscheinung in der Schweiz ist, daß die Seeanwohner sich als solche von den Bergbewohnern vielfach auszeichnen und sondern.

In dem Wirthshause zu Neuchâtel traf ich mit 20 jungen Jesuitenzöglingen aus Freiburg zusammen. Sie kehrten von einer Reise über die Alpen in die Lombardei über Genf und durch den Jura zurück. — Zwei ihrer jesuitischen Lehrer begleiteten sie, von denen einer jedoch das Commando, und zwar ein strenges und militairisches, zu führen schien. Er schien seine Verfügungen ganz und gar *motu proprio* nach streng monarchischem Principe zu treffen, ohne die Meinung und die Wünsche seiner Untergebenen zuvor einzuholen. Denn die jungen Leute, gebildete junge Männer von 16 bis 18 Jahren, wußten mir auf meine Fragen, ob sie hier in Neuchâtel zu Mittag speisen, ob sie sich den Ort ansehen, ob sie eine Excursion in die Thäler des Jura machen, oder ob sie gleich von hier nach Freiburg zurückkehren würden, nichts zu antworten, als: „Wir wissen es nicht.“ Sie setzten nicht einmal hinzu: „Unser Vater wird es bestimmen.“ — Auf einmal trat dieser herein und sagte: „Das Essen steht auf dem Tische, meine Herren; zum Speisen!“ — „Was ist bestimmt“, fragte ich wieder, „werden Sie nach den Jurathälern gehen, oder diese Stadt ansehen?“ — „Wir wissen es nicht“, hieß es wieder. Sie speisten sehr rasch. Auf einmal erhob der den Zug commandirende Jesuit von Neuem seine Stimme. „Das Boot ist fertig. Auf denn, meine Herren, zu Schiff! Wir werden noch heute Abend in Freiburg zurück sein.“ — Die Rechnung war bereits berichtigt, die jungen Leute wischten sich den Mund, und schnell hatten sie ihre Stöße ergriffen, sich ans

Ufer gemacht, waren eingestiegen, und nach einigen Minuten schon sah ich sie mitten auf den See hinaussegeln nach der Freiburger Seite hinüber.

Von allen den verschiedenen kleinen Monarchieen (Fürstenthümern, Grafschaften und Dynasten=Gebieten), die es ehemals innerhalb des jetzigen Terrains der Eidgenossenschaft gab, ist Neuenburg die einzige, die sich bis auf unsere Tage herab als solche mitten im Bunde mit lauter Republiken erhalten hat. Es wäre hier also eine vortreffliche Gelegenheit, vergleichende Bemerkungen über monarchisches und Volksregiment zu machen. — Es ist eine ausgemachte Sache, — und nicht bloß die Neuchâteller rühmen es, sondern es ist in der ganzen Schweiz landkundig, — daß kein Canton so gut gouvernirt ist wie dieser einzige monarchische Canton der Eidgenossenschaft. Alle erkennen es, daß nirgends die Gerechtigkeit so unparteiisch verwaltet, nirgends für das Wohl Aller so väterlich gesorgt, nirgends der Wohlstand aller Classen so befördert, nirgends für Straßen= und Wegebau, für alle öffentliche Anstalten so genügend gesorgt wird wie in Neuchâtel. Es gilt in der Schweiz für einen Musterstaat. Manche halten dieß für eine Wirkung seiner monarchischen Verfassung, und die meisten erkennen dabei die günstige Gesinnung und die Wohlthaten, welche die preussischen Könige diesem Ländchen gespendet haben, an. Schon Friedrich der Große und so auch die folgenden Könige bis auf den jetzigen herab betrachteten diese ihre helvetischen Besitzungen gleichsam als einen hübschen Schmuck ihrer Krone und behandelten die Neuchâteller mit Vorliebe, Schonung, ja mit Aufopferung. Die geringen Revenuen, die sie aus dem Lande zogen, ließen sie ihnen auf mancherlei Wegen, als Beiträge zum Chausseebau, als Bewilligungen für diese oder jene Landesanstalt, wieder zufließen. — Weil es aber zwischen

Nationen einmal keine Dankbarkeit giebt, so haben denn auch die Neufchateller den Königen von Preußen eben so wenig Dank dafür bezeigt, wie die Lombarden dem Kaiser von Oesterreich, unter dessen Herrschaft ihr Land eben so das bevorzugte und das best gouvernierte und administrierte Land in Italien war, wie Neufchatel unter Preußen in der Schweiz. — Wie Neufchatel eigentlich an Preußen kam, ist noch jetzt nicht recht klar. Ich besuchte einen berühmten Professor der Geschichte in Neufchatel, welcher mir mehre dunkle Punkte in der Geschichte der Vorgänge nachwies, die vor 150 Jahren bei dem Aussterben der alten Neufchateller Fürstenlinie und bei der Wahl eines neuen Fürsten unter den vielen Brätendenten statthatten. Nun hat Neufchatel dieses Band, durch das es 150 Jahre lang mit Preußen verbunden war, aufgelöst, und die Historiker haben ihm noch nicht einmal deutlich nachgewiesen, wie es eigentlich zu diesem Bande kam.

Neufchatel hat übrigens unter seinen eigenen Mitbürgern eben so viele Wohltäter, wie unter den Inhabern der preussischen Krone gefunden. Der industriöse und erwerbliche Sinn, der den Neufchatellern in eben so hohem Grade wie den übrigen Schweizern eigen ist, hat ungeheure Geldmittel in die Hände einzelner Familien gebracht, und ihr Patriotismus hat sie vermocht, diese Mittel zum Vortheil ihres Ländchens auf eine höchst wohlthätige Weise zu verwenden. Durch seine Bourtales, seine Buris und andere berühmte Mitbürger ist die kleine Stadt von kaum 6000 Einwohnern mit Wohlthätigkeitsanstalten geschmückt, die selbst einer großen Residenz zur Zierde gereichen könnten. Noch eben jetzt läßt wieder ein anderer Bürger der Stadt ein großartiges Irrenhaus bauen. — Ich bekam überhaupt Gelegenheit genug, mich zu wundern über die Anzahl gebildeter und ausgezeichneten Männer, die ich in diesem Städtchen

fand. — Wenn es gewiß wäre, daß man jeder Stadt von 6000 Einwohnern dadurch, daß man sie zur Hauptstadt eines kleinen Cantons machte, so viel Gemeinſinn, so viel Patriotismus, so viel Bildung und Bildungsanstalten mittheilen könnte, wie Neuchâtel sie hat, so sollte man die ganze Welt in lauter kleine Cantons abtheilen, um dadurch die Menschheit en détail auszubilden und zu beglücken.

Seit einigen Jahren befindet sich auch eine der drei französischen Akademien der Schweiz hier. Die beiden anderen sind zu Genf und Lausanne. Sie sind für die französischen Schweizer dasselbe, was für die deutschen Schweizer die drei Universitäten Bern, Zürich und Basel sind, die Wächter und Förderer der höheren Erziehung. Diese Akademie, ihre ausgezeichneten Lehrer, unter denen sich auch Agassiz befindet, so wie ihr schönes Gebäude am See, das eins der zweckmäßigsten und elegantesten akademischen Gebäude ist, die ich sah, verdankt die Stadt wieder größtentheils der Gunst des Königs von Preußen. In ihren Sälen sind höchst interessante und vortrefflich geordnete wissenschaftliche Gegenstände aufgestellt. — In der Abtheilung für Gemälde befindet sich jenes herrliche große Bild von Calame, von dem ich oben sprach, der Sonnenaufgang auf dem Monte Rosa. Es ist eins der wenigen Gemälde, bei dessen Anblick man fast eben so ergriffen wird, wie beim Anblick der Natur selbst. Wären alle Momente, alle Motive und alle Scenen, welche die Alpen darbieten, schon von den Malern so aufgefaßt, wie dieser eine Moment und diese eine walliſche Scene von Calame, so könnte man, statt zu den Alpen selber, zu diesen verschiedenen Conterfeis der Alpen reisen.

12. Von Neuchâtel nach La Chaux de Fonds.

Ich besuchte von Neuchâtel aus die durch ihre interessante Industrie so berühmten Jurathäler, die Uhren fabricirende Bevölkerung der Thäler von La Chaux de Fonds und Locle. Der Grund dieser Thäler liegt so hoch, wie die Spitze des Brocken und ganz nahe an der französischen Gränze. Man hat zuvor zwei Reihen Juraketten zu übersteigen, ehe man in jene Thäler selber gelangt. Der Jura, der von der ebenen Schweiz aus sich als eine einige und geradefort streichende Gebirgsmauer, fast ohne Gipfel, fast ohne Einschnitte und ohne Verdoppelung der Ketten, darstellt, offenbart, so wie man ihm näher rückt, oder in ihn selber hineindringt, eine viel mannigfachere Physiognomie. Die Alpen mit ihren Spitzen, mit ihren tiefen Einschnitten und Thälern wirken schon von Weitem elektrisirend auf die Phantasie und spannen die Erwartung auf mannigfaltige Weise. Der Jura dagegen, der sich, wie gesagt, als ein einförmiger Wall darstellt, überrascht mehr beim Eintritt, weil er wenig verspricht. — Er hat seine ganz eigenthümlichen Bodengestaltungen, Naturscenen, Berg- und Thalsoformen und Ansichten, die in den Alpen, so reich sie sind, doch nicht wieder vorkommen. Ich will einige dieser eigenthümlichen landschaftlichen Juraansichten und Jurascenen hervorheben.

Sie gehen alle aus der eigenthümlichen Erhebungsweise des Gebirges hervor, das sich im Ganzen als eine drei- oder vierfache Reihe länglicher und parallel streichender Erdrücken auffassen läßt. — Diese Rücken laufen alle mit einer merkwürdigen Gleichartigkeit der Richtung von Südwesten nach Nordosten und bleiben sich in ihrer Höhe durchweg fast eben so gleich, wie in ihrer Streichungslinie. Ihre Höhen sind bei Weitem nicht in

dem Grade von den Elementen zerstört, zerstückelt und ausgefressen, wie die Spitzen der Alpen oder anderer Gebirge. Nur an wenigen Punkten werden sie durchbrochen. Man sieht häufig stundenlange, oft sehr anmuthig abgerundete Dämme, die auf einer Strecke von mehreren Meilen ganz gleich hoch bleiben und auf deren üppig bewachsenen Grasrücken man hinget wie auf dem Rücken eines langen Daches. Häufig streichen zwei solcher Dämme in ganz gleichen Abständen und ganz geraden Linien nebeneinander hin und bilden so ein Thal von mehreren Meilen Länge, das man sich geradefort wie eine Straße weithin erstrecken sieht. Da diese Längenthäler nie sehr tief eingeschnitten sind, ihr Boden vielmehr gewöhnlich sehr hoch liegt, so gleichen sie langen, schwach ausgetieften Mulden und haben gleichsam die Gestalt unserer Tröge zum Brodbacken. Gewöhnlich sind ihre Seitenwände, sowie ihr Boden mit Gras ausgepolstert, zuweilen mit Waldungen besetzt. Nicht selten auch deckt das Gras in der Tiefe des Thalgrundes einen sumpfigen Moorgrund, so daß die Menschenwohnungen und Dörfer sich alle aus dem Thalgrunde zurückgezogen und längs der Thalwände hingelegt haben. — Sehr häufig findet man in diesen Längenthälern keinen Fluß. Anders ist es in den Querthälern, welche die verschiedenen parallelen Dämme durchbrechen. Sie sind meistens tief ausgefurcht, in ihnen fließen die Gewässer der Quellen ab, und sie bieten die mannigfaltigste Scenerie dar. Sie bestehen gewöhnlich aus mehreren kleinen Stücken der Längenthäler, in denen das Wasser so lange fortfließt, bis es den Wall zur Seite durchbrechen kann. Bei diesen Durchbrüchen der Dämme oder Gebirgswälle sind zu Zeiten sehr enge Thore, die ganz eigenthümlich gestaltet sind. Der dicke breite Wall des Rückens ist häufig bei diesen Thoren zu äußerster Dünnhcit weggeschliffen. Dabei erniedrigt er sich der Art, daß

er zuweilen nur einer dünnen Mauer gleicht. In manchen Fällen glaubt man, die verschiedenen Theile des Gebirgswalles seien nur durch ein künstliches, von Menschenhand herrührendes Gemäuer verknüpft. Auf den Felsen dieser Thore sind sehr häufig Burgen gebaut, und zuweilen bohrt sich das Wasser zwischen ihnen durch oder unter ihnen weg einen Weg.

Von Neuchâtel aus tritt man zuerst in das reizende kleine Querthal des Seyon, welches das Fürstenthum Vallengin ausfüllt. Man passirt die kleine Hauptstadt, die sehr alterthümlich aussieht. Von da erhebt man sich in verschiedenen Stufen bis an den Fuß der hohen und mit dunklen Fichtenwäldern besetzten Tête de Rang. Auf hohem Absatz, längs seines Fußes sich hinschlängelnd, erblickt der Wanderer eine Pforte, die diesen großen Damm durchbricht, und schlüpft durch diese Pforte hindurch in das hohe fluflose Längenthal von La Sagne hinein. Zur Rechten und Linken laufen die Blicke weit in die Ferne auf dem grünen Boden dieses Thales hin. Man fährt quer hindurch, schlüpft abermals durch den Durchbruch eines Bergdammes und tritt wieder in ein solches dem vorigen vollkommen gleiches und paralleles Längenthal. Dieß ist das berühmte Thal von Chaux de Fonds und Roche, der Mittelpunkt der merkwürdigsten Industrie des Jura, die sich durch einen langen Strich dieses Gebirges hinzieht.

Die Bevölkerung des französischen Jura galt schon seit alten Zeiten als sehr intelligent und geschickt in mancherlei Handarbeit. Indenselben Thälern, in welchen jetzt die so viel Geschicklichkeit erfordernde Uhrenfabrikation blüht, wurden schon seit unvor- denklischen Zeiten mancherlei andere verwandte Metallarbeiten vom Volke betrieben. Es wurden hier Schlosser-, Kupfer- und Messerschmiedewaaren von jeher gefertigt. Dieß mag den Genius des Volkes für die fruchtbare Aufnahme der Uhrmacher-

Kunst vorbereitet haben. Auch waren Genf, Lausanne und andere dem Jura benachbarte Städte von jeher durch ihre Gold- und Silberarbeiten, sowie durch ihre Bijouterieen renommirt. — Jene Kunst faßte zuerst festen Fuß am südlichen Ende des Jura in Genf. Hier blühte sie bereits im 16. Jahrhundert. Und schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts sollen die Genfer jährlich über 5000 von ihnen gefertigte Uhren in die Welt hinausgeschickt haben. Seitdem hat sich dieses Quantum verfünffzigfacht. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde dieser Genfer Industriezweig, der damals auch schon manches industrielle Genie in den benachbarten Gebirgen Savoyens und des Jura beschäftigte, auch in die bis dahin öden Thäler des höheren und inneren Jura verpflanzt. Wie zu den politischen Umwälzungen unserer Tage, wie zu allen menschlichen Reformen, gab ein Zufall die Veranlassung dazu. — Ein englischer Pferdehändler passirte den Jura auf der Straße bei dem Dorfe Locle. Im Wirthshause zog er seine Uhr hervor und schalt auf ihr schlechtes Räderwerk, das schon wieder verdorben sei. Er öffnete sie, legte die Stücke auf dem Wirthshausstisch auseinander und war in seinem Aerger im Begriff, sie als unnütz völlig zu zertrümmern. Da bat ein junger Bergbewohner Namens Richard, der neugierig hinzugetreten war, um Gnade für die Uhr, vielleicht könne er den Fehler entdecken und sie wiederherstellen. Der Engländer übergab ihm seine Uhr, trotz des Widerspruchs des Vaters des jungen Richard, der da behauptete, sein Sohn sei ein Phantast und würde ihm gewiß das ganze Werk völlig verderben. Der junge Richard hatte die Geschicklichkeit, den Fehler des kranken Uhrwerks zu entdecken und ihm abzuhelpen, und der Engländer voll Verwunderung und Freude darüber machte ihm nachher ein kleines Geschenk, das den armen Bauerjungen in Stand setzte, seinem Geschmack für

daß Studium der Uhrmacherkunst zu folgen und sich das dazu nöthige Handwerkszeug anzuschaffen. — Er besuchte einige Male die Stadt Genf, um von den dortigen Meistern zu lernen. Diese machten zwar aus vielen Proceuren ihrer Kunst ein Geheimniß und wollten ihm insbesondere keine sogenannte Divisionsmaschine, — diejenige Maschine, durch welche die Uhrmacher die genauen Abstände der kleinen Einschnitte der Uhräder zu Stande bringen und diese Einschnitte selber operiren, abtreten. Allein Richard, dessen erfinderischer Geist nun einmal in leidenschaftliche Erregung gebracht war, half sich selber und erfand eine Divisionsmaschine nach seinem Systeme. Da sein Etablissement zu floriren begann, so fand er Nachahmung, und nicht nur seine Nachkommen blieben bis auf den heutigen Tag herab Uhrmacher, sondern auch die ganze Bevölkerung des Jura folgte weit und breit dem in dieser Richtung gegebenen Impulse. — So erzählte mir die Entstehung dieser merkwürdigen Industrie, die mit der Seiden- und Baumwollenmanufactur zu den wichtigsten Industriezweigen der Schweiz gehört, ein Herr Richard in Yverdon, ein Ururenkel jenes Tubalkain der Uhrenverfertiger des Jura, noch jetzt, wie sein Vater, wie sein Groß- und Urgroßvater, einer der ausgezeichnetsten Meister in dieser Kunstbranche.

Man kann sagen, daß von Genf aus durch den ganzen Jura hin bis in den Canton Bern hinein die Uhrmacherkunst als eine Volksbeschäftigung verbreitet ist. Im waadländischen Jura sind es besonders das Thal des Lac de Joux, drei Meilen vom Genfersee, und dann das Thal von St. Croix, zwei Meilen von Yverdon, deren Bewohner in Richard's Fußstapfen getreten sind. Im bernischen Jura blüht dieser Industriezweig vorzugsweise in dem Thale von Courtelary, dem sogenannten Erguel. Doch sind die Thäler des neuenburg'schen Jura, besonders das Val

Travers und vor allen Dingen das, zu welchem ich jetzt empor= gestiegen war, die Hauptstüße dieses merkwürdigen Gewerbes, welches hier einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat, daß die Genfer Uhrmacher in neuerer Zeit dagegen zurück= getreten sind. Um sich einen Begriff von der Wichtigkeit dieses schweizerischen Industriezweiges und von dem Antheile, den die verschiedenen Districte daran haben, zu machen, werfe man einen Blick auf folgende Zahlen. Im Ganzen bringt der Jura (nebst Genf) alljährlich nicht weniger als nahe an oder über 230,000 Uhren in den Handel. Davon liefert der berner Jura etwa 40,000, der neuenburger über 110,000, der waabländische 12,000, und Genf circa 50,000. Die Preise dieser Uhren gehen bis auf 10, ja auf 5 Franken herab und steigen auf 4000, ja auf 6000 pr. Stück. Es ist daher sehr schwer, die Größe des durch jenen Industriezweig in Schwung gesetzten Capitals zu schätzen. Doch nimmt man auch nur 50 Franken als den Mittelpreis jener Uhren an, so erhält man ein Minimum von circa 12 Millionen Franken, welches Capital den Werth der Arbeit jener Jura= bewohner repräsentirt. — Da die rohen Stoffe, welche die Uhr= macher aus der Fremde einführen, im Ganzen sehr geringen Werth haben, und nur unbedeutende Quantitäten davon nöthig sind, so kann man wenigstens $\frac{2}{3}$ jenes Capitals als einzig und allein durch den Geist und die Handgeschicklichkeit der Leute hervorgebracht betrachten. — Der Werth der wenigen Centner Stahl und Eisen, deren sie jährlich bedürfen, wird tausend= und millionenfach durch die Bearbeitung erhöht. Selbst der Werth des Goldes und der Edelsteine, die sie verarbeiten, wird durch zweckmäßige Umgestaltung verdoppelt und verdreifacht.

Bei der Kleinheit der verschiedenen Theile einer Uhr und der so nothwendigen Genauigkeit der Arbeit, ist eine große Geschicklichkeit und Übung der Hand und des Auges erforderlich.

Die verschiedenen mechanischen und chemischen Prozesse, deren Kenntniß bei der Bearbeitung dieser kleinen Theile, bei ihrer Vergoldung, bei ihrer Stählung und Gestaltung, nöthig ist, so wie die wissenschaftlichen Grundsätze, auf denen die Construirung und Composition einer Uhr beruht, machen eine durchaus intelligente, denkende und kenntnißreiche Bevölkerung nothwendig. Sie setzen eine solche Bevölkerung voraus und rufen auch in ihr immer neue geistige Kräfte und neue Geschicklichkeit hervor. Ich fand hier oben Uhrmacher, die selbst astronomische Observatorien besaßen, um den Bau ihrer Chronometer wissenschaftlich reguliren zu können. — Der Menschenfreund findet daher in diesem Handwerke des Jura einen Industriezweig, der ihm fast nur erfreuliche Seiten darbietet. Das Talent und Genie ist in La Chaux de Fonds und Locle seines Lohnes beinahe gewiß. Der Mensch wird in den dortigen Fabriken fast nie zur Maschine erniedrigt. Denn durch bloße Maschinenarbeit läßt sich hier nur Weniges vollbringen. — Die Bewohner sind alle sehr gut unterrichtet. Es giebt keine rohen und unwissenden Fabrikproletarier, auch keine armen Sklaven, wie in den englischen Manufacturdistricten. Es ist auch kaum möglich, daß je Maschinen erfunden werden, welche in der Uhrmacherkunst menschliche Verstands- und Handthätigkeit in dem Grade entbehrlich machen werden, wie dieß in der Weberei, Spinnerei, Spitzenklöppelei und vielen anderen Handarbeiten geschehen ist. Der erste Begründer der Uhrmacherkunst im Jura ist daher ein wahrhaftiger Wohltäter seines Heimathlandes geworden, was sich von der Begründerin des Spitzenklöppelns im sächsischen Erzgebirge und von den Reformatoren anderer Industriezweige nicht mit derselben Gewißheit behaupten läßt. — Aus der durch ihr Gewerbe bei ihnen geweckten Intelligenz erklärt es sich denn auch, daß diese Künstler von Locle und La Chaux de Fonds zur

radicalen Partei gehören. Beständig mit der Bemessung des Fortschritts der Zeit beschäftigt, sind sie entschiedene Fortschrittsmänner geworden. Sie haben schon seit lange, wie ich bereits oben andeutete, gegen die conservativen Grundbesitzer in den Weinbergen am See Opposition gemacht, und in neuester Zeit ist von diesen freisinnigen Uhrmachern die Staatsumwälzung ausgegangen, welche Neuenburg von dem Einflusse der preussischen Könige befreite.

Es ist merkwürdig, daß die berühmtesten Uhrmacher der Welt, diese Jurasier nämlich und unsere Schwarzwälder, Berg- und Waldbewohner sind. Rohere Arbeiten, welche bedeutende Quantitäten roher Stoffe in Anspruch nehmen, sind von Umständen abhängiger, und ihre Betreibung muß sich mehr an diejenigen Orte, wo diese rohen Stoffe erzeugt werden, oder wo sie leicht zu haben sind, anschließen. So blühen z. B. die steierischen Eisensfabriken in der Nähe der steierischen Eisenergbetriebe, die englischen Baumwollenmanufacturen in der Nähe des Wollhafens von Liverpool. Die Uhrmacher dagegen mögen sich in den verstecktesten und entlegensten Winkeln der Erde mit Vortheil etabliren. Man kann ihnen die wenigen rohen Erzeugnisse, die paar Pfund Stahl und Eisen, die wenigen Stangen Gold und Silber, die kleinen Säcke voll Rubinen und Diamanten, deren sie bedürfen, überall zuführen.

Da die Uhrenmanufactur so wenig an eine bestimmte Localität gebunden ist, so schien es daher den Franzosen und anderen Nachbarn der Neuchâtelles auch leicht, sie in ihr eigenes Land zu verpflanzen. Allein hierin haben sie sich getäuscht. Die Franzosen, welche gern an dem Profite ihrer schweizerischen Nachbarn Theil genommen hätten und sie um ihre blühende Industrie beneideten, haben sich namentlich, schon im vorigen Jahrhunderte, sehr bemüht, in ihrem eigenen Lande eine

uhrenfabricirende Bevölkerung zu schaffen. Zu verschiedenen Zeiten, und noch neuerdings unter Louis Phillipp, haben sie große Summen (mehrere Millionen) aufgewandt, um gute Meister und Lehrer vom Jura zu erhalten, um Uhrmacherschulen zu begründen, um durch Prämien und Vorschüsse solche Fabrik-etablissemments zu befördern. Allein dieß Alles ist bisher vergebens gewesen. Die französischen Uhrmacher haben nicht mit denen vom Jura concurriren können und ihre, die Duellen des neuenburgischen Nationalwohlstandes bedrohenden Unternehmungen wieder aufgeben müssen. Wo ein solcher Industriezweig einmal feste Wurzel gefaßt hat, da schafft er sich in seiner Umgegend sofort eine Menge vortheilhafter Verhältnisse und Umstände, mit deren Benutzung er leicht den concurrirenden Bemühungen Anderer trogen kann. Die Bevölkerung wird einem solchen Gewerbe dann geneigt und gewogen. Schon von Jugend auf werden die Kinder darauf hingewiesen und dazu erzogen. Das Talent, welches zur Sache nöthig ist, wird frühzeitig entwickelt und fast erblich in den Familien. Die Uhrenfabrikation ist namentlich ein sehr componirtes Gewerbe; sie steht mit vielen anderen kleinen Gewerben in Verbindung und stützt sich auf sie. Es dauert daher einige Zeit, bis sie alle die nöthigen Hilsgewerbe in ihrer Nachbarschaft hervorgerufen hat. Hat sie dieß aber erst einmal, so ist sie nicht so leicht wieder auszurotten. Namentlich bedarf sie, wie ich schon andeutete, guter Volksschulen und einer intelligenten Bevölkerung, und diese läßt sich am wenigsten improvisiren. Auch der Umstand, daß sie so weit von den großen Marktplätzen der Welt entfernt sind, kann diesen fabricirenden Bergbewohnern wenig hinderlich sein und giebt den Parisern oder Londonern nur einen geringen Vorthail über sie. Denn ihre Waare ist bei hohem Werthe von sehr geringem Umfange und kann daher

aus jedem entfernten Weltende mit Leichtigkeit zu den großen Märkten und Messplätzen geführt werden. Einen bedeutenden Antheil an der Entwicklung ihrer Industrie schreiben die Neuenburger auch den freisinnigen Institutionen ihres Landes, den geringen Abgaben, der vollständigen Freiheit, welche der Handel daselbst genießt, und der dadurch begünstigten Freiheit der Bewegung und Speculationsthätigkeit der neuenburgischen Bergbevölkerung zu. Und diese Vortheile lassen sich noch viel weniger in anderen Ländern, wo sie nicht schon seit lange existiren, sofort schaffen. Die Neuenburger sehen daher von ihren Bergen herab den Bemühungen der Franzosen und anderer Nationen, ihnen die Quellen ihrer Nationalblüthe abzugraben, ohne ängstliche Befürchtungen zu. Auch die Berner haben kürzlich mehrere Projecte gemacht, in ihrem verarmenden berner Oberlande eine Uhrmacherschule und eine Uhrfabrikantencolonie zu stiften — Projecte, die bisher noch zu nichts geführt haben.

Am sichersten fühlen sich die Neuenburger im Besitze ihrer Errungenschaften, seitdem ihr Handel über die Gränzen der Nachbarländer hinausgetreten ist und sich fast über alle Länder und Theile der Welt verbreitet hat, seitdem sie für Amerika, für die Türkei, für Ostindien, für China eben so arbeiten, wie für die schweizer Cantone, für Deutschland und Frankreich. Da eine allgemeine Zerrüttung des menschlichen Verkehrs und Wohlstandes kaum denkbar ist, so findet ihr Absatz, der sich auf die Bedürfnisse der ganzen Welt stützt, immer irgendwo eine Gelegenheit, sich für die Verluste zu entschädigen, die er anderswo erlitten haben sollte. Früher standen die neuenburger Uhrmacher, wie es scheint, in einiger Abhängigkeit von Genf, durch dessen Vermittelung ihre Geschäfte betrieben wurden. In neuerer Zeit haben sie sich von dem Genfer Einflusse eben so emancipirt, wie dereinst die amerikanischen Colo-

niesen sich von ihrem englischen Mutterlande emancipirten. Sie haben zunächst in der Stadt Neuchâtel einen vermittelnden Markt gefunden, und jetzt schon haben sich unter den Uhrmachern selbst auf den Bergen große Handelshäuser etablirt, die an Ort und Stelle die Geschäfte betreiben. Die Rivalität zwischen Neuenburg und Genf ist auf diese Weise für das erstere sehr glücklich gewesen, und durch jene Emancipation ist nicht nur der Uhrenhandel, sondern auch die Uhrenfabrikation in Genf etwas gesunken, während im Jura Beides einen erstaunlichen Aufschwung genommen hat. Während (nach Picot) die Genfer im Anfange dieses Jahrhunderts (1819) jährlich 70,000 Uhren fabricirten, werden von ihnen jetzt nur noch 40,000 bis höchstens 50,000 gemacht. Und während die Neuenburger am Ende des vorigen Jahrhunderts (1770) jährlich nur erst 12,000 Uhren zu Stande brachten, verfertigen sie jetzt jedes Jahr über 130,000. (Die Bewohner des berner und waadländischen Jura verfertigen den Rest der oben von uns angeführten Summe aller Uhren.)

Der Boden des Thales von La Chaux de Fonds und Locle liegt, wie ich sagte, fast so hoch, wie die Spitze des Brocken. Es war demnach früher, wie alle anderen Hochthäler des Jura, bloß ein von wenigen Hirten bevölkertes Grasland. Und im Ganzen hat es noch jetzt diesen Charakter, obwohl die vermehrte Bevölkerung auch zu vielen Versuchen zum Anbau mancher Nahrungspflanzen geführt hat. Die meisten dieser Versuche sind an dem rauen Klima der Gegend gescheitert. Getreide gedeiht hier gar nicht mehr, und selbst Kartoffeln lassen sich nur mit Schwierigkeit erzielen. Es müssen daher fast alle Früchte vom Neuchâteller See her heraufgeführt werden, und auf den Marktplätzen der beiden reichen, oftgenannten Orte sieht man die Äpfel, die Kirschen, die Weintrauben, die Kartoffeln selbst, in Kisten verpackt und, wie Reisende zu einer weiten Tour ge-

rüflet, fast auf die Weise feilgeboten, wie bei uns die Pomeranzen und Apfelsinen. Das Leben ist daher hier oben theuer. Doch sind die Leute durch alle die anderen Vortheile, die ihre Lage darbietet, in Stand gesetzt, diese Theuerung zu ertragen. Die Bevölkerung ist in so bedeutendem Maße gewachsen, daß, obwohl Locle und La Chaux de Fonds nur das Recht und den Rang von Dörfern oder Flecken haben, ein jedes von ihnen mehr Einwohner hat als die meisten übrigen schweizer Städte. Sie haben doppelt so viel als Chur, oder Lugano, oder Neufchatel, und beinahe so viel als Lausanne oder Zürich, nämlich über 10,000

13. La Chaux de Fonds.

Als ich zuerst in La Chaux de Fonds eintrat, war es schon Abend, und es gewährte mir, nachdem ich mich, wie gesagt, von Stufe zu Stufe und durch Wälder und über Schafweiden erhoben, eine freudige Ueberraschung, auf dieser unwirthlichen Höhe, wo ein rauher Octoberwind uns nöthigte, unsere Mäntel dicht zusammenzuziehen, einen von Gasflammen hell erleuchteten Ort mit geraden Straßen, mit hohen Häusern, mit weiten Plätzen, mit eleganten, in aller Hinsicht comfortablen Hotels zu finden. Diese Hotels waren voll von fremden Geschäfts-
männern aus allen Theilen der Welt, amerikanischen, französischen, deutschen Kaufleuten, Edelsteinhändlern, Gold- und Silberbarrenverkäufern, Uhrengroßhändlern, Mechanikern, Technikern und Gelehrten aus Genf, aus Paris, aus Frankfurt und London. Auf den Straßen hörte ich das Blasen der Postillone und das Rasseln der Dilligencen, die aus verschiedenen Gegenden ankamen. Und da ich einige Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte, so erhielt ich noch denselben Abend eine Einladung zu

dem „Salon“ der Madame „Salon?“ fragte ich. Ja wohl, einige unserer reichen Banquiers und Kaufleute halten hier oben offenen Salon, wo jeder Gebildete willkommen ist, und wo man politische und literarische Erscheinungen bespricht.

Natürlich giebt es hier einige ausgezeichnete Meister in der Uhrmacherkunst, die alle Theile ihrer Werke entweder selbst verfertigen oder sie doch unter ihrer unmittelbaren Aufsicht vollführen lassen. Sie bringen die vollkommensten Producte der astronomischen Uhren, die Chronometer für die Weltumsegler, zu Stande. Doch sind deren nur wenige, und bei der Menge herrscht das Princip der Theilung, durch welches allein diejenige Billigkeit des Preises und zugleich diejenige mittelmäßige Güte der Uhren hervorgebracht werden kann, die der Industrie ihre Ausdehnung und Bedeutung gegeben hat. Sie haben sich der Art in die Arbeit getheilt, daß fast jedes der vielen kleinen Messing-, Eisen-, Gold- und Steinstücke, jede Gattung von Mädchen, jede Schraube, Feder, Spirale, jedes Ketten und Deckelchen, aus denen ein Uhrwerk besteht, seine eigene Classe von Arbeitern erzeugt hat. Diese verschiedenen Classen von Arbeitern greifen natürlich, da sie alle an einem und demselben Werke arbeiten, alle ebenso in einander, wie die Theile ihres Werkes selbst. Sie wohnen alle nachbarlich wie die Uhrenräder neben einander und setzen sich durch mündliche Bestellungen, genaue Zeichnungen und Musterproben in Bezug auf ihre Bedürfnisse mit einander in Rapport. Es giebt Hunderte von Kunstausdrücken für die Bezeichnung dieser Arbeiterclassen, sowie für die Größe oder Beschaffenheit der Säckelchen, die sie von einander zu haben wünschen. Manche beschäftigen sich bloß mit der Verfertigung eines einzigen Elementartheilchens der Uhr. Jeder muß aber doch auch das Ganze kennen, um dieses Elementartheilchen richtig beurtheilen und verfertigen

zu können. So z. B. giebt es Etablissements, die mit 40 oder 50 Arbeitern nichts produciren als alle möglichen Gattungen von Spiralfedern, andere, die bloß Schrauben von allen nöthigen Größen und Stoffen verfertigen, noch andere, in denen bloß Edelsteine für die Uhren geschliffen werden.

Nach diesen Elementargeistern, so zu sagen, folgen dann die, welche einzelne Theile der Uhr, die schon etwas componirter sind, und bei denen sie sich schon der Producte ihrer Nachbarn bedienen müssen, verfertigen. Endlich kommen die, welche die Uhrenbestandtheile überall aufkaufen und die Uhren selber zusammensetzen. Da indeß, wie gesagt, jeder, um seinen Theil vollkommen herzustellen, auch das Ganze kennen muß, und da jeder gewöhnlich als Lehrling bei den verschiedenen Künstlern die Runde gemacht hat, so sind viele von denen, die sich der Hauptsache nach nur einem gewissen Uhrenbestandtheile gewidmet haben, doch nebenher auch noch eigentliche Uhrenverfertiger, und man kann in den meisten verschiedenartigen Etablissements auch einen kleinen Vorrath fertiger Producte finden. Endlich giebt es auch solche Etablissements, die sich nur mit dem Verhandeln der Uhren en gros befassen, wieder andere, die bloß als Banquiers und Wechselr den Fabrikanten und Kaufleuten zur Seite stehen, noch andere, die bloß mit Rohproducten handeln, mit Edelsteinen, Gold, Silber, Stahl &c. Einige sind bloß Goldschmiede und verfertigen nur die goldenen und silbernen Gehäuse der Uhren, liefern sie jedoch nur in rohem Zustande. Ihre geschmackvolle Ausschmückung ist wieder die Beschäftigung einer eigenen Classe von Arbeitern, der sogenannten „Guillocheurs“. Neben diesen haben sich dann wieder in neuerer Zeit in benachbarten Thälern Papparbeiter und Stuiwerfertiger angeschlossen. Diese Stuiwerfertiger wohnen besonders häufig im Val Travers, einem Thale, das mehrer Meilen

von dem von La Chaux de Fonds entfernt liegt. Ihr Geschäft hat besonders in neuerer Zeit, wo alles Aeußere eleganter und alles Innere — auch bei den Uhren — untüchtiger geworden ist, eine bedeutende Blüthe erreicht. Man macht jetzt, um der Eitelkeit der Kunden zu schmeicheln, elegante, mit Gold und Sammet geschmückte Etuis schon für Uhren von sehr geringem Preise, die ehemals sich eine Verpackung in gewöhnliche hölzerne Kasten gefallen lassen mußten. Die gemeinen Uhren machen also den feinen, edlen Werken gegenüber eben solche Ansprüche, wie die geringen Leute dem noblen Blute unseres Adels gegenüber. Ebenso hat sich auch die Classe der Guillocheurs und Gehäusausschmücker außerordentlich vermehrt und ist geschmackreicher und routinirter geworden. Doch sollen die Genfer, was den Geschmack betrifft, noch den Neuenburgern voraus sein, was sich wohl aus allerlei Umständen erklären läßt.

Ich bemühte mich, sowohl in La Chaux de Fonds, als den folgenden Tag in Locle, von jeder Classe der verschiedenen Establishments einige aufzufinden und zu besuchen, und fand überall die größte Bereitwilligkeit zu meiner Belehrung. Bei einem Spiralfederfabrikanten stellte ich die Frage, in welchem Verhältnisse wohl durch seine den Stoff veredelnde Arbeit der Preis des rohen Eisens erhöht würde. Er hatte einen ungeheueren Vorrath von Spiralfedern aller Größen. Er nahm die kleinste Gattung, die so winzig war, daß wir ihre regelmäßige Gestalt nur durch eine Loupe erkennen konnten, wie das Glied des Organismus irgend eines kleinen Insects. Diese Federn kosteten per Stück einige Franken. Einige Duzend davon gingen auf einen Gran. Der Mann multiplicirte die Grane und Quentchen, die Lothe und Franken und brachte endlich heraus, daß ein Pfund von dieser kleinen Eisenwaare circa 3 Millionen Franken werth sei, daß also durch Arbeit der Werth des rohen

Stoffes vermillionenfacht sei. Diese Fabrikanten gehen also mit ihrer Erhöhung des Stoffwerthes noch über Raphael und Tizian hinaus, denn ohne Zweifel erhielten die Werke dieser Maler nie den Preis des millionenfachen Werthes der zu ihnen verbrauchten Leinwand und Farbe. Die Verse Lord Byron's, der für eine Zeile zu Buchstaben und götlichen Versen umgestalteter Tinte eine Guinee erhalten haben soll, kommen jenen Spiralsfedern der Uhrmacher noch wohl am nächsten.

Bei manchen Branchen der Uhrmacherei fand ich auch Frauen und Mädchen beschäftigt, so z. B. namentlich beim Edelschleifen. Da man in neuerer Zeit immer mehr und mehr Räder in Edelfsteinen laufen läßt, und da jeder Besitzer, selbst einer sehr mittelmäßigen silbernen Uhr, sein „quatre“ oder „huit trous en pierres“ auf seinem Uhrwerkdeckel angebracht sehen will, so haben die Edelschleifereien auch sehr zugenommen. Es giebt Uhrwerke, für die man bis 20 Edelfsteine verbraucht. Diese Steine müssen für kleine Uhren fast so dünn wie Papier geschliffen werden. Dazu haben die Frauen insbesondere die dazu nöthigen feinen Finger. Es ist eine sehr schwierige Arbeit. Die Steinchen sind so klein, daß sie sie mit bewaffnetem Auge betrachten müssen. Ich sah hier große Steinschleifereien, deren jährliches Arbeitsproduct, die Myriaden kleiner Rubinscheibchen, man in einem kleinen Papierschächtelchen wegtragen konnte. In einer derselben traf ich ein Mädchen, welches ohne Finger geboren war, aber mit seinen Fingerstumpfen und Daumen-Rudimenten die kleinen Steine so gut zu handhaben wußte, daß ihr Principal es für seine geschickteste Arbeiterin erklärte.

Ich sah in den verschiedenen Etablissements die ingenieussten und interessantesten Maschinen, welche der menschliche Geist erfunden und construirt hat. Dahin gehören die Guillochir-

maschinen, die Divisionsmaschinen für die regelmäßige Auszählung der Räder und andere. Bei der Einrichtung aller dieser Maschinchen wird fortwährend geändert und gebessert. Und alle Augenblicke taucht eine neue Erfindung, eine neue Methode, ein neuer Proceß auf, der entweder eine bisher bestehende kleine Branche der Arbeit und der Arbeiter zu reformiren oder ganz zu beseitigen droht. Es wurden mir die interessantesten Beispiele von dem Aufstauhen, der Entwicklung und dem Fortschritte solcher Erfindungen erzählt, von den kleinen Zerstörungen und der partiellen Noth, die sie in gewissen Regionen des Arbeiterterrains angerichtet, und von der Art und Weise, wie sich diese Noth wieder ausgeglichen. Zuweilen macht hier oben Einer eine Erfindung, componirt eine neue Maschine und benutzt sie im Verborgenen eine Zeit lang zu seinem Vortheile, bis seine Nachbarn, die ihn belauschen, die ihn von ihren Fenstern aus beobachten, die von ihren Dächern aus mit Perspectiven seine Maschinen betrachten, in allen Theilen erforschen und zu Papier bringen, endlich das Geheimniß herausbekommen und dem Publicum übergeben. Man führte mir mehrere solche Beispiele aus der neuesten Geschichte der jurassischen Uhrmacherkunst an. Dieses Gewerbe mit seinen verschiedenen Branchen und den steten Veränderungen darin ist gleich jenem Silberbäumchen, das ein Chemiker in einer Säurenauflösung anschießen läßt. Beständig schießen neue kleine Zweiglein darin an und gelangen zu einer bunten Entwicklung, und beständig werden andere kleine Zweiglein zerstört und eingerissen und gerathen in Verfall. Das Ganze ist in fortwährender Bewegung und Veränderung. Freilich ist es so fast mit jedem Geschäfte, das der stets bewegliche Geist des Menschen betreibt. Eine der neuesten Procedures, die man eingeführt hat, ist die Vergoldung der inneren Maschinentheile der Uhr mit

Hülfe der Elektricität, und ich fand daher bei den meisten, selbst kleinen Uhrmachern, elektrische Battericen. Wer Lust hat an der Betrachtung ingeniöser Instrumente, Maschinen und erfinderischer Proceuren, der kann hier seine Leidenschaft besser befriedigen als in irgend einer Fabrikstadt der Welt. Denn es giebt keine zweite Fabrikation, die so mannichfaltige Proceffe und dabei eine so mathematische Genauigkeit der Wirksamkeit der Instrumente erfordert, wie die genannte. Man sieht hier Maschinen, deren Construction nur möglich wurde, nachdem die sogenannten sciences exactes solche außerordentliche Fortschritte gemacht hatten, wie sie jetzt bei uns gemacht haben. Sie erschienen mir als die letzte Ausblüthe an dem Baume der Wissenschaft, und ihre Einrichtung ist fast so zweckmäßig, so künstlich und interessant, wie der Bau und Organismus der leiblichen Hülle eines Thieres der Schöpfung. Der Mensch scheint in diesen Maschinen dem Schöpfer so nahe getreten zu sein, als es ihm überhaupt möglich ist. Leider ist es nur so schwer, ohne umständliche Beschreibung und ohne weitläufige Zerlegung und Hülfe von Zeichnungen eine Vorstellung von einer derselben zu geben. Sie sind für das Auge und den Verstand ein Wunder, aber der Zauber, den dieß Wunder auf den Beschauer wirkt, verschwindet für den Leser unter der zerlegenden Hand und unter der beschreibenden Feder.

Die Zurabewohner arbeiten, wie ich sagte, für sehr verschiedene Länder und Nationen. Sie kennen und beachten daher die Gewohnheiten und den Geschmack dieser verschiedenen Nationen und richten darnach ihre Arbeit ein. So z. B. begnügen sich die vorsichtigen Chinesen nicht, wie alle anderen Völker, mit einer Taschenuhr. Sie haben deren vielmehr immer zwei bei sich. Vielleicht zieht der Chineser, wenn ihn Jemand nach der wahren Zeit fragt, beide Uhren hervor, beobachtet

beide Zeigerpaare und nimmt, indem er die Differenz der Angaben beider Uhren findet, das Mittel als die rechte Zeit an, vielleicht damit er der wahren Zeit um so gewisser sein könne. Da beide Uhren in allen Stücken genau mit einander übereinstimmen sollen, so müssen sie immer paarweise in Arbeit genommen werden, damit sie ganz gleich gehen und ganz gleich aussehen. Auch werden diese chinesischen Zwillingsumhren immer paarweise verpackt und kommen paarweise in den Handel. Wie es Fabrikanten giebt, die sich besonders mit den chinesischen Bedürfnissen beschäftigen, so giebt es auch andere, die sich insbesondere den Bedürfnissen der Türken, Aegypter und überhaupt der Orientalen widmen. Dort in Constantinopel, Alexandria, Antiochien u. werden noch die altmodigen, soliden, aber plumpen englischen Uhren geschätzt, die den Nürnberger Eiern sehr ähnlich sehen, und man verachtet diese neue, elegante, zerbrechliche, platte Genferwaare. Sie ahmen daher hier, im Jura, jene altmodigen englischen Uhren nach und geben ihnen auch so viele Gehäuse, wie der Türke für ein so kostbares Ding, wie die Uhr, haben will. Ich sah hier türkische Uhren mit einem halben Duzend Gehäuse, erst einem hölzernen oder schildpattenen, dann einem messingenen, darauf einem silbernen oder goldenen, endlich den Kern der Uhr selber. Die Grade und Nuancen der Solidität, Dicke, Plumpheit, die Arten der Gestalt und Ausschmückung der Uhren sind auch nach den verschiedenen Völkern Europas sehr verschieden, für Frankreich anders als für Deutschland. Dieß geht so weit, daß die Guillocheurs darauf raffiniren, die Uhrendeckel mit solchen Linienverschlingungen und Arabesken zu versehen, wie sie dem Geschmacke dieses oder jenes Landstriches am meisten entsprechen. Auch will man für die eine Gegend lieber ein kleines landschaftliches Bild, für die andere lieber ein historisches Portrait auf dem Uhrendeckel haben.

Die verschiedenen Genres sind unendlich mannigfaltig. Ein Guillocheur zeigte mir große Sammlungen von deutschen, von schweizerischen, von französischen Compositionen und Motiven. Die feinsten Uhren gehen nach Rußland, Polen, Paris und Amerika. Die Engländer wollten bisher immer nur Uhren aus den Werkstätten ihrer eigenen soliden Arbeiter. Nach Deutschland gehen alle Gattungen von Uhren. Da kein Mensch ohne Taschenuhr in seine Lebensweise und seine Geschäfte einen ordentlichen Gang bringen kann, so wäre es für die Beurtheilung des Hauswesens, der Ordnungsliebe und des Wohlstandes der verschiedenen Nationen sehr interessant, die Höhe des Bedarfs und Verbrauchs von Taschenuhren bei einer jeden zu kennen. Hat doch Alexander von Humboldt sogar sich bemüht, die Quantität des Verbrauchs von Pfeffer und anderem Gewürze bei verschiedenen Nationen zu erforschen, um darnach auf ihre Gewohnheiten und ihr Temperament schließen zu können. — Ich besprach diesen Punct mit mehreren Uhrenfabrikanten, und mir war es lieb, zu hören, daß sie der Ansicht waren, daß im Ganzen kein Land so viele Uhren, namentlich von mittelmäßigem Preise, gebrauche als Deutschland. Sie versendeten, sagten sie, für die deutschen Landleute mehr Uhren als für irgend welche Landleute eines anderen Landes. Namentlich, sagten sie, hätten die französischen Bauern bei Weitem nicht in so hohem Grade das Bedürfniß nach dem Tragen einer Taschenuhr, wie die deutschen. Dieß schien mir, sage ich, sehr zum Vortheile des Wohlstandes sowohl, als auch der Ordnungsliebe der deutschen Bauern, den französischen gegenüber, zu sprechen. Da unser ganzes Leben nur aus den Stunden und Minuten, welche die tickende Uhr angiebt, zusammengesetzt und all unser Thun und Bewegen in dem Rahmen des Tages und der Stunde eingefaßt ist, so muß sich natürlich jeder

ordentliche Mensch hauptsächlich mit der Beobachtung des Zeitverlaufs beschäftigen, und es kommt mir immer sehr barbarisch vor, wenn ein Mensch keine Uhr bei sich führt, wogegen ich es immer als ein erfreuliches Zeichen der Civilisation ansah, wenn ein deutscher Hausknecht oder Bauer auf Befragen nach der Zeit seine Uhr hervorzog.

Es ist vermuthlich kein Gegenstand des Luxus oder Gebrauchs in neuerer Zeit so tief im Preise gesunken, wie die Taschenuhren. Und man verdankt dieß vorzugsweise den Bemühungen dieser neuenburger Zurabewohner, die durch ihre Erfindungsgabe, Geschicklichkeit und Arbeitsvertheilung eine solche Wohlfeltheit möglich gemacht haben. Man kann hier an Ort und Stelle silberne Uhren, die wenigstens eine Zeit lang gehen, zu 4 Franken das Stück kaufen. Für 10 Franken bekommt man schon eine Uhr, die einige Jahre ziemlich ordentlich geht. Leider hat das Streben nach möglichst wohlfeiler Herstellung der Uhren in neuerer Zeit sehr überhand genommen. Die Quantitäten, welche von jenen schlechten Uhren zu 4 Franken, die nur einige Augenblicke gehen, producirt werden, sollen gar nicht unbedeutend und stets im Zunehmen begriffen sein. Sie werden gebraucht, um Kinder damit zu beschenken. Oder auch arme junge Leute, die doch den Schein haben wollen, eine Uhr zu besitzen, paradiren damit. Manche Fabrikanten widmen sich allein der Producirung dieser unbrauchbaren Waare. Durch das Streben nach Billigkeit wird die ganze künstlerische und moralische Kraft der Fabrikanten vernichtet. Sie produciren nicht mehr so tüchtige Talente. Es kommt nicht mehr auf Geschicklichkeit, sondern auf schnelles Arbeiten an. Sie scheuen sich nicht mehr, schlechte Waare für gute auszugeben. So geht der Credit in der Welt verloren, und der Untergang ist dann vor der Thür. Noch ist man zwar

nicht so weit gekommen, allein ich hörte bereits viele Künstler über diese Tendenz klagen. Ausgezeichnete Künstler, sagten sie, würden immer seltener, und sowie das Publicum nicht mehr nach guten, sondern nach billigen Uhren frage, so sorgten die Fabrikanten nicht mehr dafür, tüchtige Waaren zu liefern, sondern solche, bei welchen augenblicklich der meiste Profit zu machen wäre. Die Uhrmacherindustrie trägt also ihren Erstickungskeim schon in sich, wie die römische Republik und wie alle menschlichen Institutionen. Am meisten wird der Ort La Chaux de Fonds des Strebens nach Herstellung großer Waarenmassen zu billigen Preisen beschuldigt. In Locle sollen noch mehr tüchtige Künstler wohnen.

Ich sagte oben, daß der Jura (mit Genf) gegen 230,000 fertige Uhren jährlich ausführe. Außer diesen fertigen Uhren werden aber noch vielleicht zu 70,000 Uhren die Bestandtheile und Werkzeuge ausgeführt. Die ganze österreichische Monarchie z. B. ließ bisher keine fertigen Uhren über ihre Gränze, bezog aber den Hauptbedarf von Uhrenbestandtheilen vom Jura. Man könnte demnach die ganze Summe von Uhren, welche die Jurafter entstehen lassen, auf 300,000 anschlagen. Es fragt sich, ob die ganze Welt mehr als doppelt so viel Taschenuhren überhaupt gebraucht. Und darnach fragt es sich, ob man überhaupt einen zweiten so bedeutenden Industriezweig anführen könnte, in dessen alleinige Betreibung und ausführlichen Besitz sich eine kleine Bevölkerung in so hohem Grade gesetzt hat, wie die Neuenburger und Genfer in den Besitz und die Betreibung des oft genannten Gewerbes.

Die Orte Locle und La Chaux de Fonds sind für die Uhrmacher Europas gleichsam die hohen Schulen ihrer Kunst. Die Engländer ausgenommen, die immer etwas Apartes haben wollen, findet man hier junge Leute und Lehrlinge fast aus allen

Ländern Europas, insbesondere natürlich Deutsche, welche, wie in Paris, wie in Petersburg und in vielen anderen Orten der Welt, die Mehrzahl der fremden Arbeiter ausmachen. — Ich sagte oben, daß die Uhrmacher im Ganzen ein sehr liberales und freisinniges Völkchen wären. Ich fand indeß einige Ausnahmen von dieser Regel. So kam ich z. B. in das Haus eines kleinen höchst tyrannischen Uhrenfabrikanten in La Chaux de Fonds, der etwa 20 Arbeiter beschäftigte. Er hatte alle Wände und Thüren seiner Arbeitslocale mit von ihm selbst abgefaßten und geschriebenen Verordnungen und Vorschriften aller Art für seine Arbeiter behangen und besetzt. Die Regulirung der Arbeit, die er in diesen Vorschriften anzuordnen für gut gefunden hatte, war sehr streng, und fast auf jede Versäumniß von Seiten des Arbeiters stand als Strafe Entlassung aus dem Dienste, wie bei Draco's Gesetzen Todesstrafe. Er war vermuthlich ein pietistischer Mucker. Denn er verlangte sogar bei Strafe der „Entlassung aus dem Dienst“, daß jeder Arbeiter sich des Morgens vor der Arbeit bei dem gemeinschaftlichen Gebete einfinde, sowie auch des Abends dergleichen. Eben so hatte er „Entlassung aus dem Dienste“ für den angedroht, der sich nicht ausweisen könne, daß er jeden Sonntag zwei Mal in die Kirche gegangen sei und alle 3 Monate einmal das Abendmahl genommen habe. — Ich fragte ihn ganz leise, ob seine Arbeiter sich solche strenge Vorschriften gefallen ließen, und ob er denn wirklich sicher sei, daß er dadurch wahrhaft tugendhafte und redliche Arbeiter oder nicht vielmehr heuchlerische und bloß vorschriftsmäßig fromme Menschen bekomme, ich fragte ihn, ob es nicht besser sei, daß er die Leute, ihren Wandel, ihre Kirchlichkeit, ihre Gebete ganz für sich beobachte, daß er sie, wo es nöthig wäre, im Stillen ermahne und endlich, wenn die Ermahnungen nichts mehr fruchteten, ohne Weiteres entlasse.

Ich sagte ihm dieß, wie gesagt, ganz leise ins Ohr. Aber er kam dagegen mit seiner Antwort ganz laut und barsch heraus: „Mein Herr, es ist ja mein Haus! Es sind ja meine Leute! Ich kann hier ja befehlen, was ich will. Und wer mir nicht folgen will, dem mache ich gern meine Thüre auf!“

— Es lief mir ganz roth übers Gesicht. Denn leider waren bei dieser rohen Rede des frommen Tyrannen alle seine 20 Arbeiter — darunter alte greise Männer — zugegen. Sie saßen alle fleißig an ihrer Arbeit mit dem Gesicht gegen die Fenster, mit dem Rücken uns zugekehrt. Sie waren ganz måuschenstill und rührten sich nicht. Mir kam es vor, als sähe ich geknechtete Sklaven vor mir und als hätte der Herr ihnen einen Hieb mit der Peitsche über den Rücken gegeben. — Es ist also auch hier nicht selten, daß gerade die sogenannten „frommen Herren“ ihre Leute am meisten tyrannisiren. — Ob dieß hier oft vorkommt, weiß ich nicht. Doch sah ich hier noch eine andere Unbulsamkeit im Namen der Religion geübt. Die kleine katholische Gemeinde nämlich, die sich hier oben zwischen den hiesigen Protestanten angesiedelt hatte, scheint unter demselben Drucke zu stehen, wie die kleinen protestantischen Gemeinden hier und da in Oesterreich. Sie darf nämlich in ihrer Kirche sich keines Glockengeläutes bedienen. Auch hatte man sie sonst noch in Bezug auf die Bauart ihrer Kirche, ich glaube in Bezug auf die Anlage der Thüren und Fenster besonderen Beschränkungen unterworfen. Die Protestanten hier, sagte man mir, haben es nicht gern, daß die Katholiken sich mit Glockengeläute oder Gesängen oder Lichterschmuck in ihrer Kirche breit machen.

Ist es möglich, dachte ich, daß ich in einem seiner freisinnigen Institutionen wegen belobten Staate bin! —

14. Locle.

Von La Chaux de Fonds nach Locle geht man in einer solchen Graswanne, in einem solchen hohen Längenthale des Jura hin, wie ich es oben beschrieb. Der Ort Locle, den man am anderen Ende dieses Thales findet, gleicht ganz dem von La Chaux de Fonds. Ich besuchte hier wieder einige interessante Ateliers und namentlich auch die schon genannte Stamm-Künstlerfamilie der Richards. Ich verbrachte bei dem jetzigen Chef dieser Familie einen äußerst lehrreichen und angenehmen Abend. Aus seinem Atelier sind Luxusuhren hervorgegangen, die, nicht viel größer als ein Thautropfen, von russischen oder ungarischen Damen in Ringen getragen, und zugleich Chronometer, die von den englischen Schiffscapitänen als die zuverlässigsten Leiter und Magnethadeln in dem Oceane der Zeiten mit um die Welt genommen wurden. Herr Richard zeigte mir einige Reliquien von seinem Urgroßvater und sagte mir, daß ein neuenburger Gutsbesitzer in der Nähe noch eine der ersten Uhren besäße, die ihr Vorfahr hier producirt habe. Herr Richard offenbarte mir so vernünftige Grundsätze über Politik und Nationalökonomie, so tolerante Ansichten über Religion, so vorurtheilsfreie Meinungen über die Völker, die am Fuße und weit jenseits des Jura auf dem Rande der Erde wohnen, und zeigte sich dabei so gemäßigt, so kenntnißreich und gebildet, daß ich seinen Urvater sehr glücklich darum pries, ein solches Geschlecht von Menschen in die Welt gesetzt zu haben, und ihn um diesen Dienst, den er der Welt geleistet hatte, weit mehr beneidete als den Stammvater selbst des glänzendsten Adelsgeschlechts.

Am andern Tage besah ich mir die berühmten Mühlen in der Nähe von Voche, deren Rädergetriebe tief in einen Felsenspalz hinabgesenkt ist. Man findet noch viele ähnliche Mühlen im Jura. Von der Perte du Rhone im südlichen Juragebiete an durch das ganze Gebirge hin ist es nämlich eine sehr häufige Erscheinung, daß die fließenden Gewässer von der Oberfläche des Bodens verschwinden und durch unterirdische Spalten dahin stürzen. Besonders ist dieß da der Fall, wo sie Juraketten durchbrechen und aus einem Thale in das andere übertreten. — Die Gewässer sind dann oft in einer nicht geringen Tiefe unter der Oberfläche des Bodens, und da sie zwischen den Felsen Wasserstürze bilden und eine große Stosskraft erlangen, so haben die Menschen diese Kraft so benutzt, daß sie diese Athern öffneten und in die Höhlen ihre Räder hinabsenkten. Man sieht daher hier die wunderlichsten Mühlenwerke. Um die bei Voche zu besichtigen, mußten wir uns in eine Art Bergmannskleidung hüllen und mit Fackeln versehen. Wir gingen dann erst durch einen etwa 100 Schritt langen Stollen in den Berg hinein. Hier trafen wir auf sehr unregelmäßig in verschiedenen Richtungen zerklüftete Felsen. Die Spalten, zwischen denen wir hinabstiegen, waren so eng, daß nur eine Person zur Zeit sich hindurchwinden konnte. Unten kamen wir zu etwas breiteren Spalten, in die das unterirdische Gewässer rauschend hinabstürzte. Da, wo die Spalten senkrecht waren, wälzten sich große Trieb- und Kammräder herum. Diese Räder reichten vermittelst Stangen in eine Höhle darüber, in welcher wieder anders gestaltete Räder aufgestellt waren. Diese setzten die Bewegung noch weiter nach oben fort, wo in einer bequemen Höhle die Mühlsteine aufgestellt waren. Früher mahlte man das Getreide hier unter der Erde. Jetzt aber hat man die Mahlgänge selbst ganz auf die Oberfläche der Erde in ein bequemes Mühlen-

gebäude gebracht und benutzt von hier aus die treibende Kraft in der Tiefe. — Ganz ähnliche unterirdische Höhlenmühlen giebt es z. B. im Thale des Lac de Joux bei Bonport, wo sich die Orbe auf eine Strecke von mehreren Stunden unter dem Boden verliert, und noch an anderen Orten im Jura.

Ich wünschte auch hier die Gränze der Schweiz zu erreichen, um so mehr, da der Fluß Doubs, der hier zwischen Frankreich und Helvetien hinfließt, in seinem Thale mancherlei hübsche Naturscenen darbietet. — Zuerst gingen wir, die Jurakette des Pouilleret durchbrechend, durch eine der Jurapforten, die ich oben erwähnte. Die Leute waren eben dabei, einen neuen Weg nach Frankreich hin durch diese Pforte zu bahnen. Die Felsenwand, welche das Thor verschloß, war sehr niedrig und so dünn, daß der durchzubohrende Tunnel nur wenige Schritt lang sein wird. Jenseits dieses Thores stiegen wir durch Wälder und über Wiesen ins Doubsthal hinab. Die Gewässer auf dem höher liegenden Thale von Roche hatten die Felsen durchbohrt und stürzten wie aus Röhren aus dem Pouilleretdamm hervor in die Tiefe hinab.

Das Dertchen Brenets liegt noch etwas über dem Doubs erhaben auf einem Vorhügel des Pouilleret. Es ist, wie alle Dertchen hier herum, ein wohlhabendes Uhrmacherdorf. In allen Häusern wird gezeichnet, gehämmert, geschmolzen, gefeilt und polirt. Als ich durch den Ort ging, hatte sich eben eine böhmische Musikbande auf dem Markte aufgestellt und fing an zu blasen. „Vla des Allemands! des musiciens allemands!“ rief man da von allen Seiten, und ihre Feilen und Hämmer und Schmelztiegel in der Hand, liefen die Leute vor die Thüren, um den deutschen Walzern und Polken zu lauschen. „Alle Musik kommt uns hier im Jura aus Deutschland!“ sagte mir einer der Arbeiter. In den kleinen Orten am Genfersee und im Pays de Vaud

ist es eben so, wie in den Verbannungsorten im russischen Ural und in Sibirien, und wie auf den Dampfschiffen der nordamerikanischen Seen und Ströme. Die deutschen Musfanten bringen wie Quecksilber überall ein.

Der Doubs fließt auf der nordwestlichen Seite des Jura ganz ebenso, wie die Ar auf der südöstlichen, parallel mit der Hauptrichtung des Gebirges, und bildet auf eine ziemlich lange Strecke die Gränze zwischen Frankreich und der Schweiz. Unter Brenets sammelt er sich zwischen zwei langen und vielgewundenen Felsenreihen in einem ruhigen See, auf dem wir zwischen jenem Königreiche und unserer Gebirgsrepublik dahinfuhren. Am Ende dieses schmalen und stillen Gewässers giebt es einen Felsenriegel, über den der Doubs sich in einem hübschen Wasserfall hinwegstürzt. Die Eingeborenen nennen diesen Wasserfall „le saut du Doubs“. Jenseits dieses malerischen Sprunges sieht man den Fluß in einem engen und tiefen Felsenbette weiter schäumen. Der Graben dieses tiefen Bettes bildet auf eine ziemlich lange Strecke die Gränze zwischen Frankreich und der Schweiz. Um jenen kleinen See giebt es eine Menge höchst malerischer Punkte, unter anderen eine weite Höhle, die dicht über der Oberfläche des Wassers ausmündet. Die Könige von Preußen haben, wenn sie ihre treuen Neuschäteller und die Uhrmacher von Locle besuchten, auch diese Höhle besichtigt und sich dort von ihren Juraßtern mit Musik, Illumination und Banquetten erheitern und von den französischen Nachbarbehörden begrüßen lassen. Ihre Namen und der Tag ihrer Anwesenheit sind in den Felsen durch Lapidarschrift verewigt. Auch der Name des jetzigen Königs von Preußen befindet sich darunter.

15. Von Locle nach Solothurn.

Von Locle kehrte ich über Chaux du Milieu, Les Ponds und Corcelles nach Neuchâtel zurück. Wie gern durchschnitt ich noch einmal die verschiedenen Thäler und Bergreihen, durch welche dieser Weg führt. Meine Gesellschaft bestand aus verschiedenen, bei der Uhrenfabrication theilnehmenden Personen. Der Eine hatte sich neue Bestellungen auf Uhrenweiser und Zifferblätter geholt. Der Andere hatte einen Transport eleganter Etuis an Ort und Stelle gebracht. Der Dritte legte sich ruhig und zufrieden in eine Wagenecke, weil er beinahe ein halbes Pfund Edelsteine losgeworden war. — Wie die verschiedenen Arten von Blumenklassen in einem Gebirge strichweise vorkommen, so haben sich auch die so verschiedenen Handwerker hier strichweise verbreitet. Da, wo wir eine Höhe erreichten und in das Val de Travers oder ein anderes Thal hinab frei ausblicken konnten, bezeichneten mir meine Reisegefährten verschiedene Häuser- und Dörfergruppen, in denen dieses oder jenes Gewerbe vorzugsweise blühe. Da die Uhrmacher auch die Abende und dunklen Wintertage fleißig sein müssen, und da ihre feine Arbeit eine besonders helle und zweckmäßige Beleuchtung nöthig macht, so gehören auch die Lampenfabrikanten zu diesen hier viel verbreiteten Handwerkeransiedelungen. Jeder der 20,000 Uhrmacher bedarf seiner zweckmäßigen Lampe, und die Lampenmacher erfinden daher ein System nach dem anderen, das dann mehr oder weniger allgemeinen Anklang in den fabricirenden Dörfern und Thälern findet, bis es wieder von einem neuen vertrieben wird.

Ich sagte oben, daß das Terrain dieses Theiles des Jura durch andere, schon seit alten Zeiten existirende Gewerbe für die

Betreibung und Blüthe der Uhrmacherei einigermaßen günstig vorbereitet gewesen wäre. Ebenso aber hat die Verbreitung dieses Gewerbes neben sich auch noch andere Künste in seiner Nähe hervorgerufen. So giebt es z. B. in der Nähe des Cantons Neuenburg, im Waadländischen, das Thal von St. Croix, dessen Bewohner sich größtentheils mit der Anfertigung von Musikdosen beschäftigen. An sie schließen sich wieder die Verfertiger anderer musikalischer Instrumente. Hier ist aber die Entwicklung stehen geblieben, und es haben sich an diese musikalischen Instrumentmacher keine anderen Handwerke angeschlossen, die diese Kette von in einander greifenden Arbeitercolonieen durch den Jura hin fortgesetzt hätten.

Wo der Weg auf die Höhe eines Juradammes hinaufführt, da bieten sich jedesmal die herrlichsten Ansichten der Alpen dar. Auf solchen Rücken war dann die Luft auch zugleich warm und schön. Wenn wir aber in ein Längenthal hinabfahren, so war die Temperatur kalt und Kellerartig. Am Morgen hatte es in dem Grunde dieser Thäler gereift und gefroren, auf den Höhen, wie mir die Leute erzählten, aber nicht. Im Winter, sagten sie mir, sei oft die Lufttemperatur am Boden der Thäler um 7 bis 8 Grad kälter als auf den Höhen. Namentlich sei dieß bei dem Thale von La Sagne der Fall, das wir quer durchsetzten. Dieses Thal hat einen feuchten Torfmoorgrund, mit dem die Kälte der Luftschicht, die auf ihm liegt, zusammenhängen mag. Diese Luftschicht soll gar nicht hoch sein und oft schon das um 100 Fuß über dem Thalgrunde an den Seitenwänden liegende Dorf Les Ponts nicht mehr von ihm erreicht werden. Es ist etwas Aehnliches wie mit der in Italien dicht über dem Boden lauernden *Aria cattiva*. Von solchen auffallend kalten und dabei wenig mächtigen Luftschichten hörte ich auch

in anderen Thälern des Jura. Die Postillone und Fuhrleute des Jura wissen dieß wohl und hüllen sich dicht in ihre Mäntel und Pelzmützen ein, wenn sie in die Thäler hinabfahren. Schon mancher, der diese Vorsicht außer Acht ließ und, von dem warmen Sonnenschein auf den Bergen verführt, in die stille, aber verrätherisch kalte Luft der Thäler hinabtauchte, hatte Nase oder Ohren erfroren, als er wieder daraus hervor kam. Sollte nicht vielleicht auch die mehr oder weniger vollkommen horizontale Stellung dieser hohen Jurathäler etwas mit diesem Phänomen zu thun haben? Wenn sie schief geneigt wären, so könnte die kalte Luft, sowie das Wasser unten leichter abfließen.

Die Postillone und Conducteurs, sowie die Fuhrleute, Kellner und überhaupt die meisten Dienstboten im Neuenburgischen und namentlich auch in der Stadt Neuenburg selbst und in den Uhrmacherdistricten sind durchweg Deutsche. Auch die Capitäne und die Matrosen auf dem Dampfschiffe des Sees waren Deutsche. Die Stadt Neuenburg selbst ist ganz voll mit deutschen Dienstboten. Unsere Leute, so sagten mir die Eingeborenen, können einträglichere Gewerbe finden und lassen daher solche geringe Erwerbsquellen den Deutschen. Die Unsrigen denken alle von Jugend an nur auf die Uhrmacherei, für die sie eine Leidenschaft haben, und die jede Mühe und Geschicklichkeit am besten belohnt. Ein nicht unbedeutender Theil derjenigen Bewohnerinnen Neuchâtel's, der bei uns den dienenden Classen zufallen würde, wird diesen auch durch das merkwürdige Gouvernanten- und Bonnengewerbe entzogen. Neuchâtel, Lausanne und Genf, und überhaupt diese ganze kleine französische Schweiz, liefert für ganz Europa, für Rußland, Ungarn, Deutschland, England, die den höheren Gesellschaftsclassen nöthigen Gouvernanten und Bonnen, und man zieht im Allgemeinen die Erzieherinnen aus dieser Gegend denen anderer Länder vor.

Sie haben diesen Vorzug zwei Umständen zu verdanken, erstlich ihrer Muttersprache, welche die in ganz Europa willkommene und nothwendige Sprache der Bildung ist, und dann ihrem Charakter als Schweizerinnen. In der französischen Schweiz giebt es viele Erziehungsinstitute, und es ist daher hier leichter, einen gewissen Grad von Bildung und Kenntnissen zu erlangen, als in Frankreich. Außerdem gelten die streng protestantischen Schweizerinnen für bessere Vorbilder der Sittsamkeit als die Pariserinnen oder überhaupt die Französinen. Auch sind endlich die Schweizerinnen auswanderungs- und gewinnlustiger als die Französinen, und endlich sind sie einmal im Besitze dieses Erwerbszweiges. In Berlin, in Dresden, in Wien, in Warschau, in Petersburg, wo man Hunderte von ihnen findet, bilden sie kleine Coterieen, und wenn eine von ihnen sich soviel Capital erworben hat, daß sie von den Zinsen ihre Tage ruhig am Genfer oder Neuenburger See glaubt beschließen zu können, so sorgen die anderen immer dafür, daß ihre Stelle von einer anderen Landsmännin eingenommen werde, und sie dulden nicht, daß eine Französin oder Deutsche sich eindränge. All das Französische, das wir die Russen, die Engländer, die Preußen und andere Barbaren radebrechen hören, ist von diesen Schweizerinnen eingeeimpft und von dem Munde von Genfer oder Neuchâtelles Schönen geflogen. Da ich in meinem Leben überall häufig mit dieser interessanten Menschenclasse zusammengekommen bin, so habe ich mich von jeher sehr für sie interessirt und mich gewundert, daß so wenige Schriftsteller es der Mühe werth gefunden haben, sich mit der Betrachtung ihrer Zustände, ihrer Bedürfnisse und ihrer Einwirkungen auf die Geschicke der Menschen zu beschäftigen. Man hat ehemals von den Jesuiten gesagt, daß sie, um ihren Einfluß auf das Menschengeschlecht auf recht sichere Basis zu grün-

den, unter Anderem insbesondere auch gesucht hätten, die Erzieherstellen in bedeutenden europäischen Familien in ihre Hände zu bekommen. Den Jesuiten ist dieß weniger gut gelungen als den französischen Erzieherinnen und Erziehern aus der Schweiz. Ständen sie in einem Bunde wie die Jesuiten, so wäre ihre Stellung wirklich sehr bedeutungsvoll. Aber auch so, wie sie ist, ist sie der Betrachtung werth. Manche der männlichen Erzieher aus der Schweiz, wie z. B. der Lehrer Alexanders, La Harpe, haben sich zu einer europäischen Bedeutung emporgeschwungen, und ihr Name gehört der Geschichte an. Und viele seiner hübschen Landsmänninnen schwingen sich beständig in den Familien aller Länder Europas zu einflußreichen Stellungen empor. In der vornehmen Welt giebt es manche angesehene Frau, die ursprünglich nur als bescheidene Gouvernante ins Land kam. — Bei La Harpe fiel mir oft der griechische Lehrer Alexanders von Macedonien ein, und man kann überhaupt die aus Griechenland kommenden Erzieher und Lehrer der Barbaren, der Macedonier, der Römer, und ihre geschichtliche Bedeutung am besten mit der alljährlich aus der französischen Schweiz hervorgehenden Erzieher- und Erzieherinnenmasse vergleichen. Mir ist dann und wann ein Memoire oder Tagebuch eines Erziehers in einem russischen, oder polnischen, oder englischen Hause zu Händen gekommen, und ich habe darin höchst interessante Aufschlüsse gefunden. Wie interessant wäre es für uns, wenn wir noch einmal das Memoire oder Tagebuch einer Athenischen oder Rhodischen Gouvernante oder eines Privatlehrers in den Häusern der Tullier, Fabier oder Lucullus auffinden könnten!

Auch jene in der französischen Schweiz in mancherlei Lebensstellungen verbreiteten Deutschen sind im Ganzen wenig beachtet, obgleich sich ein gut Theil der geschichtlichen Entwicklungen und Revolutionen der westlichen Cantone geradezu um diese einge-

wanderten Deutschen, sowie um die hier ebenfalls zahlreich eingewanderten Franzosen dreht. Man sagt, es befinden sich nicht weniger als 14000 Franzosen im Waadlande, in Genf und Neuenburg. Alle Genfer Reformen und Revolutionen drehen sich, wie ich schon bemerkte, um die Fremden und um die Regulirung ihrer Stellung und ihrer Gerechtsame. Im Waadlande war auch eben während meiner Anwesenheit wieder große Aufregung wegen der dortigen Fremden. Man sagte, die waadländischen Arbeiter hätten den Antrag bei der Regierung gestellt, alle Fremden auszuweisen. Dieß kam mir unglaublich barbarisch vor, und ich schwor darauf, dieß könne nicht sein, so weit könne der humane Geist unserer Zeit sich nicht herabwürdigen. Nun, wir haben seitdem noch viel großartigere und schlimmere Ausweisungen wirklich erlebt und wohl daran glauben müssen.

Aristoteles setzt in seiner Republik unter die verschiedenen Ursachen der Unruhen in den Staaten insbesondere auch die Fremden, und wir wissen aus der Geschichte, wie viel Noth den Gesetzgebern der griechischen Republiken die Regulirung der Angelegenheiten der Fremdencolonieen in ihren Städten machte. Auch da kamen schon solche Austreibungen fremder Arbeiter wie bei uns vor. Was wir bei den griechischen Republiken und in den Cantonen der französischen Schweiz sehen, kann man überhaupt von der ganzen Schweiz gelten lassen. Keinem europäischen Staate machen die Fremden so viel Noth, wie den Schweizercantonen. Ich sprach oben von den vielen Einwanderungen fremder Arbeiter ins Tessin. In der deutschen Schweiz ist es ganz dasselbe. Auch hier beschweren sich die schweizer Staaten selbst ebenso über die vielen ihnen lästigen fremden Einwanderer, besonders Deutsche, durch die sie nicht nur mit ihren deutschen Nachbarstaaten verfeindet, sondern auch in ihrer eigenen Gesetzgebung und Entwicklung gestört zu werden glauben.

Ihre Journale sind immer voll von Klagen über die fremden Einwanderer. Ich glaube, diese Erscheinung erklärt sich von zwei Seiten. Erstlich wandern die Schweizer selber so häufig aus und haben daher zu Hause vielfach fremder Kopf- und Handarbeit nöthig und müssen die Ansiedelung der Fremden begünstigen. Dieß lockt viele Fremde herbei. Zugleich aber lieben die Schweizer die Fremden nicht und gestehen ihnen sehr schwer und langsam die Berechtigungen der Einheimischen zu. Dieß macht die Fremden unzufrieden und unruhig.

16. Solothurn.

Viele von den in Neuchâtel eingewanderten Deutschen, die ich oben erwähnte, sind „Schwaben“ aus Baden, Württemberg u. Viele aber sind nur aus dem benachbarten Canton Bern. Schon auf meinem Wege längs des Neuchâteller Sees nach Solothurn hin begegnete mir vielfach die hübsche Berner Volkstracht, die man sich immer freut wiederzusehen, und am Bieler See gleich hinter Neuveville betraten wir den deutschen Boden des Cantons Bern, dessen Gränzen ich immer von allen Seiten her gern wieder erreichte, und dessen hübscher, wohlhabiger Volkschlag stets in jedes Reisenden Seele freudige Gefühle erweckt. — Streng genommen sind die Cantone von Neuchâtel und Genf die einzigen Cantone der Schweiz, welche gar keine deutschen Landstriche beherrschen. Selbst im Pays de Vaud giebt es ein Thal mit deutschen Dörfern, das von mir oben genannte Val d'Ormonds am Fuße der Diablerets, und auch der Canton Tessin hat ein deutsches Thälchen, das Thal von Bosco.

Längs des Bieler Sees, im Angesichte der hübschbewaldeten und von Rousseau verewigten Petersinsel, kam ich zu dem hübschen kleinen Biel. Hier sah ich einen Mann, der vor 10 Jahren an der Spitze des Cantons Bern stand, und von dem damals alle Zeitungen eben so voll waren, wie später von Herrn Ochsenbein. Jetzt war er ein von aller Welt vergessener Talglichterfabrikant geworden. Man fand damals, vor einem Jahre, wo es im friedlichen Europa so wenig Tragisches gab, das Schicksal dieses Mannes sehr tragisch, und man sagte mir, er selber sei darüber in tiefen Mißmuth und schwarze Melancholie versunken. — Seitdem haben nun viele Menschen ein noch viel tragischeres Schicksal ohne Melancholie erduldet, und ich denke, der Mann wird wieder heiterer geworden sein. — Uebrigens gab es bisher kein Land in Europa, in welchem man, so wie in der Schweiz, in jedem Winkel, in jeder kleinen und großen Gesellschaft, in jedem Postwagen, in jedem Wirthshause oder Weinschank so vielen gestürzten Größen, so vielen abgedankten Landammännern, oder Bundespräsidenten, oder Großräthen, oder Bundestagsgesandten oder sonstigen *viris consularibus* begegnen konnte. — Die Dauer der Beamtung ist überall in der Schweiz kurz. Die Umwälzungen, welche ganze Massen von Bürgermeistern und Consuln auf einmal aus dem Sattel hoben, waren nirgends häufiger. Daher kommt es denn auch, daß in keinem Lande die Bevölkerung en masse so routinirt in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten, so politisch gebildet ist. Zugleich aber kommt es daher auch, daß man nirgends mehr dünselhaftes Staatsweisseit und nirgends mehr eingebilbete und hochmüthige Diplomatischthuerei findet als in der Schweiz. Jeder Schweizer glaubt es besser zu wissen als Thiers oder Guizot und streckt und reckt sich, um wo möglich auch einem Talleyrand oder Metternich noch über die Schultern zu sehen.

Solothurn ist eine von den am Fuße des Jura längs dieses Gebirges hin liegenden Städten. Im Jura selber giebt es nicht eine einzige Stadt. Aber längs seines Fußes kann man auf der schweizer Seite von Genf über Neuchâtel und Solothurn bis Narau und zur Mündung der Aar deren beinahe ein Duzend zählen.

Solothurn ist ein Städtchen von etwas über 4000 Einwohnern und hat von jeher nicht mehr Bewohner gezählt. Man muß aber staunen, wenn man sieht, wie viel interessante Gegenstände diese Handvoll Menschen an diesem Erdflecke zusammengehäuft hat. Und noch mehr muß man staunen, wenn man die Geschichte dieser 4000 Solothurner Bürger liest und die Thaten vernimmt, welche sie zuweilen verrichtet haben. — Was sind die Erinnerungen, die Thaten, die Geisteswerke, überhaupt das ganze historische Gewicht von 4000 Menschen in jeder beliebigen Provinzialstadt dagegen! Sie fallen gegen die schweizer Republikaner ins Gewicht wie Federn gegen Eisen. — Ich brachte zwei Tage damit zu, die Museen, die Kirchen, die Bibliotheken, die Arsenale, die Gelehrten dieser Stadt zu besuchen und zu besuchen. — Es ist unglaublich schwierig, die Schweiz vermittelst des Reisens oder des Studiums ihrer Geschichte kennen zu lernen, sowohl der natürlichen als der politischen Beschaffenheit des Landes wegen. — In hundert Thäler und Winkel muß man hineinkriechen, und überall findet man eine andere Natur, andere Bevölkerung, andere Verhältnisse. Ein paar Duzend Hauptstättchen muß man besuchen. In jeder giebt es besondere Sammlungen, besondere Archive, besondere Erinnerungen, eine besondere Geschichte, eine eigenthümliche Gestaltung der Dinge der Geseze, der Parteien. Ein großes einiges Land, wie Frankreich, ist wie eine große einige Maschine, deren einfache Verhältnisse man leicht zu übersehen und zu erkennen glaubt. — Sie-

in der Schweiz fällt man alle Augenblicke in einen anderen Strudel oder Wirbel. In jedem kleinen Canton kommt man zu einer anderen Staatsmaschine von besonderer Einrichtung. Hier dreht sich Alles rechts herum, dort Alles links. Hier steht auf dem Kopfe, was im Nachbarcanton auf den Füßen steht.

Solothurn hat eine der schönsten Kirchen der Schweiz. Nur der Dom in Basel, der Münster in Bern und die Kirche von Lugano kann sich dem St.-Ursus-Münster von Solothurn an die Seite setzen. — Eben so berühmt aber wie sie ist das Solothurner Arsenal, das eine ausgezeichnet merkwürdige Sammlung von alten und neuen Waffen enthält. — Da ich gerade in einer kriegerisch gesinnten Zeit in der Schweiz reiste, so war es mir besonders interessant, die Arsenale dieser kleinen Bergrepubliken zu besichtigen. Und dabei ist mir nichts auffallender gewesen als der Reichthum an Artillerie, den ich hier überall entdeckte. — Hier in Solothurn fand ich nicht weniger als 38 Kanonen. In jedem der kleinen Sirtencantone der Urschweiz fand ich 12 bis 20 tüchtige Kanonen von verschiedenem Caliber. Bei diesen Gebirgsbewohnern erwartete ich dergleichen am allerwenigsten. Unsere reiche freie Reichsstadt Bremen, ein Staat, der doppelt und dreifach so viel Einwohner und hundertfach so viel Wohlhabenheit hat als diese kleinsten Staaten der Schweiz, besaß bis auf die neuesten Tage herab gar keine Artillerie. Das Königreich Sachsen mit 2 Millionen Einwohnern (so viel als in allen 22 Schweizercantonen zusammengekommen) stellt nur 24 bis 30 Kanonen als deutsches Bundescontingent. — Sie haben in verschiedenen Cantonen der Schweiz eine eigenthümliche Bergartillerie, bei welcher die Kanonen und ihre Bestandtheile so eingerichtet sind, daß sie leicht auseinandergenommen und stückweise auf dem Rücken von Maul-

thieren transportirt werden können. Da die Schweizer in Allem, was den Bergtransport betrifft, sehr erfahren sind, so vermuthe ich, daß diese ihre Bergartillerie manches Nachahmungswerthe und Brauchbare enthalten möge. — Im Ganzen soll nach Herrn Franscini die Eidgenossenschaft 304 Kanonen besitzen. Ich glaube aber, diese Summe ist viel zu gering. Den Urantonen giebt Herr Franscini z. B. gar keine Artillerie, vermuthlich, weil er von den dort durch die neuesten Anstrengungen und durch die Freigebigkeit von Oesterreich und Frankreich angehäuften Kanonen noch keine Notiz genommen hatte. Ich glaube, daß man die Anzahl aller schweizerischen Feuerschlünde mindestens auf 400 anschlagen kann. Diese Summe — es sind freilich meistens Kanonen von geringem Kaliber, wie sie in einem Berglande am besten zu gebrauchen sind, — setzt um so mehr in Erstaunen, da diese ganze Branche der Bewaffnung in der Schweiz noch sehr neu ist. Noch im Jahre 1817 hatte die ganze Schweiz nur 2940 Mann bei ihrer Artillerie beschäftigt, dreißig Jahre später, 1847, dagegen über 6000 Mann.

Solothurn, Neuchâtel, Genf und Basel sind diejenigen Städte am Fuße des Jura, deren Gelehrte am meisten für die Kenntniß dieses Gebirges, auf das sie ganz natürlich hingewiesen waren, gethan haben. Fast alle für die Wissenschaften wichtigen Erforschungen und Vereisungen dieses Gebirges knüpfen sich an eine von diesen Städten. Ebenso findet auch der Reisende in den Museen dieser Städte die hauptsächlichsten Materialien zur Kenntniß des Baues und der geognostischen Structur desselben niedergelegt. In Solothurn aber befindet sich das reichste und wichtigste, leider aber noch immer nicht gehörig geordnete Juramuseum. Die Juraversteinerungen sind hier so zahlreich, wie sonst nirgends. Und die Sammlung versteinelter Schildkröten,

Saurier und anderer vorsündfluthlicher Thiere ist ganz ausgezeichnet. Pariser sowohl, als Berliner und Wiener Naturforscher waren nicht selten genöthigt, ihre Capitalen zu verlassen und dieser seltenen Sammlung wegen in dem kleinen Solothurn zu weilen.

17. Von Solothurn nach Basel.

In Begleitung eines englischen alten Herrn, eines Geistlichen, und eines jungen Frauenzimmers reiste ich von Solothurn nach Basel. Die junge Dame war eine Waldenserin aus den savoyischen Gebirgen. Der englische Geistliche hatte sie dort ihrem nothleidenden und kinderreichen Vater, einem waldensischen Prediger, entrissen und in Lausanne zur Lehrerin ausbilden lassen, und er nahm sie nun unter seinem Schutze mit nach England, wo er ihr in einer achtbaren Familie eine Gouvernantenstelle verschafft hatte. — Ich hatte mich schon viel mit der Lectüre über die Zustände und die so merkwürdige Geschichte dieser unserer protestantischen Brüder in Savoyen beschäftigt und es sehr bedauert, daß ich meinen lang gehegten Plan, dort von Chamouny aus einen Besuch zu machen, nicht ausführen konnte. Ich war daher froh, hier, am Schlusse meiner schweizer Reise, noch mit Waldensern zusammenzutreffen. Wenn unsere Phantasie sich lange mit einer Gegend und mit der Beschaffenheit eines Völkchens beschäftigt hat, so entsteht in uns eine Art Sehnsucht dahin, und wenn wir diese nicht durch eine Reise zu dem Orte selber befriedigen können, so freuen wir uns doch über jede lebendige Kunde, über jeden Augenzeugen von dort. Ich

hatte nicht nur die Geschichte der Entstehung der Waldenser und ihrer ausgezeichneten Glaubensstreue gelesen, sondern auch ihre vielfachen traurigen Verfolgungen, die schreckliche Verbannung und Vertreibung des ganzen Völkchens aus seinen Heimathsthälern und endlich seine höchst merkwürdige Rückkehr mit bewaffneter Hand und die Rückeroberung seines Vaterlandes gelesen. An der Hand ihres tapferen Anführers, des frommen und großen Arnold, der wie Cäsar seine Feldzüge zugleich verrichtete und beschrieb, war ich ihnen Schritt vor Schritt gefolgt, wie sie, von Heimweh getrieben, gleich den Israeliten in der Verbannung zu den Waffen griffen, wie sie sich bei nächtlicher Weile am Genfersee versammelten, gleich den Eidgenossen am Rütli, und wie sie dann durch zahllose Hindernisse, durch wilde Thäler und über rauhe Gebirge wegstimmend und durch die savoyischen Truppen sich Bahn brechend, bis zu ihren Thälern sich durchkämpften. Die Mehrzahl hatte unterwegs das Leben eingebüßt. Aber ein tapferes Häuflein langte endlich in der Heimath an und pflanzte hier mit seltener Kühnheit mitten im feindlichen katholischen Lande, ganz nahe bei dem Hauptlager ihrer Verfolger, 4 Meilen von Turin, ihr Banner auf. Da sie erklärten, daß sie entweder hier als treue Unterthanen der Herzoge von Piemont und Savoyen zu bleiben, oder mit möglichst vielen der gegen sie ausgesandten Truppen zu sterben entschlossen seien, so blieb den ersteren nichts Anderes übrig, als sie aufzunehmen und ihnen wenigstens leidliche Bedingungen zuzugestehen. Sie sind dort seitdem zwar geduldet worden und haben unter ihren eigenen Predigern leben, ihren Gottesdienst üben dürfen, aber dennoch hat man sie allmählig wieder sehr vielfachen bedrückenden Gesetzen unterworfen. Die sardinischen Könige, die doch eine Art väterlicher Fürsorge für alle ihre Unterthanen haben mußten, haben ihnen nicht immer den nöthigen

Schutz gegen die katholische Geistlichkeit des Landes verschaffen können. Dadurch ist denn, wie es scheint, ihr ehemals so kühner Geist herabgestimmt worden. Sie leben ärmlich in ihren wenig fruchtbaren Thälern, und obwohl sie sich immer noch durch eine höhere Intelligenz vor ihren katholischen Nachbarn auszeichnen, so haben doch nur wenige nützliche Industriezweige in ihren Gemeinden Wurzel geschlagen. Sie verloren den Muth, irgend eine Verbesserung, irgend eine Arbeit zu unternehmen, da jede Reform, jede Speculation den Verdacht und die Einsprache der Katholischen erregte. In neuerer Zeit nun, so erzählten mir meine Reisegefährten, ließ sich ein Engländer unter ihnen nieder und ging ihnen mit Rath und That zur Seite. Es war ein englischer Oberst außer Diensten, der eine Vorliebe für diese von aller Welt verlassenen Protestanten in Savoyen faßte. Er hielt sich längere Zeit unter ihnen auf und baute, da er sich unter den einfachen und frommen Bergbewohnern gefiel, sich endlich ein Haus in ihrem Hauptthale. Er machte sie auf manche Uebelstände ihrer häuslichen und Gemeindevorrichtungen aufmerksam. Er suchte einige Industriezweige bei ihnen einzuführen. Er setzte die britische und die preussische Gesandtschaft in Turin für sie in Thätigkeit, und in diesen verschaffte er seinen Schülern neue Protectoren. Er lebt noch jetzt den größten Theil des Jahres unter den Waldensern; während der Konvaller Season aber wohnt er in England und sucht auch dort Herzen für sie zu eröffnen. Auf seine Veranlassung und auf die eines englischen Geistlichen, seines Freundes, ward eine Reihe kleiner Schriften (Tracts) über die Waldenser in England gedruckt, welche Belehrung über sie verbreiten und Theilnahme für sie erwecken. Dadurch sind denn manche Geldunterstützungen zu Stande gekommen, mit deren Hülfe Verbesserungen von Schulen, Kirchbauten und dergleichen unter den Waldensern möglich ge-

worden sind. Und auf diese Weise wurde denn auch die Erziehung und Lebensausstattung unserer jungen Reisegefährtin ins Werk gerichtet. Sie sagte mir, der englische Colonel würde von ihren Landsleuten als ihr Schutzensengel verehrt, und er lebe dort unter ihnen, wie ehemals ihr Anführer Arnold. Es wäre immer ein allgemeiner Freudentag für die Thäler, wenn ihr Oberst aus England zurückkehre. Sein ganzes Leben und Vermögen habe er ihrem Vaterländchen gewidmet, und er habe gesagt, er wolle unter ihnen sterben.

Unter diesen wohlthuenden Erinnerungen und Mittheilungen durchpilgerten wir das nördliche Gebiet des schweizerischen Jura zwischen Solothurn und Basel. Ich habe früher dieses äußerste Stück des Jura in verschiedenen Richtungen durchkreuzt; zweimal durch das Birsthal nach Moutier und zum Weißenstein, einmal über Liesthal von Solothurn nach Basel und einmal durchs Frickthal von Basel nach Aarau, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß es der reizendste Theil des ganzen Juragebietes ist. Der Jura hat hier nicht mehr seine strenge eiförmige Gestalt. Seine langen Dämme fallen gegen den Rhein zu auseinander und sind in einen Irrgarten reizender Hügel, so zu sagen, zerbröckelt. Die lang gestreckten Hochthäler, die zwar eigenthümlich sind, aber sich einander sehr gleich sehen, hören hier auf und schlängeln sich nun in anmutigen Windungen herum. Auch ist es der am meisten bevölkerte und am hübschesten angebaute Strich des Jura. Er bietet eine von dem zwischen dem Jura und den Alpen liegenden Sandsteinbecken der Schweiz sehr wesentlich verschiedene Oberfläche dar und gehört mit zu den reizendsten Districten der Schweiz. Nicht weniger als 5 Cantone haben sich in dieses hübsche Gebirgsländchen zwischen der Aar und dem Rheine getheilt, die Cantone Bern, Solothurn, Aargau, Baselstadt und Baselland. Es

ist das alte Gebiet des gallischen Volkes der Rauraker, und die Provinz, welche die Römer von ihrer berühmten Colonie am Rhein, von Augusta Rauracorum, der Vorgängerin Basels, aus verwalteten. Es führen durch dieses hübsche Land der Rauraker zahlreiche Straßen hin, die alle Basel zu ihrem Zielpuncte haben. Auf der Straßenrichtung, welche wir einschlugen, traten wir durch die „Klus“, eine sehr anmuthige Jurapassage, die auf beiden Seiten mit alten, ehemals festen Burgen geziert ist, in jenes Gebiet ein und fuhren dann über den oberen Hauenstein in die Thäler von Basellandschaft hinab.

Dieser Canton ist für alle schweizer Radicalen eine Art Mustercanton geworden, weil die Radicalen von Baselland überall die heftigsten und entschiedensten gewesen sind. Wahrscheinlich entsprach der Grad ihres Radicalismus dem Grade der despotischen Unterdrückung, die sie ehemals von Basel zu erdulden hatten. Ich habe schon oben mehr Male Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Bevölkerungen aller Landstriche der Schweiz um so radicaler geworden sind, je mehr sie früher abhängig waren; so die ehemals durch Eroberung in Unterthänigkeit gebrachten Gebiete, so die Klosterangehörigen, so die Gebiete solcher alten strengen Städte, wie Basel. Es hat sich in neuerer Zeit im ganzen übrigen großen Europa etwas Aehnliches darin gezeigt, daß die Belgier die gemäßigtsten Liberalen waren, die Berliner weiter gingen als sie, und die Wiener, die der Schule eines Metternich Entkommenen, noch weiter. Ich sage, die Basellandschäftler oder die Landschäftler, wie sie auch kurzweg in der Schweiz genannt werden, haben in neuerer Zeit den übrigen schweizer Radicalen gewissermaßen vorgeleuchtet. Die schlechten bildlichen Darstellungen von den Schlachten, welche die vom Lande benen aus der Stadt lieferten, fand ich selbst in den Hütten der Hirten der einsamsten Thäler der

Schweiz und in allen Volkscalendern copirt und mit triumphirenden Schilderungen begleitet. Mir waren diese Schilderungen, bei denen das Gräßliche des Bürgerkrieges und die Trauer, die jeder Vaterlands- und Menschenfreund dabei empfinden sollte, ganz bei Seite gesetzt war, im höchsten Grade odios. Ich war damals, vor einem Jahre, noch wie ein unschuldiges Kind in solchen Dingen und entsetzte mich über alles vergossene Menschenblut selbst schon im Bilde. Unsere Gefühle sind seitdem etwas weniger empfindlich geworden, und der Reichthum an Sujets für Schlachtenmaler hat sich seitdem mächtig gemehrt. In dem Sonderbundskriege haben sich die Basellandschäftler ebenfalls hervorgethan, und man konnte sie als die Spitze des radicalen Phalanx eben so betrachten, wie die tapferen Unterwäldler als die Spitze des conservativen Phalanx. Auch auf der Tagsatzung haben die Basellandschäftler immer die heftigste und entschiedenste Sprache geführt, und endlich ist eine Menge der beliebten Ausdrücke, Kernsprüche und Phrasen der Radicalen aus diesem Canton hervorgegangen. Hier ist das Vaterland des widerlichen Wortes „Putsch“ und des davon abgeleiteten Verbums „putschen“, das seitdem auch in Deutschland mit so großem Beifall adoptirt worden ist. Hier war der Parteiführer und Oberst zu Hause, der, von Profession ein Fleischer, so manche Ausdrücke seines gemeinen Gewerbes auf die edelste der Künste, die Politik, übertrug. Dieser Oberst, dessen Namen ich vergessen, pflegte z. B. von einem Manne, den er nicht für einen vollkommenen guten Radicalen hielt, zu sagen, „er sei nicht sauber überm Nierenstück“. Auch diese Phrase machte die Runde in der ganzen Schweiz und wurde von allen Radicalen mit Beifall angenommen. Wollte man eine ganze Phraseologie der Radicalen ausarbeiten, so würde man bei der Untersuchung der Entstehung dieser Phrasen in den meisten Fällen finden,

daß sie für die Schweiz aus dem Lager der Basellandschäftler und für Deutschland aus der Schweiz hervorgingen. Auch für unsere Republikaner in Baden ist dieser Canton ein sehr förderlicher gewesen.

In den basellandschaftlichen Dörfern, welche wir passirten, fanden wir „im Namen des souverainen Volkes“ ein Decret gegen den Gebrauch gewisser gefährlicher Bündhölzchen angeschlagen. Ich glaubte erst, es wäre dieß eine Perisflage. Allein ich überzeugte mich, daß es wirklich ganz ernstlich gemeint war. Und dabei war das „Im Namen des souverainen Volkes“ so schmeichlerisch groß und prächtig gedruckt, als beträfe es die wichtigste Staatsangelegenheit. Dieß dieß nicht die Majestät des Volkes, die man hier gegen die Schwefelstücke ins Feld rücken ließ, eben so mißbrauchen, wie die Majestät des Kaisers in Rußland, wo man im Namen seiner Majestät des Kaisers einem Diebe 200 Stockprügel decretirt. Das Volk ist hier auf seine Majestät auf eben so kleinliche und tyrannische Weise eifersüchtig, wie der Kaiser von Rußland auf die seinige. Es will, daß in seinem Reiche nichts Kleines und nichts Großes ohne seinen Willen geschehe, und wie die liebe Sonne in allen Winkeln und Ecken sich gegenwärtig sehen.

Durch die Trennung der Landschaft von der Stadt Basel ist an der Gränze des Gebiets der letzteren ein neues Dorf entstanden. — Weil die Stadt nämlich an den alten oder neueingeführten Beschränkungen der Ansiedelungen der Landschaftler innerhalb der Stadtmauern festhält, so haben sich viele landschaftliche Handwerker, Krämer, Höker, Wirthc. auf der Gränze dicht vor der Stadt niedergelassen und arbeiten dort für die ärmeren Städter, denen sie die Producte ihrer Arbeit um etwas billigeren Preis geben können.

18. B a s e l.

Keine Stadt der Schweiz gleicht so sehr noch einer alten deutschen Reichsstadt wie Basel, sowohl in ihrer äußeren Physiognomie, als in dem Charakter, in den Sitten und Gewohnheiten ihrer Bewohner. Namentlich deutete man mir in Basel immer auf Bremen hin und sagte, daß die Republikaner von Basel mit denen von Bremen den merkwürdigsten Parallelismus darböten. Basel, in dem größten Thore der Schweiz gelegen, durch welches fast alle schweizer Gewässer, in einem einzigen herrlichen schiffbaren Strome vereinigt, abfließen, ist die größte Handelsstadt der Schweiz. Von jeher hat der Gewerbs- und Handelsgeist der Einwohner an diesem Puncte große Capitalien aufgehäuft, und die Baseler genießen in der Handelswelt eines eben so soliden Credits, wie die Bremer. Ein Baseler hat sich die Mühe gegeben, alle Urtheile fremder Schriftsteller über seine Vaterstadt von dem alten Aeneas Sylvius bis auf die neueren Emil Souvestre und Theodor Mundt herab in einem Auszuge zusammenzustellen, und ich finde darin eine Menge Züge, die frappant auf unser Bremen passen. Einer von ihnen hebt den streng religiösen Sinn der Baseler hervor, der zuweilen in Pietisterei und Frömmelei ausartet. Durch seine Bibel- und Missionsgesellschaften ist Basel in der ganzen Welt berühmt, durch seine Tractätchen und seine strenge äußere Religiosität, seinen geistlichen Stolz, man möchte fast sagen, berüchtigt. Ganz dasselbe ist mit Bremen der Fall, dessen Kirchlichkeit und dessen religiöse Streitigkeiten in Deutschland eben so bekannt geworden sind. Die Prediger haben in Basel eine ganz ähnliche einflußreiche Stellung wie in Bremen.

Ein anderer jener Autoren hebt den Ernst und den Mangel an fröhlicher Geselligkeit in Basel hervor. — Der Fremde, sagt er, fühlt sich nicht leicht unter den Baselern heimisch. Wenn

ste aber einmal ihre Behaglichkeit oder Indolenz überwunden haben, so wenden die Baseler dann auch Alles an, durch Gastfreundschaft sich auszuzeichnen. Viele Fremde haben ganz Aehnliches von unseren Bremern bemerkt. — Wie in Bremen, so wird auch in Basel der meiste gesellige Genuß in dem Familienleben und im intimen Umgange der Familienglieder gesucht. In beiden Städten haben die Mitglieder einer Familie die Sitte, sich bei ihrem Familienhaupte, bei dem Vater oder Großvater mit Kindern, Schwiegerköchtern, Enkeln und Urenkeln des Sonntags einzufinden. In Basel heißen diese Familiencirkel „Kämmerlein“, in Bremen „Kindertage“. Die Baseler „Kämmerlein“ wie die Bremer „Kindertage“ sind auf gleiche Weise exclusiv, und Fremde erlangen in ihnen keinen Zutritt.

Wenn Emil Souvestre von Basel Folgendes sagt: „Das Erste, was einem beim Eintritt in die Stadt auffällt, ist der Eindruck von Traurigkeit und Debe, der Allem aufgedrückt ist. Da findet man lauter ernste Gesichter, gravitatische Rathsherren, eilende Geschäftsmänner, keine müßigen Spaziergänger, keine anmuthig belebten Boulevards, keine Brunnen, von plaudernden Mädchen umringt, keine Balkone, mit hübschen Kindern beladen, welche neugierig schauen, die Fenster nicht mit fleißigen Arbeiterinnen besetzt, deren Nabel erhoben bleibt, so bald das Geräusch eines Fuhrwerks die Fenster klirren macht. Wenn aber die Straßen Basels traurig zu durchwandern sind, so ist es dagegen unmöglich, von ihrer ausgezeichneten Reinlichkeit eine richtige Vorstellung zu geben. Da ist keine Spalte, kein Riß, kein Fleck zu sehen auf allen diesen mit Oelfarbe angestrichenen Mauern, kein ungewaschenes Fenster in der Stadt. Diese auffallende Reinlichkeit scheint das Resultat alter Gewohnheit zu sein. Sie ist ganz in den Charakter der Einwohner übergegangen. Ihre Liebe für alles Wohlgeordnete, Hübsche, Glänzende treibt sogar

die Baseler dahin, nur wenige Zimmer ihrer Häuser zu bewohnen, während die besseren und größeren, in welche nur die abstaubenden und scheuernden Dienstmädchen kommen, stets leer bleiben. Nur bei besonderen Gelegenheiten, bei Festen, welche sehr selten sind, werden diese Säle geöffnet." — Wenn, sage ich, der genannte Franzose so von Basel spricht, so könnte man alle seine Aeußerungen auch eben so von Bremen und den Bremern gelten lassen; denn sie passen fast buchstäblich darauf. — Dieselben Eindrücke, derselbe Ernst, dieselbe Reinlichkeit, dieselbe innere Einrichtung der Zimmer hier wie dort. — Ich will zugeben, daß manche dieser Aehnlichkeiten zwischen Bremen und Basel sich aus der Gleichartigkeit der politischen Verfassung beider Städte erklären lassen, und daß viele von ihnen überhaupt allen kleinen Stadtrepubliken eigen sind. Im Ganzen behauptet man indeß, daß weder Hamburger, noch Frankfurter, noch Lübecker sich so angeheimelt fühlen in Basel, wie gerade die Bremer, und man könnte demnach auch glauben, daß der Zufall oder die Natur auch eben so an sehr verschiedenen Weltenden ganz gleiche Volkscharaktere oder Stadtyphygnomieen erzeugen kann, wie sie oft ganz gleiche Gesichter zweier verschiedener Individuen in ganz entlegenen Ländern erzeugen.

Da ich in verschiedenen Ländern Europas den Missionären der Baseler Bibelgesellschaft und Missionsanstalt begegnet war, so waren sie bei meiner Ankunft in der Stadt das Ziel meiner ersten Besuche. — Wie die meisten Bibelgesellschaften des protestantischen Continents Europas, stammt auch die Baseler aus England und steht noch immer mit ihrer englischen Muttergesellschaft in Verbindung. Sie verbreitet die Bibel hauptsächlich in den 4 Sprachen der Schweiz, der italienischen, der romanischen, der französischen und der deutschen, und bringt jährlich beinahe 10,000 Bibeln in die Welt.

Auch die Baseler Missionsgesellschaft wurde auf von England her empfangene Impulse gegründet. „Wenn wir in den Jahren 1806 bis 1816, als in der Schweiz und Deutschland noch keine Missionsgesellschaften bestanden, die erfreulichen Berichte über die Missionen aus England lasen, so fragten wir: was ist denn bei uns zu thun?“ so heißt es in der in Basel geschriebenen Geschichte dieser Missionsanstalt, die, wie fast alle Missionsgesellschaften des Continents, von England aus directe oder indirecte Unterstützung erhielt. — Im Ganzen, kann man sagen, folgen alle unsere „Heidenboten“ den Fußstapfen der englischen „Wesleyans“ und „Church missionaries“, eben so wie unsere Kaufleute den Fußstapfen der englischen Admirale in China und anders wo folgen. Die Engländer eröffnen für uns, für den Handel, für das Christenthum die Welt. — Hauptsächlich arbeiten die Baseler nur in den von Engländern besetzten Ländern und unter englischem Schutze, namentlich in Ostindien, in Neuseeland, Neuholland, Südafrika, Surinam, außerdem aber freilich noch in einigen von England unabhängigen Ländern, in Westafrika, in Persien, im Kaukasus u. — Im Ganzen hat die Anstalt jetzt ungefähr 250 „Heidenboten“ in die Welt hinausgesendet. Von diesen kamen die meisten aus Deutschland, nahe an 200, und nur etwa 50 aus der Schweiz. Von denen aus Deutschland war wiederum die Mehrzahl (über 100) aus Würtemberg. Eigentlich muß man daher die Baseler Anstalt als ein deutsches und namentlich als ein würtembergisches Unternehmen betrachten. In Würtemberg ist der Missionseifer sehr groß, und dort finden sich sehr viele theologische Candidaten und dabei nicht so viele einträgliche Predigerstellen, wie in der Schweiz. Indessen fließen der Anstalt auch die meisten Geldbeiträge aus Würtemberg und überhaupt aus dem südlichen evangelischen Deutschland zu, nämlich jährlich an 60,000 Gulden,

aus der Schweiz dagegen nur 20,000 Gulden. Auch die Vorsteher der Anstalt waren und sind meistens Würtemberger. — Es giebt in der Schweiz nur noch eine ähnliche bedeutende Gesellschaft dieser Art, das ist die *Société évangélique du Genève*. Doch hat sich diese Gesellschaft hauptsächlich auf die Verbreitung des evangelischen Lichts und der Bibel im südlichen Frankreich beschränkt. Sie hat das südliche Frankreich in eine Anzahl von Districte getheilt, in welche sie ihre Bibelcolporteurs und ihre „frères évangéliques“ aussendet, „pour l'évangélisation du pays.“ — Sie haben es geradezu auf eine Bekehrung der Katholiken zum Protestantismus abgesehen. — Das mittlere Frankreich fällt besonders den Baseler Gesellschaften anheim, die hier nicht weniger als 150 „Bibelträger“ unterhalten.

Der Eifer der frommen Leute, welche an der Spitze dieser Anstalten stehen, und ihre Freude an der Verbreitung ihres Werkes ist groß. Und vielleicht ist diese Ansachung des christlichen Eifers im eigenen Vaterlande, vielleicht sind die Opfer, die viele Leute in Basel, Baden und Württemberg sich für eine gute Sache auflegen, die guten Bestrebungen, die dadurch herbeigeführt, die frommen Gefühle, die dabei erweckt, die Kenntnisse, die in den Schulen verbreitet werden, der apostolische Geist, der in den Zöglingen erregt, das Licht, welches durch die Correspondenzen mit allen Theilen der Welt über die Beschaffenheit und Lage der verschiedenen Völker im Vaterlande verbreitet wird, das beste Resultat der Wirksamkeit der Anstalt. Denn die Masse des Glücks und Heils, das man den heidnischen Völkern selber bisher gebracht hat, ist vermuthlich unbedeutend dagegen. — Es sind nicht gerade die ausgezeichnetsten Talente, welche sich den Missionen widmen. Die Mehrzahl der jungen Leute ist aus dem Handwerker- oder Bauernstande. Und Viele betrachten die Stellung, die sie erst in der Missionschule, wo

sie unentgeltlich erzogen werden, und dann in einer fremden Station gewinnen, als eine Lebensversorgung. Mich dünkt, es wäre politischer, wenn man anstatt den Grönländern, Birmanen, Mahratten und Malaien junge Schwarzwälder, Schwaben und Basellandschäftler zuzuschicken, einige der Eingeborenen selber kommen ließe, sie für europäische Cultur gewönne und dann als Prediger in ihr Vaterland zurückschickte; freilich mag auch dieß seine Schwierigkeiten haben. Wo sich hier und da Gelegenheit dazu bot, hat man es versucht. So z. B. fand ich eben jetzt in der Baseler Anstalt einen jungen Braminen, der, wenn ich nicht irre, aus Mangalore hier angekommen war. Er war dort durch die Bemühungen englischer Missionäre mit der Bibel bekannt geworden und hatte eine Vorliebe für den Inhalt dieses Buches gefaßt und es eifrig studirt. Sein Vater, ein reicher Bramine, war darüber erbittert geworden und hatte seinen Sohn, ihn der Bibel beraubend, in seiner Wohnung verschlossen, um ihm allen Umgang mit den Missionären unmöglich zu machen. Der Sohn war aber entkommen und hatte sich unter den Schutz der Missionäre und des englischen Gouvernements gegeben. Dieß erregte eine Conspiration der Braminen des Orts und einen Aufstand, den die Engländer mit Gewalt erstickten. Der junge für das Christenthum begeisterte Bramine wurde auf seine Bitte nach Europa gesandt und kam so in die Baseler Anstalt, wo er nun eifrig deutsch und englisch und die christliche Theologie studirte. — Ich fand ihn mitten in seinen Studien, wie einen Büßenden in ein grauwolles nordisches Gewand gehüllt. Er sah etwas leidend aus, wie unsere jungen Studenten, wenn sie für ihre Staatsexamina studiren. Ich konnte ihn nicht ohne Rührung und Theilnahme ansehen. Er sagte mir, er habe eine junge Frau in Man-

galore zurückgelassen. Sie sei die Einzige, die ihm zuweilen von dort aus schreibe. — Sein Vater, sein Schwiegervater und alle seine anderen Verwandten haßten ihn jetzt nach seiner Befehrung, hätten ihn aus ihrem Gedächtniß verbannt und schrieben ihm nicht mehr. — Das Auge des jungen Mannes hatte etwas Gebrochenes. Er sprach leise und bescheiden, und seinen Mund umschwebte immer ein stilles melancholisches Lächeln, wie man es wohl bei Kranken sieht, wenn man sie besucht und anredet. Er war erst 22 Jahre alt und hatte nun noch durch viele Gebiete der theologischen Wissenschaften und der deutschen Sprache sich hindurchzuarbeiten. — Wird sein Körper dieß ertragen und sein Geist stark genug sein? Wird er nicht vielleicht jetzt stets von Zweifeln bewegt? Wird er am Ende zu einem beruhigenden und beglückenden Lichte durchbringen? Wird er nicht vielleicht einst sehnüchtig seine Arme nach der Glaubenswelt seiner Kindheit ausstrecken? Dieß waren lauter Fragen, die bei seinem Anblicke in mir auftauchten. Ich mußte gestehen, wenn ich diesen Fall betrachtete, so wurde mir traurig ums Herz. Da hatte man den Gatten von der Gemeinschaft und dem Herzen der Gattin getrennt, einen Sohn seinem Vater geraubt, jenem den Fluch des letzteren zugezogen, eine reiche, angesehene und gebildete Braminenfamilie verlegt und Zwiespalt und Hader unter ihre Mitglieder gebracht, eine ganze Stadt alarmirt und ihre Bevölkerung der Parteiung und am Ende der Unterjochung durch Waffengewalt ausgesetzt. Und warum dieß Alles? — bloß um einen solchen schwächlichen, fränklichen und schwankenden Apostel zu gewinnen. Ich glaube, daß die meisten Befehrungsgeschichten von solchen betrübenden und glückstörenden Umständen begleitet sind. Daß man den Muth haben kann, solche Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, daß

man, uneingedenk all des Schmerzes, den sie verursachen, über solche Bekehrungen sogar triumphiren kann, begreife ich nur dann, wenn man des festen Glaubens ist, daß das Unglück und der Schmerz von Nichtchristen für unbedeutend anzuschlagen ist, daß alle Nichtchristen für alle Ewigkeit verdammt sind, und daß die christliche Religion als einzig und allein seligmachende den menschlichen Geist für alle kommenden Zeiten retten kann. — Wer diesen Glauben hat, der kann dann freilich so sich trösten: aller Schmerz, den heidnische Väter, Gattinnen, Familien, Bürgerschaften, während einiger Jahre ertragen, ist nichts gegen die Seligkeit, die wir einer Seele für alle Ewigkeiten bis ans Ende der Zeiten verschaffen. — Da die Protestanten dieser Glaube in minder hohem Grade beseelt als die Katholiken, so sind sie schon deshalb zum Missionswerke minder geschikt als diese. — Im Ganzen muß man gestehen, daß alle unsere protestantischen Missionen, sowohl die englischen, als die Herrnhutischen, die Baselschen, Genfer &c., nur wenig Fortgang haben. Die Apostel des alten katholischen Christenthums gingen ganz anders unter die Heiden hinein. Sie suchten mitten unter diesen den Märtyrertod, und aus dem unschuldig vergossenen Blute dieser guten frommen Märtyrer wuchsen dann die Keime der Heiden, die Wunder, welche ihr Gewissen schreckten, und ihre Bekehrung hervor. Es fehlt uns an Märtyrern, und unsere bloß vernünftige Belehrung ist zu schwach, um die Heiden so gründlich zu bekehren, wie Paulus, Kyrill, Methodius und Bonifacius u. s. w. es thaten.

Außer der Missionsanstalt besuchte und besah ich mir auch noch alles Andere, was die alte Stadt Interessantes enthielt, verlebte in ihren Mauern in höchst anmuthigen und belehrenden Kreisen noch eine Woche und verließ dann den schweizerischen

Boden, indem ich meinen Wanderstab in das schöne Nachbarland setzte, daß in den letzten Tagen unsere ungeschickten Freiheits- und Einheitsbestrebungen so unglücklich gemacht haben, welches aber damals noch dem Reisenden so freundlich und glücklich entgegenzulächeln schien.

In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

G. Poulett Cameron,
Reiseabenteuer in
Georgien, Circassien und Rußland.

Frei nach dem Englischen
von **Fr. Gerstäcker.**

Zweite Ausgabe. 2 Bde. 8. broch. 1 Thlr.

J. C a r n e,
Leben und Sitte im Morgenlande,
auf einer Reise von Konstantinopel durch das griechische Insel-
meer, Aegypten, Syrien und Palästina geschildert.

Aus dem Englischen übersetzt von **W. A. Lindau.**

Erster bis dritter Theil.

8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vierter Theil: **Reise über Cypern und Rhodus nach Morea.**

8. 25 Ngr.

J. C a r n e,
Reise durch die Schweiz.
Aus dem Englischen übersetzt von **W. A. Lindau.**

8. 1 Thlr.

S i b i r i e n.

Nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und poli-
tischen Verhältnissen und als Strafcolonie geschildert

von **Charles Herbert Cottrell.**

Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von **W. B. Lindau.**

2 Theile. 8. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

F r e d d o l i n e n.
Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien.

Von **H. W. von Ehrenstein.**

gr. 8. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fr. Gerstäcker,
Nord- und Süd-Australien.
Ein Handbuch für Auswanderer.
Frei nach den englischen Werken von **Dav. Mackenzie,**
J. C. Byrne, G. F. Davidsohn, E. Nowcroft und
G. D. Wilkinson bearbeitet.
16. broch. 18 Ngr.

Streif- und Jagdzüge
durch die
vereinigten Staaten Nordamerika's.

Von **Fr. Gerstäcker.**

Mit einem Vorworte von **Cr. Bromme.**

2 Bände. 12. broch. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Fr. Gerstäcker,
amerikanische Wald- und Strombilder.

2 Theile. 8. broch. 2 Thlr. 6 Ngr.

Inhalt: 1) Nordamerikanische Jagd. 2) Die Leichenräuber.
3) Curtis Brautfahrt. 4) Schulen in den Backwoods. 5) Die
Alligator-Jagd. 6) Ein Versuch zur Ansiedelung, oder wie's dem
Herrn von Seehingen im Urwald gefiel. 7) Cincinnati. 8) Der
wunderbare Traum. 9) Eine Pantherjagd. 10) Wandernde Krämer.
11) Der amerikanische Urwald.

Th. Hope,
Anastasis.

Leben und Reiseabenteuer eines Neugriechen.

Aus dem Englischen übersetzt von **W. A. Lindau.**

Zweite, mit einer Einleitung vermehrte Auflage.

5 Theile. 8. broch. 5 Thlr.

W. Kingston,
portugiesische Land- und Sittenbilder.

Aus dem Englischen von **W. B. Lindau.**

2 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Dr. G. Altmann,
ITALICA.

Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit
des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommene
Reise nach Italien.

gr. 8. broch. 2 Thlr. 22½ Ngr.

J. G. Kohl,
die deutsch-russischen Ostseeprovinzen
oder
Natur- und Völkerleben in Kar-, Liv- und Esthland.

Mit einer Karte der deutsch-russischen Ostseeprovinzen,

2 Titellupfern und 6 anderen Kupfertafeln.

2 Theile. 8. broch. 5 Thlr. 15 Ngr.

